Reisebriefe

über

China, Japan und Siam.

Erster Theil.



Zu I, 273.

Chinesischer Bauerhof in der Nähe von Schang-hae.

Die preussische Expedition

nach

China, Japan und Siam

in den Jahren 1860, 1861 und 1862.

Reisebriefe

von

Reinhold Werner,

Lieutenant zur See 1. Klasse.

Mit [illegible] Abbildungen in [illegible] Karte.

Erster Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1863.



Zu I, [illegible]

Chinesischer Bauernhof in der Nähe von Schang-hai

Die preussische Expedition

nach

China, Japan und Siam

in den Jahren 1860, 1861 und 1862.

Reisebriefe

von

Reinhold Werner,

Lieutenant zur See I. Klasse.

Mit sieben Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1863.

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Prinzen Adalbert von Preußen,

Oberbefehlshaber der Königlich Preußischen Marine,

widmet dieses Buch

als Zeichen seiner tiefsten Ehrfurcht

der Verfasser.

Vorrede.

Als ich im Frühjahre 1860 beordert wurde, mich als Commandant des Schiffes Elbe der Expedition nach Ostasien anzuschließen, richtete die Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig die Anfrage an mich, ob ich geneigt wäre, für die „Deutsche Allgemeine Zeitung" eine Reihe von Berichten über meine Erlebnisse und Beobachtungen in der östlichen Welt zu schreiben. Es war mir dieser ehrende Antrag willkommen, weil ich in meiner langen Laufbahn als Seemann stets einen hohen Genuß darin gefunden habe, fremde Länder und Völker mit kritischem Auge zu betrachten; sodann stand auch der Versuch, das deutsche Publikum über die Dinge im Osten aufzuklären, mit dem Zwecke der Expedition in vollstem Einklange und konnte deren Tendenz nur förderlich sein. Ich schickte demnach aus der Ferne regelmäßige Berichte, die als „Briefe eines Mitglieds der preußischen Expedition nach China und Japan" während der Jahre 1861 und 1862 in der genannten Zeitung erschienen und von dem Publikum nicht ungünstig aufgenommen worden sind.

Nach meiner Rückkehr im Mai 1862 setzte mich die Verlagshandlung in Kenntniß, wie von vielen Seiten der

Wunsch laut geworden, ich möchte meine Reisebriefe in ein selbständiges Werk zusammenfassen. Auf diesen Wunsch ging ich um so bereitwilliger ein, als mein Reisejournal noch eine Fülle von Erfahrungen enthielt, deren Veröffentlichung zum Theil wenigstens den deutschen Interessen von Nutzen sein konnte. Zudem empfand ich selbst das Bedürfniß, die oft unter den unruhigsten und seltsamsten Umständen entworfenen Reisebriefe einer genauern Sichtung zu unterwerfen.

So entstand denn das Werk, welches ich hiermit dem deutschen Publikum übergebe, und das mit sieben Abbildungen in Holzschnitt und einer Orientirungskarte ausgestattet worden ist. Das Buch enthält, auf Grund jener schon veröffentlichten Reisebriefe und eines reichlichen neuen Materials, die Schilderung meiner persönlichen Erlebnisse auf dem Schiffe Elbe sowie die Erfahrungen und Beobachtungen, welche ich über die Länder, Völker und Zustände der östlichen Welt während der langen Reise zu machen Gelegenheit hatte. Namentlich aber sind es die drei Hauptpunkte der Expedition: China, Japan und Siam, denen ich in Rücksicht auf das deutsche Handels- und Schiffahrtsinteresse meine besondere Aufmerksamkeit zugewendet habe, und der Reiseweg, welcher der Elbe vorgezeichnet war, konnte dies nur begünstigen.

Bemerken muß ich im voraus, daß ich sowol in China wie in Japan vieles ganz anders gefunden habe, als ich nach den Schilderungen fremder Reisebeschreiber voraussetzen durfte, und meine Urtheile über Menschen und Verhältnisse weichen darum nicht selten wesentlich von den Mittheilungen meiner Vorgänger ab.

Den überraschendsten Eindruck und die freudigste Bewegung hat mir die Wahrnehmung von der geräuschlosen und doch erfolgreichen Verkehrsthätigkeit meiner deutschen Landsleute in den östlichen Meeren und Ländern gemacht. Von den Küsten Indiens bis in den Norden Chinas hinauf haben, ohne Schutz und Zuthun der deutschen Regierungen und gegenüber der mächtigen englischen und amerikanischen Concurrenz, deutscher Handel und insbesondere deutsche Schiffahrt in ungeahnter Weise festen Fuß gefaßt. Die Bedeutung der preußischen Expedition ist durch diese Thatsache in das glänzendste Licht gestellt worden, zumal es gelungen, in den wichtigsten der abgeschlossenen Verträge — den Vertrag mit China — zugleich auch den ganzen Deutschen Zollverein, die Hansestädte und Mecklenburg mit hineinzuziehen.

Der Leser wird nicht verkennen, wie ich mit Fleiß bemüht gewesen bin, die großen commerziellen Interessen, die Deutschland in Ostasien hat, zur Anschauung zu bringen. Ich habe nicht nur zuverlässige Nachrichten über den gegenwärtigen Verkehr Deutschlands im Osten zu erlangen gesucht, sondern auch die unermeßlichen Vortheile aufgezeigt, welche Industrie, Handel und Schiffahrt der Deutschen in Zukunft aus der östlichen Welt ziehen können, wenn dabei planmäßig und im gemeinsamen vaterländischen Interesse vorgegangen wird.

Freilich kann ich dabei nicht verschweigen, daß mit dem Abschluß der Verträge und der Residenz eines preußischen Gesandten in Peking nur ein erster Schritt geschehen ist. Der zweite Schritt, der gethan werden muß, ist die Aufstellung eines preußischen oder deutschen Kriegsgeschwaders in den östlichen Gewässern, das dem vaterländischen Verkehr nachdrücklichen Schutz und dem deutschen

Namen Respect zu verleihen vermag. Zu diesem verhältnißmäßig geringen Opfer werden sich Preußen und Deutschland entschließen müssen, wenn sie in dem ihnen gebührenden Maße an den Vortheilen des östlichen Weltverkehrs theilnehmen wollen.

Wiewol es nicht meine Aufgabe sein konnte, eine Geschichte der preußischen Expedition zu schreiben, so habe ich doch im Interesse der Sache den Verlauf der letztern im allgemeinen mit zu zeichnen gesucht. Der Vollständigkeit wegen schicke ich hier noch einen kurzen Bericht über den Bestand und den Beginn der Expedition voraus.

Der Hauptzweck der preußischen Expedition war die Abschließung von Handelsverträgen mit China, Japan und Siam, und dieser Zweck ist auch, wenigstens was Preußen betrifft, vollständig erreicht worden. Die Expedition umfaßte im ganzen folgende vier Schiffe: die Dampfcorvette Arkona unter Befehl des Geschwaderchefs Kapitän zur See Sundewall, die Segelfregatte Thetis unter Kapitän zur See Jachmann, den Schooner Frauenlob unter Lieutenant zur See I. Klasse Reetzke (der leider in der Nähe der japanischen Küste mitsammt der Mannschaft verloren ging) und das Transportschiff Elbe unter meinem Befehl. Die Arkona hatte 27 Geschütze und 355 Mann Besatzung, die Thetis 38 Geschütze und 376 Mann, der Frauenlob 1 schweres Bombengeschütz und 44 Mann, die Elbe 6 leichtere Geschütze und 50 Mann; in Summa 72 Geschütze und 825 Mann. Das Offiziercorps des Geschwaders zählte 2 Kapitäns zur See, 7 Lieutenants zur See I. Klasse, 10 Lieutenants zur See II. Klasse, 10 Fähnriche zur See und 2 Lieutenants vom Seebataillon als Detachementsführer. Außerdem waren

auf den beiden großen Schiffen 20 Seecadetten eingeschifft, welche im Laufe der Reise größtentheils zu Fähnrichen avancirten. Das Beamten-Personal wurde gebildet durch 2 Verwaltungs-Commissare, 8 Aerzte, 1 Prediger, 1 Marine-Secretär und 4 Verwalter.

Zu der Besatzung der Schiffe traten noch die Gesandtschaft, die Commissare und die Gelehrten und Künstler, welche die Expedition begleiteten. Erstere bestand aus dem Gesandten Grafen zu Eulenburg, einem Legationssecretär, drei Attachés, einem Arzt und zwei Dienern. Die Zahl der Commissare betrug fünf; davon waren vier für das kaufmännische Fach und einer für landwirthschaftliche Angelegenheiten bestimmt. Von den Gelehrten nahmen ein Zoologe, ein Botaniker und ein Geologe theil und außerdem noch ein Maler, ein Zeichner und ein Photograph, im ganzen 19 Personen. Die Gesammtsumme der Expeditionsmitglieder belief sich auf 844 Köpfe.

Die Schiffe verließen nicht gleichzeitig die heimischen Küsten. Es war zwar die Absicht, das Geschwader schon im Herbst 1859 zu entsenden, doch verzögerten unvorhergesehene Umstände die Abreise längere Zeit, und während Thetis und Frauenlob im October 1859 nach England abgingen, konnte ihnen die Arkona erst im December folgen. Während der Fahrt durch die Nordsee erlitt das letztere Schiff in einem schweren Sturme so bedeutende Beschädigungen an der Maschine, daß die Reparaturen abermals mehrere Monate beanspruchten.

Anfang März 1860 stieß die in Hamburg ausgerüstete Elbe in Southampton zum Geschwader. Thetis und Frauenlob wurden vierzehn Tage später nach Rio-de-Janeiro vorausgeschickt, die Elbe folgte am 5. April und wenige Tage

später auch die Arkona. Letztere holte die Elbe in Teneriffa ein, und diese erhielt dort Befehl, direct nach Singapore zu segeln, während die Arkona nach sehr kurzem Aufenthalt nach Rio-de-Janeiro abging, dort mit den beiden andern Schiffen zusammentraf und Anfang Juni in deren Begleitung ihre Weiterreise nach Singapore antrat. Infolge schlechten Wetters wurde das Geschwader unterwegs zwar getrennt; jedoch erreichten alle drei Schiffe Ende Juli, und zwar innerhalb acht Tagen, den Ort ihrer Bestimmung. Am 7. August langte auch die Elbe, die wegen einiger Reparaturen vierzehn Tage auf den Canarischen Inseln hatte verweilen müssen, in Singapore an.

Kurz nach Ankunft des Geschwaders traf die Gesandtschaft mit der Ueberlandpost in Singapore ein und schiffte sich an Bord der Arkona ein. Letztere segelte am 14. August in Begleitung des Frauenlob nach Japan, während die Thetis bereits am 12. August dahin abgesandt worden war.

Dies genüge zur Orientirung über Bestand und Beginn der Expedition. Die weitern Angaben über die Reisen der einzelnen Schiffe wird der Leser im Buche selbst finden.

Ich empfehle denn meine Aufzeichnungen dem deutschen Publikum mit dem Wunsche, daß es mir gelungen sein möge, nicht nur eine lehrreiche Schilderung fremder Welt und fremder Menschen zu geben, sondern auch mit Erfolg darauf aufmerksam gemacht zu haben, welche große wirthschaftliche Interessen Deutschland in dem fernen Osten zu bewahren und weiter zu entwickeln hat.

Danzig, im Januar 1863.

Reinhold Werner.

Inhalt des ersten Theils.

12.

Abbildungen zum ersten Theil.

1.

Abreise. Besuch auf Madeira. Die Naturbeschaffenheit der Insel. Die Bevölkerung. Die Brustkranken. Die schöne Novize.

Am 5. März 1860 verließen wir den Hafen von Hamburg und sagten damit dem deutschen Vaterlande Lebewohl, und zwar für lange lange Zeit. Der Nordostwind blies scharf und kalt, die Thürme der alten Hansestadt hüllten sich allmählich in einen Schleier, den Schneeflocken immer dichter um sie webten, die Ufer wurden öder und einförmiger, sie traten immer weiter zurück, und als uns der Schleppdampfer wegen der eintretenden Flut bei Freiburg loswarf, der Anker in den Grund rasselte, zeichneten sie sich an dem trüben Himmel nur noch als dunkle Linien ab, über welche dann und wann eine Kirchthurmspitze oder ein kahler Baumwipfel als einzige Abwechselung emporragte. Die Möven flogen kreischend um unser Schiff, die schmuzig gelbe Fläche des Stromes war eine trübselige Umgebung, und wir wünschten sehnlichst den folgenden Tag herbei, um mit ihm in die freie See zu kommen. Er erschien ebenso trüb und kalt, wie der gestrige Abschied genommen, aber er brachte einen stürmischen Nordost mit, der bald unsere Segel schwellte und uns mit Windeseile der Nordsee zuführte. Um Mittag flogen wir bei Cuxhaven vorbei, dann kam der Thurm von Neuwerk,

dann das Feuerschiff, die Umrisse von Helgoland tauchten schwach am Horizonte auf, um bald in der grauen Dämmerung wieder zu verschwinden, und nun schwammen wir allein auf dem weiten Wasser, dessen schaumgekrönte Wellen der scharfe Bug unsers Schiffes durchschnitt. Der Wind nahm beständig an Stärke zu, bald hatten wir den schönsten Sturm, aber er war uns günstig, und wenn er uns auch empfindlich schaukelte, brachte er uns dafür schon nach 48 Stunden in den Kanal und am dritten Tage nach Portsmouth, wo wir das Geschwader trafen. Wir lagen hier vier Wochen, theils um unsere Ausrüstung zu vervollständigen, theils um die Vorrathsgegenstände für die übrigen Schiffe einzunehmen, und erst am 5. April traten wir unsere Weiterreise an. Wir waren sehr froh, als wir der Kreideküste Englands Lebewohl sagen konnten. Das lange Verbleiben dort, das in unvorhergesehenen und deshalb um so unangenehmern Verzögerungen seinen Grund hatte, wirkte vollständig niederdrückend auf uns, und jeder athmete hoch auf, als die „Nadeln", die zackigen Klippen an der Westspitze der Insel Wight, unsern Blicken entschwanden, sich unser Schiff auf den lichtgrünen Wellen des Kanals wiegte und mit schneller Fahrt vor der frischen Brise dahinflog. Unser nächstes Ziel war Madeira, jene Perle des nordatlantischen Oceans, die selten ein nach dem Süden gehendes Kriegsschiff unbesucht läßt. Unsere Reise verlief ohne alle Unfälle mit den gewöhnlichen Attributen von Seekrankheit für die Neulinge, lächerlichen Intermezzos und traurigen Mienen der darunter Leidenden. Einstimmig ward aber das wärmere Klima von uns begrüßt, dessen schneller Eintritt von uns täglich angenehmer empfunden wurde.

Nach zehntägiger Fahrt tauchte Porto Santo am Horizonte auf, eine den Portugiesen gehörige und 6 Meilen nördlich von Madeira gelegene Insel. Bei Annäherung zeigte sich eine kahle, röthliche, steil aus dem Meere emporsteigende Felsen-

masse, reich an schroffen Abhängen und Klippen, die ihre scharfen Spitzen in die Luft hinausstrecken und nur den Vögeln des Meeres zum Wohnorte dienen. Hier und dort schaute jedoch auch die grüne Kuppe eines weiter im Innern liegenden Hügels durch eine Felsspalte und verrieth, daß nicht die ganze Insel so unwirthbar sei, als es an der Nordseite, welche wir passirten, den Anschein hatte. Porto Santo hat eine durchschnittliche Höhe von 12—1400 Fuß und wird, da der Boden nicht sehr fruchtbar ist, nur spärlich bewohnt. Die ganze Insel zählt auf 3 Quadratmeilen 1800 Einwohner und dient als Verbrechercolonie von Madeira.

Gegen Abend erblickten wir Madeira und gelangten bei dem fortdauernd guten Winde um Mitternacht auf die Rhede von Funchal, konnten aber erst am andern Morgen ankern, da uns Windstille überfiel und uns etwa eine Meile von der Stadt entfernt hielt.

Madeira, das politisch zu Europa, physikalisch aber zu Afrika gehört, ist trotz seiner Nähe zur Alten Welt nicht so früh bekannt gewesen wie die Canarischen Inseln. Seine Entdeckung fällt um das Jahr 1344, und zwar geht die Sage, daß ein Liebespaar, Robert Machim und Anna d'Arfel, das vor dem Zorne harter Verwandten aus England nach Frankreich fliehen wollte, von einem Sturme nach der damals unbekannten und unbewohnten Insel verschlagen wurde. Sie landeten in einer Bucht, die noch heute die Bucht von Machico heißt und an der ein kleiner Flecken gleiches Namens liegt. Die Strapazen der Reise brachten jedoch beiden den Tod, und in der Kirche von Machico wird noch als Reliquie ein Stück des Kreuzes aufbewahrt, das einst auf ihrem gemeinschaftlichen Grabe von den spätern Wiederentdeckern Madeiras gefunden wurde. Ebenso verewigt ein in dem Gouvernementsgebäude von Funchal befindliches sehr altes Gemälde das tragische Ende des Paares. Da nach ihrem Tode das Schiff, mit dem sie

gekommen, wieder absegelte, verschwand die Insel abermals über ein halbes Jahrhundert aus der Geschichte. Zwischen 1417 und 1419 fällt ihre zweite Entdeckung durch spanische Ansiedler auf Porto Santo, die zur Eroberung der Canarischen Inseln von Spanien ausgesegelt waren und infolge einer beständig in Südwest sichtbaren dunkeln Wolke dort Land vermutheten.

Die erste Erscheinung Madeiras entspricht nicht den Erwartungen, die man sich nach den Schilderungen beredter Reisender von dieser schönen Insel macht. Auf weitere Entfernungen zeigt es sich nur als eine kahle Felsenmasse von gewaltigen Dimensionen, deren breite Kuppen fast immer von einem trüben Wolkenschleier verhüllt sind, und die zwar großartig und imposant sich aus der blauen Tiefe erhebt, immer aber einen besonders dunkeln und tristen Eindruck macht. Die Insel besteht aus einer dichtgedrängten Gruppe von schroff aufsteigenden und von jähen Abgründen durchschnittenen Bergen, deren bedeutendster, der Pico Ruivo von 6056 Fuß Höhe, ungefähr den Mittelpunkt bildet. Der Lomba Grande, ein Gebirgskamm von etwa gleicher Erhebung und einer halben Meile Länge, steigt an ihrem westlichen Ende auf und bildet den Nordrand der gewaltigen Schlucht, die unter dem Namen des Curral zu den Wundern Madeiras zählt. Die westliche Wand der Schlucht formt ein anderer Kamm, dessen höchste Spitze, der Pico Grande, 5391 Fuß emporsteigt. Südlich vom Ruivo zeigen sich noch drei Spitzen: der Torinhas von 5980 Fuß Höhe, der Pico Sidrao und der Pico Arriero von 5893 Fuß Höhe. Diese Gipfel bilden mit dem Ruivo gewissermaßen die Achse der Insel, von der aus das Land nach Süden hin allmählich sich abflacht, während fast die ganze Nordküste steil und schroff gegen das Meer abfällt.

So kahl und düster aber die Insel in der Ferne dem Auge erscheint, so romantisch und zugleich lieblich zeigt sie

sich in der Nähe. Der gleichmäßig graue Ton der Berge verschwindet und macht den mannichfachsten Schattirungen Platz. Auf den Bergen wechselt das saftige Grün einer üppigen Vegetation mit dem Dunkelroth des Basalts, der die Grundlage der Insel bildet.

An den Abhängen schweben Häuser in schwindelnder Höhe, als ob sie dort angeklebt wären, und ihr weißer Anstrich läßt sie wie schimmernde Lichtpunkte aus dem sie umschattenden Grün hervorstrahlen. Dazu tritt das umgebende Meer, dessen tiefes Blau im Sonnenglanze mit dem Azur des Himmels wetteifert, dessen Wogen sich mit donnerähnlichem Tosen an der zerrissenen Felsenküste brechen und ihren dampfenden Gischt hoch in die Lüfte peitschen.

Vor allem bietet aber die Hauptstadt der Insel, Funchal, ein Panorama einzig in seiner Art und unübertroffen an Anmuth und Lieblichkeit. Man fühlt sich unwiderstehlich angezogen von diesem reizenden Bilde, das, von der Natur mit allen Schönheiten ausgestattet, die Vorzüge der Tropen mit denen der gemäßigten Zonen in reichem Maße in sich vereint und namentlich auf den Nordländer einen unbeschreiblichen Zauber ausübt.

Funchal, an einer halbkreisförmigen Bucht der Südküste Madeiras gelegen, ist in einem Thale erbaut, dessen Hintergrund der Pico Arriero mit den beiden ihn begrenzenden Schluchten des Großen und Kleinen Curral bildet, und das sich nach dem Meere hin öffnet. Die Straßen der Stadt laufen vom Strande strahlenförmig nach dem Gebirge hinauf, und sie nimmt dadurch sowie durch ihre weitläufige Bauart einen bedeutenden Flächenraum ein. Nur unten am Strande stehen die Häuser näher aneinander, obwol auch hier ein jedes derselben von einem Garten umgeben ist. Das westliche Ende Funchals begrenzt eine runde circa 200 Schritt vom Strande steil aus dem Meere emporsteigende Klippe, der Loo-Felsen,

der stark befestigt ist und mit seinen Batterien die Rhede beherrscht. Die Spitze der sich wie eine Pyramide am Gebirgsabhange hinaufstreckenden Stadt bildet die über 2000 Fuß hoch liegende Bergkirche, deren blendend weiße Mauern mit ihren beiden Thürmen aus einem reichbelaubten Walde von Eichen, Walnuß- und Kastanienbäumen hervorblicken. Diese Kirche ist gewöhnlich das Ziel der Reisenden, welche einen Spazierritt nach einem der beiden Currals unternehmen, und man genießt von ihr aus eine der schönsten Aussichten, die man sich denken kann.

Der Meeresboden läuft bei Madeira ungemein steil auf. Drei Tausend Schritte von der Küste beträgt die Tiefe schon über 1500 Fuß, und die Schiffe müssen deshalb in unmittelbarer Nähe des Strandes ankern. Als wir uns dem Ankerplatze näherten, wurden wir von einigen zwanzig Booten umringt, die nur auf die Ankunft des Quarantäneboots warteten, um sich auf uns wie Geier auf ihre Beute zu stürzen. Sobald dasselbe erschienen war und uns freie Communication mit dem Lande gewährt hatte, wurden wir auch sofort geentert, und bald konnte man vor Geschrei sein eigenes Wort nicht verstehen. Jeder wollte zuerst anlegen, jeder zuerst seine Dienste anbieten. Lieferanten, Schlächter, Bäcker, Waschfrauen, Knaben, die nach Silbermünzen tauchen wollten, die man in das Meer warf, alles schrie, gesticulirte und lärmte mit südlicher Lebendigkeit durcheinander, und es gehörten eben so gute Nerven als Energie dazu, um in dieses Getümmel etwas Ordnung zu bringen, das uns anfänglich zwar amusirte, bald aber unausstehlich wurde.

Bald jedoch litt es uns nicht mehr an Bord. Die Dauer unsers Aufenthaltes auf der Insel war sehr beschränkt, und wir beeilten uns, nachdem wir unsere schmachtenden nordischen Leiber mit dem Safte und Fleische goldiger Apfelsinen und Bananen erquickt, sobald als möglich an das Land zu kommen.

Das Landen in Madeira ist schwierig und kann nur mit den eigens dazu erbauten Booten der Insel geschehen. Es existirt nämlich weder eine Mole noch ein Hafen, sondern man läßt sich mit der Brandung an den Strand setzen. Während dann die erste Welle verläuft, fassen sechs bis acht Männer das Boot, unter dessen Vorderende Walzen gesteckt werden, und ziehen es mit seinem ganzen Inhalte hoch auf den Strand, sobald die nachfolgende Welle angerollt kommt und helfend nachschiebt. Für den Laien sieht die Sache ziemlich gefährlich aus, die Bootsleute sind jedoch so geschickt, daß man immer trockenen Fußes ans Land steigt. Hier wiederholte sich die Scene, die bereits an Bord spielte, und man konnte sich nur mit Gewalt einen Weg durch die uns bestürmenden Führer, Pferdeverleiher, Träger und Bettler bahnen.

Beim Eintritt in die Stadt wird man angenehm durch die große Reinlichkeit der Straßen und Häuser berührt, eine Wahrnehmung, die man sonst in portugiesischen Städten nicht zu machen gewohnt ist. Die Häuser sind sämmtlich weiß angestrichen und sauber; die Straßen zur Abhaltung der Sonnenstrahlen zwar sehr eng gebaut, aber gleichfalls ausnehmend reinlich und sehr sorgsam gepflastert, wenn auch auf eine Weise, die unsern verwöhnten Füßen durchaus nicht angenehm ist. Die Steine haben nämlich keine platte Oberfläche, sondern bestehen aus ovalen Kieseln, deren Spitzen auseinander stehen, sodaß man sehr bald durch schmerzende Füße auf diese Eigenthümlichkeit aufmerksam gemacht wird. Der Grund dieser sonderbaren Art zu pflastern liegt in den Bodenverhältnissen. Die steilen Straßen erlauben keine Räderwagen als Transportmittel, und die Wagen bestehen nur aus Kutschkasten, die auf Schleifen ruhen und von Ochsen gezogen werden. Die Kieselpflasterung bietet einerseits den Schleifen eine nur geringe Reibung und verschafft andererseits den Ochsen einen sichern Tritt, erfüllt also vollständig ihren Zweck.

Gleich unten am Strande befindet sich die Terreiro da Se, eine höchst angenehme mit Bäumen bepflanzte, von einer Mauer eingefaßte und mit Sitzen reichlich ausgestattete öffentliche Promenade, die sowol am Tage als namentlich abends den Sammelplatz der Einwohnerschaft Funchals bildet. Die Baumpflanzung scheint absichtlich aus den verschiedensten Arten zusammengesetzt zu sein, um dem Fremden sogleich beim Betreten der Insel die Mannichfaltigkeit ihrer Vegetation vorzuführen, und wahrlich, man muß auf ein herrliches Klima schließen, wenn die in den üppigsten Laubbüscheln prangende Eiche, der Rhododendron, der Apfelsinen-, der Korallenbaum, die Platane und die Palme gleich kräftig nebeneinander gedeihen.

In der That besitzt auch die Insel ein herrliches Klima, das schönste in der Welt.

Auf der Grenze der Tropen liegend und rings umgeben von den Fluten des Oceans, herrscht auf Madeira ein ewiger Frühling und die Glut der Sonne wird durch das Meer gekühlt. Es gibt wol kein Land auf der Welt, wo ein geringerer Temperaturwechsel stattfindet als hier, und dies sowie die warme feuchte Luft machen Madeira zum Eldorado der Schwindsüchtigen, wo Heilung erfolgt, wenn sie noch möglich, und wo die Krankheit zum Stillstand gebracht oder mindestens aufgehalten wird, wenn vollständige Genesung nicht mehr erwartet werden darf.

Nach achtzehnjährigen Beobachtungen wurde die mittlere Monatstemperatur wie nachstehend gefunden: Januar 64°,18; Februar 64°,3; März 65°,8; April 65°,50; Mai 65°,53; Juni 69°,74; Juli 73°,45; August 75°,2; September 75°,76; October 72°,5; November 69°,8; December 65° Fahrenheit, mithin während des ganzen Jahres nur eine Differenz von kaum 11° Fahrenheit oder 5° Réaumur.

Schlechtes Wetter kommt während der neun Sommermonate

gar nicht, während des Winters äußerst selten vor und beschränkt sich auf etwas Wind und Regen. Die Winterstürme sind mäßig; nur zweimal in diesem Jahrhundert wurde die Insel von einer Sturmflut heimgesucht, die allerdings großes Unglück anrichtete. Im Jahre 1803 wurden von der Flut 400 Personen verschlungen, und ähnliche Verwüstungen richtete die zweite am 24. October 1842 an.

Am 15. October erschien die Insel wie unter einer einzigen großen Wolke begraben, die eine nächtliche Finsterniß verbreitete. Ein wolkenbruchartiger Regen entlud sich aus ihr, der später an Stärke zwar etwas nachließ, aber ohne Unterbrechung neun Tage lang andauerte. Dasselbe wiederholte sich am 24. October, und um 1 Uhr erschien plötzlich eine furchtbare Flutwelle in der Bucht von Funchal, die, mit gewaltiger Kraft gegen die Küste stürmend, die niedrig gelegenen Theile der Stadt überschwemmte, welche schon durch die angeschwollenen Gebirgsströme bedroht waren, und bei ihrem Rücklauf 200 Gebäude mit sich fortriß. Am 26. October wehte ein Orkan aus Süden, der sechs in der Bucht ankernde Schiffe auf den Strand warf und sie total zertrümmerte, während fast ihre gesammten Mannschaften in den Wellen begraben wurden.

Diese Fälle sind jedoch Abnormitäten, welche in besondern Naturereignissen ihren Grund haben und keinen Maßstab für gewöhnliche Zustände abgeben können.

Madeira wird von Brustkranken aus allen Theilen der Welt aufgesucht. Im Winter befinden sich durchschnittlich 2000 Fremde auf der Insel, die dort Genesung von ihren Leiden suchen. Meistens sind es Engländer, jedoch gehen jetzt auch viele Deutsche dahin.

Wenn man durch die Straßen Funchals wandert oder morgens einen Spazierritt in die höher gelegenen Partien des Landes macht, begegnet man sehr häufig den Kranken,

die je nach ihrem Zustande zu Pferde oder zu Wagen die liebliche erfrischende Morgenluft mit vollen Zügen einschlürfen. Langsam und geräuschlos gleiten die mit Ochsen bespannten Schleifenkutschen über das Straßenpflaster, und in unserer durch die reizenden Umgebungen und den prachtvollen Morgen froh und heiter gestimmten Seele erklingt ein schmerzlicher Mis- ton, wenn wir durch die Vorhänge des dicht verhüllten Wagens die bleichen leidenden Züge eines solchen Unglücklichen er- blicken, der selbst am Rande des Grabes, vielleicht mit um so größerer Lust, sich an das sprossende blühende Leben klammert, das ringsum in reicher Fülle ihn anlacht. Wer weiß, ob nicht schon in wenigen Tagen der schwellende Rasen ihn deckt, dessen duftiges Aroma ihn heute noch erquickt. Dort kommt ein anderer Trauerzug, der unser freudevolles Herz mit wehmüthigem Mitleid erfüllt. Zwei kräftige Männer der Insel, mit weißen Hemden und Beinkleidern und der kleinen sonderbar geschwänzten Kappe auf dem schwarzen dichten Hauptthaare, tragen an einem Bambusrohre eine Hängematte, deren Kopfende durch einen von der Stange herabhängenden Tep- pich gegen die Sonnenstrahlen geschützt ist. Behutsam, gleich- mäßig schreiten sie vorwärts, damit ihre Last vor jeder Er- schütterung bewahrt bleibe. Eine Kranke ruht in der Matte; ein junges Mädchen in der Blüte der Jahre, aber bereits ge- brochen in der Fülle ihrer Jugend und den Todeskeim in der wunden Brust tragend, schwebt an uns vorüber. Ihre großen blauen Augen, aus denen noch vor kurzer Zeit Lust und Leben strahlte, schweifen matt und glanzlos über die prachtvolle Morgenlandschaft; über ihre feinen Züge hat bereits der Todesengel seinen Schleier ausgebreitet und auf ihren Wangen blühen die Kirchhofsrosen. Wird auch dieser Aermsten die Insel ein Retter sein? Sie kam wol zu spät hierher, und bald schläft auch sie in der kühlen Erde, wo schon so viel Hunderte ihrer Leidensschwestern Erlösung fanden. Möge die Erde ihr leicht sein!

Wenn man als Fremder Madeira besucht, ist ein Ritt in die Berge, nach der erwähnten Kirche Nossa Signora da Monte und nach der Schlucht des Großen Curral der gewöhnliche Ausflug. In einem Morgen kann man diese Tour ohne Anstrengung machen, und sie genügt vollständig, um Madeira, sofern man nicht Tourist par excellence ist, kennen zu lernen, da das Leben auf der Insel sich hauptsächlich in Funchal und dem Thale, in dem diese Stadt liegt, concentrirt. Kleine Ortschaften und einzelne Hütten liegen zwar überall auf der Insel zerstreut, aber außer Funchal existirt weiter keine Stadt, und jedenfalls hat auch die Natur diesen Punkt vor allen andern verschwenderisch begünstigt. Himmelanstrebende Gebirge mit all den erhabenen romantischen Schönheiten, die der Mensch an ihnen bewundert, gähnende Schlünde, schroffe Felsenwände, einzelne Klippen in seltsamer Form, wilde Sturzbäche, dunkle Waldungen und hellleuchtende Matten — alles findet man hier vereint. Dazu das himmlische Klima, der blaue Aether, eine tropische Vegetation in den mannichfachsten Formen und endlich das Meer, das ruhelos wallende Meer mit den schwimmenden Segeln darauf, die wie silberne Wölkchen am ferne verschwimmenden Horizonte dahinschweben — wahrlich das ist ein Panorama, welches das Auge erfreut, das Herz erhebt und eine unauslöschliche Erinnerung in unserer Seele hinterlassen muß.

Die Bevölkerung der in zehn Districte zerfallenden Insel beträgt 120,000 Seelen, von denen 25,000 auf Funchal kommen. Die übrigen Ortschaften liegen sämmtlich an der Küste zerstreut, sie sind jedoch kaum des Nennens werth und fast in allem der gerade Gegensatz der Hauptstadt, klein, ärmlich, schmuzig. Die Häuser bestehen aus vier kahlen Wänden mit Strohdach; sie sind kaum fünf Fuß hoch und gleichen eher Ställen als menschlichen Wohnungen. Der sie bewohnende Menschenschlag ist abstoßend häßlich, namentlich die Frauen,

während den Männern die stupiden Gesichtszüge, die über die Stirn herabhängenden schwarzen struppigen Haare, der plumpe Körperbau und der gänzliche Mangel an geistigem Ausdruck einen thierischen Anstrich verleihen. Wo ein gutgekleideter Fremder unter sie tritt, wird er mit verdummten Blicken angeglotzt, aber alsbald strecken sich ihm hundert Arme entgegen, die um ein Almosen bitten. Alles bettelt hier, und die Unverschämtheit, mit der es betrieben wird, verkümmert einem zum Theil den Genuß des schönen Landes. Es scheint fast, als ob dieses Almosenfordern mehr Gewohnheit als Nothwendigkeit sei. Haus- und obdachlose Menschen gibt es eigentlich gar nicht, und man würde der Bevölkerung unrecht thun, wollte man sie träge nennen. Im Gegentheil, die Leute sind ungemein thätig, und man erstaunt über die Ausdauer und den Fleiß, mit der sie den spärlichen Boden in den Gebirgen cultiviren und ihm eine Ernte abringen. Die steilsten Berge sind von ihnen terrassirt, und wo nur ein Streifchen Ackerkrume von wenigen Fuß Breite an einem Abhange zu finden war, ist es gewiß mit Mais, Yams oder Weizen, je nach seiner niedern oder höhern Lage, bebaut, und jede noch so ärmliche Hütte liegt zwischen lachenden Feldern. Von eigentlichem Mangel kann daher nicht die Rede sein, und das zudringliche Betteln ist darum um so auffallender. Freilich in den letzten Jahren, seit der Weinkrankheit, ist viel Nothstand auf der Insel gewesen. Seit 1856 gibt es keinen Wein mehr, und nicht einmal Trauben zum Essen kommen zur Reife. Unter 2 Thalern ist auf der Insel keine Flasche Wein mehr zu haben, und bald wird der echte Madeira nur noch in der Erinnerung leben. Wenn man bedenkt, daß im Jahre 1836 der Weinertrag sich auf 8435 Pipen im Werthe von 1½ Million spanischen Thalern belief, so wird man leicht ermessen können, welchen harten Schlag die Insel durch die Weinkrankheit erlitten hat.

An Bodenproducten erzeugt Madeira eigentlich alles, was die tropischen und die gemäßigten Zonen hervorbringen. Früher war der Kornertrag gering und reichte nur für zwei Monate. Seitdem jedoch die Winzer gezwungen sind, sich auf diesen Zweig der Bodencultur zu werfen, wird fast das ganze Jahresbedürfniß erzeugt.

Die Einkünfte der Insel betragen 210,000 spanische Thaler jährlich, deren Hälfte die Zölle abwerfen, während die andere Hälfte aus den directen Steuern fließt. Die Ausgaben für die Insel, inclusive der Garnison, belaufen sich auf circa 150,000 spanische Thaler, sodaß dem Mutterlande 50—60,000 spanische Thaler übrig bleiben. Die Industrie beschränkt sich auf feine Holzwaaren, Stickereien und Häkeleien und auf die Fabrikation von Federblumen. In allen drei Productionen haben es die Madeirenser zur hohen Fertigkeit gebracht, und wenn man nur nicht nach Art der Engländer, die überall die Preise verderben, sogleich den geforderten Preis gibt, sondern bis auf die Hälfte herunterhandelt, bekommt man auf billige Art die reizendsten Sachen in diesem Genre. Exportirt wird von jenen Gegenständen nichts, wenigstens nichts in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, obwol fast alle in das Ausland gehen. Die vielen Schiffe, welche die Insel besuchen, nehmen sämmtlich dergleichen Andenken mit, und namentlich wurden die Federblumen von unsern drei Schiffen vollständig ausgekauft. Diese reizenden Blumen werden aus den Federn schön gefärbter Vögel, namentlich tropischer, zusammengesetzt. Sie werden in Nonnenklöstern gefertigt und zeichnen sich nicht allein durch das prachtvolle natürliche Colorit ihres Materials, sondern auch durch die feine saubere Arbeit, die kunstvolle Nachahmung der Natur und das höchst geschmackvolle Arrangement der Bouquets für Hut- und Haargarnirungen aus. Wie sehnsüchtig wol die armen Nonnen hinter ihren engen tristen Mauern nach jener großen fröhlichen Welt blicken

mögen, wo der aus ihren fleißigen Händen und vielleicht unter schweren Seufzern und versteckten Thränen hervorgegangene Schmuck getragen und bewundert wird! Wie traurig sie der Contrast stimmen muß, wenn sie im Geiste ihren groben schwarzen, alle Reize verhüllenden Anzug mit der Toilette vergleichen, zu der dieser Strauß oder jener Haarschmuck paßt!

Das Kloster Incarnaçao hat den Ruhm, die feinsten und schönsten Blumen zu liefern; aber auch noch ein anderer Grund bewog uns, wie schon vor einigen Jahren, so auch diesmal seine dunkeln Mauern aufzusuchen. Wir wollten sehen, ob noch das liebliche Wesen mit den feurigen tiefschwarzen Augen, den feinen bezaubernden Gesichtszügen, dem blendenden Teint und der graziösen Figur dort wäre, mit der wir so manches Stündchen durch das doppelte Eisengitter des Sprechsaals verplaudert, der wir deutsche Lieder vorgesungen, und die vor zwei Jahren von einem unserer Kameraden, der ihr zu tief in die dunkeln Augen geschaut, porträtirt und als theures Andenken im Album mitgenommen worden war. Unsere Hoffnung wurde nicht getäuscht. Schwester Anunciata begrüßte uns an der Hand der Aebtissin, gleichfalls einer alten Bekannten, durch das Sprachgitter mit der frühern harmlosen Heiterkeit und Freundlichkeit. Sie war etwas mehr erblüht und zur ausgebildeten Jungfrau gereift, aber sie war noch schöner geworden, und abermals konnten wir eine Stunde der liebenswürdigsten Unterhaltung mit der reizenden Novize zu unsern angenehmen Reiseerinnerungen zählen.

Sie war noch immer Novize. Wie es scheint, will sie den Schleier nicht nehmen, wenn sie jemand findet, der ihr Herz gewinnt. Und wie es uns vorkam, hat sie bereits diesen jemand gefunden. Sie war so schalkhaft, so heiter und bezaubernd und lachte so fröhlich hinaus in die Welt jenseit des Sprachgitters, daß sie unmöglich mit dieser gebrochen

haben konnte, und gewiß würde die sie begleitende Aebtissin ihre Fröhlichkeit beschränkt haben, wenn diese sie wirklich als eine angehende Braut des Himmels betrachtet hätte. Die kurze Dauer unsers Aufenthaltes nahte sich ihrem Ende: wir sahen von den Bergen hinter Funchal die blaue Flagge am Vortop unsers Schiffes wehen, welche die Umherschweifenden zusammenruft, wenn alles segelfertig ist, und wir mußten eilen an Bord zu kommen.

Bald war der Anker gelichtet, der günstige Wind schwellte die Segel, unser Schiff zog eine weiße Schaumfurche durch die blauen Fluten, und dahin ging es nach dem Süden. Die auf den Bergspitzen lagernde Wolke senkte sich allmählich tiefer; sie verhüllte wie ein Schleier eine der auf der Höhe liegenden Quintas nach der andern. Bald leuchteten nur noch die unten am Strande liegenden Gebäude wie schimmernde Punkte aus dem Wolkennebel hervor, dann verschwanden auch sie. Der nahende Abend sandte seine grauen Schatten herüber, und wir sagten der lieblichen Insel Lebewohl, um einer andern Station der großen Tour zuzusteuern, die uns lange von unsern Lieben und dem Vaterlande fern halten sollte, aber auch des Interessanten so viel versprach.

2.

Schatzgräberei auf den Salvages. Ankunft auf Teneriffa. Hafenstadt Santa-Cruz. Kirchenbesuch und Theater. Schönheit der Frauen. Gesellschaftliches Leben. Laguna Orotava und seine Gärten.

Diese zweite Station war Teneriffa, das nur 70 und einige Meilen südlich von Madeira liegt und trotz des schwachen Windes schon am dritten Tage von uns erreicht wurde.

Am 18. April verließen wir Madeira und passirten am folgenden Tage die Salvages-Inseln, eine Gruppe von vier unbewohnten und meistens kahlen Felsen von zusammen drei bis vier Quadratmeilen, die in frühern Zeiten wol als Schlupfwinkel für Seeräuber gedient haben mögen. Wenigstens läßt eine ziemlich romantische Geschichte, deren Schauplatz die Inseln vor einigen Jahren waren, darauf schließen. Zu jener Zeit starb nämlich in einem Zuchthause Londons ein auf Lebenszeit verurtheilter Sträfling und früherer Seeräuber. Auf seinem Sterbebette vertraute er zwei Engländern, er habe auf den Salvages eine Summe von 500,000 £. vergraben, die er vor Zeiten zwei mit Geld beladenen Schiffen abgenommen. Die betreffenden Inhaber des Geheimnisses machten sich unverzüglich, mit allen zur Hebung des Schatzes erforderlichen Mitteln und Instrumenten ausgerüstet, auf und fuhren

nach Madeira, von wo sie mit einem eigens gemietheten Fahrzeuge nach den Salvages gingen. Der Ort war so genau beschrieben, daß gar kein Misverständniß möglich schien; auch wurde er sehr bald entdeckt, alle gegebenen Merkmale paßten; mit eifrigster Thätigkeit wurde gesucht und gegraben — allein es fand sich nichts. Man glaubte sich in der Stelle getäuscht zu haben und versuchte es an einem andern Punkte. Man wühlte fast die ganze Insel um, jedoch mit nicht günstigern Resultaten. Das Geld blieb unentdeckt, ein neckischer Gnom oder misgünstiger Kobold schien es fortgezaubert zu haben. Bitter enttäuscht, mit Verlust von einigen hundert Pf. St. zogen die Schatzgräber endlich ab, und zwar mit der Aussicht, noch tüchtig ausgelacht zu werden. Wir befanden uns gerade damals auf Teneriffa, das sie ansegelten, und können bezeugen, daß sie darin wenigstens nicht getäuscht wurden. Außerdem aber wurde beim englischen Consul in Santa-Cruz gegen seine Landsleute eine Klage von der spanischen Regierung wegen Eingriffs in die Rechte der spanischen Krone, welche die Inseln als Eigenthum betrachtet, anhängig gemacht. Man wies jedoch die Klage mit der Bemerkung zurück, daß die Insel durch die Umgrabungen an Werth nur gewonnen haben könne, da hierdurch der Boden meliorirt worden sei.

Wir sahen diesmal die Salvages nur in weiter Ferne und steuerten unsern Curs weiter. Die behagliche Wärme, welche den eisigen Hauch des Nordens seit Madeira ganz verdrängte, der schöne klare Himmel, der beständige, wenn auch schwache Nordost-Passatwind, sowie endlich der gleichmäßig ruhige Seegang verkündeten uns die Nähe der Tropen, und wir begrüßten mit Freuden die milden Lüfte des Südens, die uns täglich angenehmer berührten.

Am 21. April sahen wir Teneriffa, und zwar zunächst das schneegekrönte Haupt des Pico de Teyde oder Taysa, wie er

von den alten Guanchen genannt wurde, das im Scheine der Morgensonne wie ein Meteor strahlend hoch über einer dunkeln Wolkenschicht hervorglänzte, die auf der untern Insel lagerte und diese noch einige Stunden unsern Blicken verhüllte. Gegen Mittag hob sich der Schleier, die zackigen Umrisse der jäh aufsteigenden Nordküste traten aus dem Nebel hervor, eine wirre chaotische Masse von steilen Felsen, schroffen Abgründen, unregelmäßigen Rissen und Spalten von dunkler, fast schwarzer Farbe und ohne die geringste Spur von Vegetation bot sich dem Auge dar und verkündete, daß die Insel ihre Entstehung einer jener großartigen Convulsionen der Natur zu verdanken habe, die vor Tausenden von Jahren unsern Erdball erschütterten.

Die Nordseite Teneriffas ist unzugänglich und unbewohnt. Nur nach Nordwesten am Fuße des Pic flacht sich das Ufer etwas sanfter ab, und dort wurde das Auge durch weiß schimmernde Häuser, umgeben von frischem Grün, erfreut. Es war Orotava, welches wir erblickten, berühmt wegen seines Weins und seiner Gärten, die schon Humboldt's Entzücken erregten, und von deren Schönheit jeder die Insel betretende Tourist bezaubert wird.

Bald war die Ostküste, an deren steilen Klippen die Brandung donnernd emporbrauste, umschifft, und die Südküste trat uns in viel freundlicherer Weise entgegen. Hier waren die Abhänge weniger steil, die Thäler cultivirt, die Berge mit üppiger Vegetation bedeckt und kleine Dörfer lagen malerisch am Meeresstrande zerstreut. Gegen Mittag hatten wir die Rhede von Santa-Cruz erreicht und ankerten in geringer Entfernung von der Stadt, die, ungefähr in der Mitte der Südküste liegend, jetzt Hauptstadt der Insel und Sitz des Gouverneurs ist und etwa 8000 Einwohner zählt. Das Land macht hier eine kleine nördliche Einbiegung, steigt nur allmählich an und bleibt nach Westen ziemlich flach, während es nörd-

lich und östlich von Santa-Cruz sich zu einer Bergkette von 1000—1200 Fuß Höhe emporhebt.

Das Aeußere der Stadt macht keinen angenehmen Eindruck, und die Lieblichkeit, welche Funchal umgibt, fehlt hier gänzlich. Während in Madeira sich alle Schönheiten der Insel in und um Funchal vereinigen, muß man sie in Teneriffa im Innern aufsuchen.

Santa-Cruz ist nach demselben Systeme erbaut, das die Spanier bei Anlage von Städten in allen ihren Colonien zu Grunde legten. Es bildet ein Parallelogramm mit rechtwinkelig sich schneidenden Straßen, die 150 Schritt (eine Cuadra) voneinander entfernt laufen, während in der Mittellinie sich zwei bis drei große Plätze befinden, an denen die Kirchen und sonstigen öffentlichen Gebäude aufgeführt sind. Die keiner spanischen Stadt fehlende Alameda erstreckt sich wegen der kühlern Luft unten am Meeresstrande hin, ist jedoch nur eine Miniaturausgabe im kleinsten Format, in der sich kaum 20 Personen frei bewegen können.

Nach der Seeseite ist die Stadt stark befestigt, und an ihren Mauern holte sich Nelson im Jahre 1797 eine tüchtige Schlappe. Er versuchte Santa-Cruz durch einen Handstreich zu nehmen, indem er mit den Booten seines Geschwaders einen nächtlichen Angriff machte. Dieser mislang jedoch gänzlich, der umspringende Wind schleuderte die Boote auf den Strand und schnitt den Engländern den Seeweg ab. Sie wurden sämmtlich gefangen genommen, und Nelson büßte außerdem noch seinen Arm dabei ein. Der spanische Gouverneur besaß die unpolitische Großmuth, den Admiral nebst seinen Gefährten unter der Bedingung frei zu geben, daß er keinen zweiten Angriff auf die Insel unternähme. Wäre er weniger großmüthig gewesen, hätte er seinem Vaterlande vielleicht den Tag von Trafalgar erspart.

Die Gebäude von Santa-Cruz sind durchschnittlich im

untern Theile der Stadt, wo die wohlhabende und kaufmän- nische Bevölkerung ihren Wohnsitz aufgeschlagen, hoch und geräumig in maurischem Stile aufgeführt, im obern Stadt- theile dagegen fast sämmtlich einstöckig und oft so niedrig, daß man mit der Hand das Dach erreichen kann. Der durch- gängig weiße Anstrich ertheilt jedoch allen Häusern ein freund- liches Aussehen, und auch die zur Abhaltung der Sonnenhitze eng angelegten Straßen sehen reinlich aus, was man in klei- nern spanischen Städten oft vermißt. Der vornehmste öffent- liche Platz ist die Plaça della Constitucion, um den sich die Gouvernementsgebäude gruppiren und der in der Nähe des Landungsplatzes liegt. Er ist mit breiten Fliesen gepflastert und allabendlich der Versammlungsort der beau monde, die in der engen Alameda nicht Raum genug für die Anknüpfung oder Besprechung ihrer Liebesaffairen hat, welche nun doch einmal im Leben jeder Spanierin, namentlich aber in den Co- lonien den ersten Platz einnehmen.

Die Hauptkirche von Santa-Cruz ist keine architektonische Merkwürdigkeit, obwol im Innern mit reicher Pracht und all dem kostbaren Luxus ausgestattet, den vor 2—300 Jahren die Conquistadoren zur bequemen Buße für ihre nicht immer gottseligen Thaten den Kirchen widmeten. Als ich die zahl- lose Menge der schweren, massiv silbernen Candelaber, die kostbaren Altardecken, die vielen silbernen und vergoldeten Heiligenstatuen ansah, die alle aus der Zeit der ersten Erobe- rung der Canarischen Inseln stammen, mußte ich unwillkür- lich daran denken, wie viel unschuldig vergossenes Blut der armen Guanchen, die von ihren christlichen Besiegern auf die grausamste Weise zur Ehre Gottes und der Heiligen Jungfrau hingeschlachtet wurden, damit gesühnt sei. Diese Ausrottung der Ureinwohner Teneriffas bildet auch einen der vielen Flecken in der spanischen Geschichte, den Jahrhunderte nicht verwischen können und der ein ewiges Brandmal Spaniens bleiben wird.

Seit Jahrhunderten schon existirt kein Guanche mehr auf der Insel, und es ist schwer, über die ersten Bewohner der insulae felices etwas Näheres zu sagen. Nur so viel weiß man, daß sie ein harmloses, friedliebendes Völkchen waren, die bei Ankunft der Spanier auf der Insel einen ziemlichen Grad von Civilisation besaßen, Ackerbau und Viehzucht trieben und mit den übrigen Inseln durch Schiffahrt, wenn auch nur in beschränktem Maße, eine Verbindung aufrecht erhielten. Auf mehreren sehr alten Gemälden, die ich auf dem Rathhause in Laguna, der frühern Hauptstadt der Insel, sah, waren alle Guanchen mit blondem lockigen Haar, blauen Augen und echt germanischen Zügen abgebildet. Die Gemälde tragen das Gepräge eines zwei- bis dreihundertjährigen Alters, und es ist wahrscheinlich, daß sie Porträts von wirklichen Guanchen geben, um so mehr, als sie die Bekehrung derselben zum Christenthume darstellen. Die Gestalten sind im allgemeinen kräftiger und höher als die der mit abgebildeten Spanier, und es ist leicht möglich, daß einst ein Haufe unserer kühnen nordischen Vorfahren auf ihren Streifzügen zur See die Insel erreichte und sich dort ansiedelte.

Ich besuchte die Kathedrale bei Gelegenheit eines großen religiösen Festes, der Erhebung des Kreuzes. Die Hostie wurde in feierlicher Procession in die Gefängnisse getragen und den Verbrechern das Abendmahl verabreicht. Der Bischof und die gesammte Geistlichkeit schritten voran, ihnen zur Seite Hunderte von Laienbrüdern mit brennenden Wachskerzen, hinter diesen die gesammte Garnison mit entblößtem Haupte und umgekehrten Gewehren. Die Procession bewegte sich durch alle Straßen der Stadt, die fingerhoch mit Blumen und grünen Blättern bestreut waren. Alle Fenster waren dicht gedrängt mit Mädchen und Frauen besetzt, welche Körbe voll Blumen auf die Vorbeiziehenden herabstreuten. Die Soldaten marschirten nach dem Takte ihrer Regimentsmusik, den

Körper nach hinten gebogen und ihn bei jedem Schritte hin- und herwiegend. Es waren meistens schlanke Gestalten von dunkler fast kupferbrauner Hautfärbung und dem Typus der Nordafrikaner. Sie stammen von den übrigen Canarischen Inseln, während die auf Teneriffa geborenen auf Gran-Canaria garnisoniren. Nur die Offiziere sind wirkliche Spanier, die Soldaten sämmtlich Insulaner.

Bei der Rückkehr aus den Gefängnissen zog die Procession zum Hochamte in die Kirche. Die Soldaten machten vor der Thür halt, und wie ein Blitz schien ein anderer Geist über sie zu kommen. Die lässige Haltung verschwand, die Körper richteten sich gerade, ihre Fronte bildete eine schnurgerade Linie, und sie marschirten in vorzüglicher Ordnung unter klingendem Spiele in ihre Quartiere.

Die Kirche war fast gedrängt voll Frauen, die auf kostbaren Teppichen und Tüchern knieten, welche jede Dame auf ihrem Kirchgange sich nachtragen läßt, da es in den Kirchen weder Stühle noch Bänke gibt. Wol weniger Andacht als Neugier war der Grund des zahlreichen Damenbesuchs. Hinter den Fächern wurde viel gekichert und geschwatzt, und eigentlich schien mir die Kirche nur eine Art von Alameda zu sein.

Der Kathedrale gegenüber liegt das seit einem Jahre eröffnete neue Theater. Man muß gestehen, daß es alle Erwartungen übertrifft, die man in dieser Beziehung an eine Stadt wie Santa-Cruz stellen kann. Es faßt 2000 Menschen, ist sehr zweckmäßig eingerichtet und sogar im Innern reich ausgestattet. Nur die Eine Unbequemlichkeit ist dabei, daß die Logen keine Sitze haben, daß man sich die Stühle selbst mitbringen muß, auch nicht einen einzelnen Platz, sondern nur die ganze Loge miethen kann. Die Leistungen der gerade spielenden Truppe waren recht gut, und genug bekam man auch für sein Geld. Von 7½ bis 12 Uhr hatte man ununterbrochen Lustspiel, Oper und Ballet. Nur das Orchester war unter

aller Würde. Es bestand aus 12 Instrumenten, und darunter waren 5 Posaunen und 3 Bässe. Ich kann nicht begreifen, wie die Besucher des Theaters eine solche Tortur zu ertragen vermögen, da doch auf der ganzen Insel ein reger und gebildeter musikalischer Sinn herrscht und wir Gelegenheit genug fanden, uns davon zu überzeugen.

Wir suchten unsere Ohren gegen dieses unheimliche Concert zu verschließen, indem wir desto mehr unsere Augen anstrengten, um den Kranz von seltenen Schönheiten zu betrachten, der die verschiedenen Logen zierte. So unangenehm wir in Madeira durch die mit wenigen Ausnahmen wirklich abschreckende Häßlichkeit des weiblichen Geschlechts berührt wurden, so sehr erfreute uns hier das Gegentheil, und nie haben wir eine größere Zahl von wirklichen Schönheiten beieinander gesehen als im Theater von Santa-Cruz und auf einem Balle, den der Alcalde uns zu Ehren gab. Wahrlich, dem Paris würde es schwer geworden sein, hier eine vollgültige Entscheidung zu treffen, und wir konnten nur bewundern, mit welcher Anmuth und Grazie hier die Natur ihre Geschöpfe ausgestattet hat. Freilich sind die Spanierinnen überhaupt in dieser Beziehung bevorzugt. Schwarze feurige Augen, reiches dunkles Haar, schöne Zähne, kleine Hände und Füße sind fast das Eigenthum einer jeden, und mit solchen Schätzen ausgestattet, kann wenigstens die Jugend nicht häßlich oder unschön sein. Man muß es ihnen jedoch auch lassen, sie verstehen es meisterhaft, durch eine geschmackvolle Toilette ihre natürlichen Reize zu erhöhen, und sie wissen es wohl, daß die einfache schwarzseidene Mantille, welche sie kokett über den Kopf geworfen tragen, viel besser kleidet als das ausgesuchteste Muster unserer hohen geschmacklosen Damenhüte, mögen sie noch so reich garnirt sein. Die kosmopolitische Crinoline hat auf ihrer Weltumsegelung auch Teneriffa erreicht und blüht in vollem Glanze bei der dasigen Damenwelt. Ja so-

gar der „letzte Versuch", der Amazonenhut, tauchte auf der Promenade einigemale vor meinen Augen auf, scheint jedoch nur bei den Dienstmädchen Gnade gefunden zu haben.

Die Frauen vom Lande tragen statt der schwarzseidenen Mantille ein weißes, mit breitem gleichfarbigen Seidenbande eingefaßtes Kasimirtuch über den Kopf, das mit dem unabänderlich schwarzen Kleide angenehm contrastirt, und unter dem die schwarzen Augen strahlend hervorblitzen. Bei den Aermern ist der Kleiderstoff Wolle, wer es jedoch irgend erschwingen kann, geht in Seide. Eine Bauerfrau von Teneriffa hungert lieber, als daß sie sich versagte, mit schwarzseidenem Rocke zur Stadt zu kommen, während dagegen ihr Mann mit dem aus einer weißwollenen Pferdedecke kunstlos hergestellten Mantel und dem breitkrämpigen braunen Filzhut einherstolzirt.

Das gesellschaftliche Leben in Santa-Cruz ist angenehm. Man ist allabendlich auf Bällen oder bei andern freundschaftlichen Zusammenkünften, wo man sich indeß hier nur um seiner selbst willen sieht. In andern Ländern werden selbst reiche Leute an allabendlichen großen Gesellschaften zu Grunde gehen, in Teneriffa vermag dies jedoch auch der weniger Bemittelte wohl auszuhalten. Etwas Frugaleres als die Verpflegung bei dergleichen Anlässen kann es kaum geben. Wir waren zu verschiedenen Bällen und andern Festlichkeiten eingeladen, aber wir nahmen jedesmal zuvor ein substantielles Abendbrot zu uns, um nicht auf das Buffet angewiesen zu sein, das allerdings existirte, aber für etwa 40 Personen aus zwei Schüsselchen mit leichtem Biscuit, zwei Fläschchen mit Teneriffawein oder, wie es besser klingt, Canariensect, zwei Flaschen Wasser und einer Anzahl von Gläsern bestand. So fanden wir es beim Gouverneur, beim Alcalden und bei Kaufleuten, die keineswegs unbemittelt waren. Wir Nordländer sind diese Einfachheit nicht gewohnt und deshalb fällt

sie uns zuerst unwillkürlich auf, aber im Grunde genommen kann es nichts Vernünftigeres geben. Unsere Gesellschaften würden viel von ihrer Steifheit und Langweiligkeit verlieren und aufhören, eine Qual sowol für Wirthe als Gäste zu sein, wenn sie weniger Abfütterungen als gesellige Zusammenkünfte wären.

Ein Tänzchen beschließt regelmäßig die Unterhaltung, und namentlich ist der aus der Havannah eingeführte danza beliebt. Dieser Tanz hat eine Aehnlichkeit mit unserm Walzer; der Takt ist jedoch viel langsamer, und es ist eigentlich nur ein Hin- und Herwiegen der Paare zu nennen, die sich fast nicht von der Stelle rühren. Die Dame ruht dabei gänzlich im Arme des Herrn, und für Liebende gibt es gewiß keinen Tanz, der zu zärtlichen Unterhaltungen sich besser eignete. Nebenbei mag bei seiner Erfindung auch dem havannesischen Klima etwas Rechnung getragen sein, da er nicht echauffirt; ich glaube aber sicher, daß eine liebeglühende Havanneserin ihn erdachte.

Die Musik ist, wie man es nicht besser ausdrücken kann, süß, und ich bin fest überzeugt, daß diese sowol wie der Tanz bei uns ungemeinen Anklang finden würde.

Die jungen Mädchen entwickeln sich hier erstaunlich schnell. Mit 12 bis 13 Jahren sind sie vollständig erblüht und häufig schon verheirathet. Ich sah eine junge Frau von 14 Jahren, die bereits Mutter von zwei Kindern war. Ebenso schnell verblühen sie jedoch auch, und gewöhnlich schwindet ihre Schönheit schon nach der ersten Niederkunft sehr, obwol ich auch einzelne Mütter fand, die mit ihren erwachsenen Töchtern in jeder Beziehung wetteifern konnten. Sie ließen ihnen jedoch völlig den Vorrang, und oft konnte man sehen, wie die Tochter in prachtvoller Toilette, aller Augen auf sich ziehend, im Bewußtsein ihrer Schönheit stolz wie eine Königin durch die Straßen schritt, während einige Schritte hinter ihr in

bescheidenem schwarzen Kleide die vielleicht noch ebenso schöne und kaum fünfundzwanzigjährige Mutter folgte.

Da unser Aufenthalt auf der Insel längere Zeit dauerte, wurde auch ein Ritt nach Orotava und seinen paradiesischen Gärten unternommen. Den Pic sahen wir uns nur aus der Nähe an, bestiegen ihn aber wohlweislich nicht. Ich hatte dies versucht, als ich Teneriffa vor mehreren Jahren besuchte, habe mir seitdem aber vorgenommen, es nie wieder zu thun. Unter schrecklichen Anstrengungen, fast erfroren und aus Nase, Augen und Ohren blutend, war ich doch nicht hinaufgekommen und mußte, noch 1000 Fuß von der Spitze entfernt, mit meinen Gefährten wieder umkehren. Für Naturforscher mag es Reiz genug haben, durch eigene Beobachtungen zu erfahren, ob der Pic 13355 Fuß oder einige Zoll höher ist; der Tourist wird meiner Ansicht nach nicht genug für die erduldeten Strapazen dadurch entschädigt, daß er sagen kann: „Ich war oben".

Der Weg nach Orotava führt durch Laguna, die ehemalige Hauptstadt der Insel, die etwa zwei Meilen von Santa-Cruz entfernt auf einer Hochebene, 1500 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Die beide Städte miteinander verbindende Straße ist breit und schön chaussirt, trotz ihrer vielen Windungen aber bisweilen so steil, daß man, wenn man zu Wagen, aussteigen muß, auch die Kameele, welche allgemein auf der Insel zum Lasttragen verwandt werden, im steten Zickzack die Steigung zu überwinden suchen. Auf frühere Erfahrungen gestützt, hatten wir tags zuvor im ersten Gasthofe von Laguna ein Mittagsmahl bestellt und verschiedene Speisen selbst hingeschickt, um nicht bei unserer Ankunft vergebens auf Erquickung zu harren und schließlich nur in Oel gesottene Fische zu bekommen, wie es uns vor Jahren einmal ergangen. Nach eingenommenem Mahle streiften wir durch die Stadt, die in ihrer Oede und Stille an Herculanum und Pompeji erinnert.

Einst zählte Laguna 20,000 Einwohner, jetzt deren kaum 2000. Das Gras wuchert überall auf den Straßen, viele Häuser sind gänzlich verfallen, viele unbewohnt und vom Zahn der Zeit benagt, und in den größten Gebäuden wohnen oft nur zwei bis drei Personen. Doch ist Laguna nicht allein auf Teneriffa, sondern auch in Europa wegen seines schönen Menschenschlages berühmt, und soviel wir davon gesehen, können wir dies bestätigen. Obschon wir zuerst keinem Menschen auf den Straßen begegneten und das Echo unserer Schritte laut an den Häusern widerhallte, trieb doch die liebe Neugier alle weiblichen Köpfe an die Fenster. Jedes weibliche Gesicht ist hier schön, wenn es nicht gar zu alt ist; wahrscheinlich rührt dies daher, daß bei der Ankunft der Spanier eine Kreuzung mit den Guanchen stattfand, da man hier mehr blaue Augen und blonde Haare sieht als in irgendeinem Theile Spaniens.

Später, als man in der Stadt wußte, daß estrangeros, Fremde, angekommen seien, zeigte sich uns allerdings auch die Kehrseite der Schönheit in einem Heere von Krüppeln und Bettlern von den verkommensten und abschreckendsten Gestalten. Auf Schritt und Tritt wurden wir von ihnen verfolgt und mit einer Unverschämtheit angesprochen, die selbst den Ruhigsten in Verzweiflung bringen konnte.

Im Sommer ist Laguna etwas belebter und wird wegen seines kühlern Klimas von den wohlhabenden Bewohnern von Santa-Cruz aufgesucht. Das Klima ist aber auch herrlich! Man athmet die schöne reine Seeluft, die der Passatwind unverfälscht über die Berge führt, und die hohe Lage des Ortes läßt die Sonnenhitze nie excessiv werden. An Sehenswürdigkeiten besitzt Laguna wenig. Die Kathedrale ist innen sehr reich ausgestattet, und die Pracht an edlen Metallen contrastirt seltsam mit der schrecklichen Armuth, von der man sich hier überall umgeben fühlt und die den Reisenden verfolgt,

wohin er sich wendet, mag er in der Kirche, im Rathhause, Gasthause oder auf der Straße sein. Das Rathhaus als einziges bemerkenswerthes öffentliches Gebäude der Stadt zeichnet sich nur durch seine Größe vor den übrigen Häusern aus. Sonst verfällt es ebenso, ist architektonisch nicht ansprechend und wird nur durch die alten Gemälde interessant, die seine öden und verstaubten Räumlichkeiten schmücken.

Im allgemeinen waren wir froh, als wir der unheimlichen Stadt den Rücken kehrten und unsere Weiterreise antraten. Der Weg hinter Laguna nach Orotava läßt manches zu wünschen übrig, und der vierstündige Ritt über scharfe Lavafelder und kahle Felsen war keine angenehme Partie. Südlich von Laguna ist die Gegend sehr gut cultivirt. Mais, Wein- und Weizenfelder wechseln mit unabsehbaren Cactusanpflanzungen (opuntia coccifera) ab, da die Zucht der Cochenille den Hauptnahrungszweig der Canarischen Inseln bildet. Auf den Höhen stehen baumartige Ericeen und das Innere Teneriffas gewährt hier einen höchst angenehmen Anblick. Jenseit Laguna ist die Umgebung jedoch todt und öde, und erst in der Nähe von Orotava wird man durch reichprangende Felder und Pflanzungen, die alle das Aussehen von sorgsam gepflegten Gärten haben, für den traurigen Ritt entschädigt.

Orotava liegt am nordöstlichen Ufer der Insel und am Fuße des Pic und kann mit Recht der Garten Teneriffas genannt werden. Fast jeder Einwohner des etwa 2500 Seelen zählenden reizenden Städtchens ist Weinbauer oder Gärtner, und Orotava liefert den besten Canariensect, der dem schönsten Madeira kaum nachsteht. Die Weinkrankheit ist zwar auch schon seit 10 Jahren hierher gedrungen, hat aber nicht die Verheerungen angerichtet wie in Madeira, und die Insel Teneriffa producirt gegenwärtig nur etwa ein Viertheil weniger als früher. Orotava liefert ferner auch, im Verein mit Gran-Canaria, die große Masse von Gemüsen und Früchten,

welche nach Santa-Cruz strömt, um an die Schiffe verkauft zu werden. Jedes Haus des Städtchens ist mit einem mehr oder minder großen Frucht- und Gemüsegarten umgeben, dessen Beete mit prachtvollen Blumen eingefaßt sind. Soweit das Auge reicht, wird es durch kostbare Blüten, durch herrliches Grün und prangende Früchte entzückt. Dazu der schneegekrönte Gipfel des majestätischen Pic, das tiefe Blau des Meeres, die mit aromatischen Düften geschwängerte Luft — wahrlich, Orotava ist das Juwel der Canarien, und wenn die Alten es kannten, so durften sie den Inseln mit Recht den Namen der „Glücklichen Inseln" — insulae felices — beilegen.

Einen ganzen Tag brachten wir in diesem Paradiese zu, dann mußten wir uns leider trennen. Die Abfahrt unsers Schiffes stand nahe bevor, und wir durften nicht länger zögern. Wie so oft im gewöhnlichen Leben müssen fast immer die Seeleute dann scheiden, wenn sie anfangen sich wohl zu fühlen. Wir hatten freilich die angenehme Aussicht, nach 8—14 Tagen, wenn auch nur auf kurze Zeit, zurückzukehren, und daher wurde uns der Abschied nicht so sehr erschwert. Indessen gerade als wir den Hafen verlassen wollten, kam die Dampffregatte Arkona an und brachte uns die nicht angenehme Weisung, anstatt nach Brasilien und den La-Plata-Staaten, direct nach Singapore zu segeln und dort mit dem Geschwader zusammenzutreffen. Dies war zwar sehr störend für uns, mußte aber geschehen, wenn die Schiffe noch vor dem im September eintretenden Monsunwechsel, d. h. in diesem Jahre Japan erreichen wollten. Die Arkona selbst folgte am nächsten Tage den nach Brasilien vorausgesegelten beiden Schiffen, während wir auf der Elbe unsern Curs nach Lanzarote, einer andern der Canarischen Inseln, richteten. Einige kleine Beschädigungen an der Bekupferung unsers Schiffes ließen nämlich eine Reparatur derselben vor Antritt der großen Reise nöthig erscheinen. Da hierzu ein

theilweises Ausladen und Schieflegen erforderlich war, das sich auf der stets unruhigen Rhede von Santa-Cruz nicht bewerkstelligen ließ, so wurde beschlossen, nach der Insel Lanzarote zu gehen, wo sich ein vollständig sicherer Hafen, Port Naos, befindet.

3.

Fuerta Ventura und sein Feudalherr. Lanzarote. Hafenstadt Arecife. Landwirthschaftliches. Aschen- und Lavafelder. Die Montagna del Fuego. Gran-Canaria. Kameelzucht und Cochenillecultur. Production und Handelsverkehr der Canaren.

Seit unserm Abschiede von Deutschland waren wir stets von guten Winden begleitet gewesen, und es kam uns daher ziemlich ungewohnt an, diesmal gegen den Nordostwind kreuzen zu müssen. Doch war die Elbe Meister in diesem Fache, und schon am andern Mittage erreichten wir die Südspitze von Fuerta Ventura, das, südlich von Lanzarote gelegen, von diesem nur durch eine schmale Meerenge, die Bocayna, getrennt wird. Wir lavirten ganz nahe unter der Küste hinauf, und unsere Fernrohre waren beständig auf die Insel gerichtet, um irgendwo ein freundliches Städtchen, eine Waldung oder mindestens ein grünendes Thal zu erblicken. Vergebens, nichts war zu entdecken als schwarzer Sand, Lava und Fels. Wie anspruchslos muß der Mann gewesen sein, der diesen traurigen Fleck der Erde Fuerta Ventura, „Großes Glück", taufen konnte!

Eine nackte schwarze, von jeder Vegetation entblößte Bergkette — die einzelnen Kuppen meist in regelmäßig konischer Kraterformation, häufig aber auch scharf abgeschnitten und

dachförmig — zieht sich durch die Mitte der Insel von Nordost nach Südwest und scheidet sie in zwei Hälften, deren südliche, das leibhaftige Bild der gestorbenen Natur, jetzt unserm Auge offen lag. Doch an der nördlichen Spitze, nahe am Meeresstrande, entdeckten wir jetzt ein Haus. Es war eine Kirche, aber wie sie in diese Einöde kam, mag Gott wissen, da meilenweit keine menschliche Wohnung zu sehen war. Die nördliche Hälfte der 130 Quadratleguas (eine Legua = $^3/_4$ geographischen Meilen) großen Insel, welche wir später zu sehen Gelegenheit hatten, ist nicht ganz so abschreckend, immer aber bleibt es unbegreiflich, wie die Insel 8160 Einwohner ernähren kann, selbst wenn sie so außerordentlich geringe Ansprüche an das Leben machen, wie spanische oder vielmehr Bauern von Fuerta Ventura. Außer dem Cochenillecactus und der Eispflanze oder Barilla, aus der Soda bereitet wird, wächst fast nichts auf der Insel, und ihr Hauptnahrungszweig ist die Zucht der Kameele, welche nach Teneriffa und Lanzarote verkauft werden, um dort den Waarentransport zu vermitteln. Ein großer Theil Fuerta Venturas gehört einem Grundbesitzer, einem verschrobenen spanischen Edelmann, der auf diesem abgeschiedenen Fleck der Welt à la Don Quixote lebt, sich als Fürst gerirt und eine Art von Hof unterhält. Von Zeit zu Zeit beruft dieser Herrscher seine Vasallen zu einem imaginären Kriegszuge gegen die Mauren von Afrika ein und hält dann eine Revue ab. Ueberhaupt hat der Mann die gute alte Feudalzeit auf der Insel vollständig wiederhergestellt. Er ist unverheirathet, reich, besitzt 3—400 Kameele und zeigt sich gegen Fremde, welche die Insel besuchen, ungemein gastfrei; nur verlangt er, daß seine Gäste sich der strengen Etikette fügen, welche seinen Haushalt regelt, und die am Hofe Philipp's II. nicht schärfer sein konnte. Sonst ist der Mann sehr gebildet, hat ein gereiftes Urtheil und macht den liebenswürdigsten Gesellschafter.

Durch die Bocayna gelangten wir rasch. Am andern Morgen kreuzten wir an der Südküste von Lanzarote hinauf, die anfänglich viel Aehnlichkeit mit Fuerta Ventura hat, weiter östlich aber ein freundlicheres Ansehen gewinnt. Wie dort mitten in der Einöde eine Kirche, so stand hier zwischen Asche, Lava und Fels ein Fort, d. h. ein runder Thurm mit einem verrosteten Geschütz und acht Mann Besatzung. Stolz wallte die spanische Flagge von den Zinnen der Feste, aber wir mußten unwillkürlich über diese Ironie einer Vertheidigung der Bocayna lachen, welche ein gutbemanntes Boot einer Fregatte in fünf Minuten nehmen würde. Nichtsdestoweniger paßte das Fort vortrefflich zu dem Don Quixote auf Fuerta Ventura, und vielleicht ist es von ihm erbaut.

Von Lanzarote ist hauptsächlich die südliche Hälfte bewohnt; die nördliche bildet eine Kette theils ausgebrannter, theils noch glühender Vulkane, deren bedeutendster die Montagna del Fuego ist. Die Hauptstadt und der Hafen der Insel ist Arecife, so benannt nach einem kreisförmigen Lavariff, das den Hafen bildet. Wir kamen nach dreitägiger Reise von Teneriffa am 28. April vor Arecife zu Anker, wo unsere Erscheinung große Sensation erregte, da fast nie ein so großes Schiff den Hafen besucht und die preußische Flagge eine unbekannte Größe war. Von außen macht sich das Städtchen, das 2500 Einwohner zählt, mit seinen steinernen und weißangestrichenen Häusern ganz allerliebst, und unsere jungen Herren versprachen sich schon eine Wiederholung der angenehmen Tage von Santa-Cruz. Allein nicht alles ist Gold, was glänzt, und ein einstündiger Aufenthalt drängte uns die traurige Ueberzeugung auf, daß es auf der weiten Gotteswelt kaum ein tödlich langweiligeres Nest als Arecife geben könne. Die Straßen waren eng, todt und still, hier und dort lag oder stand ein Kameel oder ein Esel, aber keine Menschenseele, nicht einmal Bettler sah man. Ebenso wenig fand das Auge

zwischen den monotonen Steinmassen der nach einem und demselben Schema gebauten Häuser einen Ruhepunkt. Kein Baum, kein Strauch, kein grünes Blatt war zu erblicken; innerhalb der Stadt nur Steine, außerhalb vulkanische Asche und Lava, aber überall eine glühende Sonnenhitze, die uns sehr bald wieder an Bord trieb, da es nicht einmal ein Gasthaus gab, in dem man die vertrockneten Lippen durch einen kühlen Trunk erlaben konnte.

Man ist hier lediglich auf die Gastfreundschaft der Bewohner angewiesen; wir kannten aber am Tage unserer Ankunft niemand und durften deshalb keine beanspruchen. Später machte sich die Sache besser, und es wäre unrecht, wollten wir nicht der Freundlichkeit der Bewohner von Arecife dankbarlichst gedenken; aber die Stadt selbst gewann dadurch nichts, sie blieb nach wie vor ein trauriger schauriger Ort, selbst als Exil unerträglich. Der englische Consul, an den wir gewiesen waren, that alles Mögliche, um uns den Aufenthalt angenehm zu machen, und seiner Güte verdankten wir auch eine Tour durch die Insel nach der Montagna del Fuego, auf der wir Lanzarote und das Leben und Treiben auf ihr näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten.

An einem schönen Nachmittage brachen wir mit dem Consul, vier an der Zahl, auf und zwar auf Kameelen. Letztere sind die einzigen Transportmittel auf der Insel, die kaum drei oder vier Pferde zählt. Es war das erste mal, daß ich ein Kameel ritt, aber die neue Art zu reisen gefiel mir ganz wohl. An jeder Seite des Höckers war ein gepolsterter Sitz angeschnallt, auf denen wir Platz nahmen. Das gelagerte Thier hob sich zunächst auf die hintern Knie, sprang dann auf die Vorderfüße und schließlich auch auf die Hinterfüße. Dadurch entstanden drei ziemlich heftige Bewegungen, die zwar insofern etwas Gewöhnliches für uns waren, als sie uns lebhaft an das Stampfen des Schiffes erinnerten, aber doch

uns leicht von unsern hohen Sitzen hätten herabschleudern können, wenn wir nicht vorher durch unsern Gastfreund darauf aufmerksam gemacht worden wären. Nachdem dies überwunden, ritt es sich ganz angenehm. Die Bewegungen der Thiere sind bequem und ihre Tritte infolge der großen elastischen Fußballen sanft, sodaß man wie in einem langsam fahrenden Wagen sitzt.

Unser Weg führte uns einige Stunden lang am Meeresstrande entlang durch große Felder von Barilla, die viel auf Lanzarote gebaut wird. Die Barilla oder Eispflanze (Mesembryanthemum crystallinum), so benannt nach den krystallischen, Eiskugeln ähnlichen Körpern, mit denen ihre Blätter bedeckt sind, wächst vorzugsweise auf vulkanischem Boden und gedeiht besonders auf den unfruchtbarsten der Canarischen Inseln, Fuerta Ventura, Lanzarote, Gomera und Hierro. Die Pflanze bedarf fast keiner Cultur, wird reif ausgezogen, auf dem Acker getrocknet und in Haufen verbrannt. Die zurückbleibende Asche wird zu Kuchen geformt, auf Kameelen nach Arecife geschafft und von dort nach Europa verschifft, um zur Sodabereitung verwandt zu werden.

Etwas weiter stießen wir auf ein wahres Wunder. Der Skeptiker, welcher nicht glauben will, daß Berge versetzt werden können, möge nach Lanzarote gehen; dort wird er sich mit eigenen Augen überzeugen, wie Berge versetzt werden und innerhalb sechs Monaten eine Tour von drei deutschen Meilen quer über die Insel beschreiben. Dies mag unwahrscheinlich klingen, ist aber nichtsdestoweniger wahr.

Der im Frühjahr einsetzende und während acht Monaten des Jahres wehende Nordost-Passatwind, wegen seiner gesundheitlichen Eigenschaften auf der Insel allgemein der Doctor, el medico, genannt, bewirkt dieses Wunder. Er führt von der nur 8 Meilen entfernten Küste Nordafrikas den Sand, aus dem sich die wandernden Berge bauen, in ungemein gro-

ßen Massen nach der Nordküste Lanzarotes hinüber und thürmt ihn zu Bergen von 30—40 Fuß Höhe und etwa doppelt so großem Durchmesser an der Basis. Diese Berge haben eine ganz bestimmte Form. Es sind abgestumpfte, in der Mitte durchschnittene und an der Innenseite hohle Kegel. Die innern Wände haben einen fast senkrechten Abfall, die äußern eine Böschung von 35—50 Grad. Der beständig gegen die Außenseite wehende Wind treibt den losen Sand über die Spitze und auf diese Weise reisen oder vielmehr wälzen sich diese Berge innerhalb vier bis sechs Monaten quer durch die Insel, bis sie die Meeresküste erreichen und sich in die Tiefe stürzen. Wir sahen drei, vier dieser Wanderer in der Nähe der Küste, und der englische Consul versicherte, daß der eine derselben vor 14 Tagen noch eine halbe Meile landeinwärts gestanden habe.

Später zog sich der Weg nach dem Innern der Insel bergauf, und wir passirten die Stadt Tias von 5000 Einwohnern, die uns aber zehnmal so groß vorkam, weil sie unendlich weitläufig gebaut ist und mindestens eine Quadratmeile Flächenraum einnimmt. Hier verschwand die Barilla, und Cactus und Getreide (Gerste, aber nur spärlich) trat an ihre Stelle. Hier und dort erblickte man auch vereinsamte Palmen sowie Feigen und Obstbäume. Man war gerade bei der Getreideernte beschäftigt, und überall sah man mit Garben hochbepackte Kameele und Esel durch die Felder wandern. Das Getreide wird hier nicht gemäht, sondern ausgerupft, und überhaupt steht die Landwirthschaft noch auf so primitiver Entwickelungsstufe, wie ich es selten gesehen habe. Spät abends erreichten wir einen dem englischen Consul gehörigen Meierhof, wo wir übernachteten. Ein vorausgeschicktes Kameel hatte die für unsere Verpflegung erforderlichen Gegenstände hingeschafft, und wir fanden nicht nur ein treffliches Abendbrot, sondern auch höchst einladende Betten, auf denen

wir unsere müden Glieder ausruhen konnten. Die Meierei lag reizend in einem Thale, umgeben von üppigen Cactusfeldern und beschattet von Palmen und Feigenbäumen, die ihre breiten Blätter und Zweige über das ganze Gehöft ausstreckten und kostbaren Schatten gegen die brennende Sonne gewährten.

Auf der Insel gibt es nur Einen Quell, und zwar ist der englische Consul, ein geborener Insulaner, dem übrigens halb Lanzarote zu gehören schien, der glückliche Besitzer dieses Unicum in einer andern seiner vielen Meiereien, die über die ganze Insel zerstreut liegen. Sonst hat man nur Regenwasser, das im Winter aufgefangen und in Cisternen aufbewahrt wird. Hier befand sich die Cisterne hinter dem Hause; vor ihr war eine etwa 100 Fuß lange und 60 Fuß breite, schiefe Ebene in den Fels gehauen, von der aus das Regenwasser in sie hinabströmte. Zugleich diente diese Ebene im Sommer als Tenne, und ich hatte Gelegenheit das Dreschen mit anzusehen. Ein Kameel mit seinem halberwachsenen Jungen, zwei Stiere und ein Esel waren zusammengekoppelt und traten, stets im Kreise sich bewegend, das Korn aus. Der Esel hatte die schlimmste Tour, er lief außen, während das alte Kameel innen stand und sich nur um seine eigene Achse drehte. Wenn das Stroh entkörnt ist, ist es fast so kurz wie Häckerling und wird als Futter für die Kameele verwendet. Gereinigt wird das Getreide ebenfalls auf eine antike Art. Wenn morgens oder abends der Wind ziemlich stark weht, werfen zwei, drei Männer mit dreizinkigen hölzernen Gabeln das getretene Stroh 6—8 Fuß in die Luft, wobei das Stroh zur Seite fliegt, während die schweren Körner auf die Tenne zurückfallen. Ich konnte nicht umhin, über diesen langwierigen Proceß, der außerdem bei stiller Luft sich nicht einmal vornehmen ließ, meine Verwunderung auszusprechen und dem Meier die bei uns gebräuchliche Reinigungsart zu beschreiben. Er hörte mir gespannt zu und ließ sofort einen Rechen anfertigen, den ich

ihm aufzeichnete. Als er sah, wie viel Arbeit ihm das einfache Instrument ersparte, war er ganz außer sich, und als ich ihm aus einer langen Stange und einem Gänseflügel noch einen Fittich zur Entfernung des Staubes construirte, wußte seine Dankbarkeit keine Grenzen. Ich aber zerbrach mir den Kopf, wie es möglich sei, daß bei civilisirten Landleuten ein Instrument wie ein Rechen ein vollständig unbekanntes Ding sein konnte.

Am andern Morgen brachen wir vor Sonnenaufgang mit unsern Kameelen auf, um möglichst noch in der kühlen Morgenluft die 3 Stunden weit entfernte Montagna del Fuego, den höchsten vulkanischen Kegel der Insel Lanzarote, und das Ziel unserer Reise zu erreichen.

Kaum 200 Schritt hinter der Meierei nahm die Gegend einen ganz andern Charakter an. Bisher war das Land ziemlich flach und mit Ackerkrume, wenn auch in geringer Höhe bedeckt. Man sah regelmäßige Felder und, wenn sie auch nicht üppig standen, waren sie doch in der bei uns gebräuchlichen Weise bebaut. Jetzt gelangten wir aber in die Gegend, wo 1730 die Eruption eines der Vulkane einige Quadratmeilen Land und 20 Dörfer verschüttete. Als wir so am Rande eines Berges hinritten und sich nach Norden hin das große, 4—5 Quadratmeilen haltende Thal vor uns öffnete, in welchem nur dunkelbraune zackige Spitzen erstarrter Lavamassen die tiefschwarze Färbung endloser, mit vulkanischer Asche bedeckter Strecken unterbrachen, beschlich uns ein eigenes beklemmendes Gefühl, als schieden wir von der belebenden Natur und ständen an der Grenze des Orcus. Die Unterhaltung wurde einsilbig, selbst unsere Kameele stöhnten, als sie langsam sich durch die lose Asche ihren Weg bahnten, und schon standen wir auf dem Punkte wieder umzukehren, als bei einer Biegung des Weges plötzlich ein Bild vor uns auftauchte, das wirklich einzig in seiner Art war und uns allen einen Ausruf des Erstaunens entlockte.

Mitten in dieser trostlosen schwarzen Einöde, über der nur eine Schicht der von den Sonnenstrahlen erhitzten Luft zitterte, lagen auf einmal Hunderte von Oasen hingezaubert, deren üppiges frisches Grün um so saftiger erschien, als es ringsum von der schwarzen Asche umgeben war. Es war ein eigener Anblick, der Contrast zwischen Tod und Erstarrung und dem blühenden, jungen, frischen Leben. Die einst verschütteten Dörfer und Fluren schienen hier nach hundertjährigem Schlafe wieder zu erwachen und das auf ihnen liegende Leichentuch zu durchbrechen, denn hier und dort sah man auch zwischen dem lachenden Grün die rothen Ziegeldächer von Gebäuden hervorschauen, während ihre Mauern sich noch unter dem Niveau der Asche befanden.

Die Oasen bestanden aus Anpflanzungen von Feigen und andern Fruchtbäumen, die in Gruben von 15—20 Fuß Tiefe angelegt waren, und deren oft 50—60 Fuß im Durchmesser haltende Kronen wir von unserm erhöhten Standpunkte aus erblickten. Die Bewohner der Insel hatten die Asche aufgegraben, bis sie unter ihr den Humus auffanden. Die jungen Pflanzen gedeihen üppig in der tiefen Grube, welche unten stete Feuchtigkeit bewahrt, während oben eine tropische Sonne ihr Wachsthum befördert. Die betriebsamen Landleute sehen so ihre Mühe jetzt reichlich belohnt. Wo die Aschenschicht nicht mehr als 6 Fuß übersteigt, ist Wein gepflanzt, gewöhnlich von einem breiten Kreise von Erbsen und Bohnen umgeben, in den tiefern Gruben aber wachsen Feigen, Aepfel und Birnen.

Etwa eine Stunde lang führte unser Weg durch diese merkwürdigen Anlagen; dann gelangten wir an eine kleine Anhöhe, auf der eine Meierei stand. Hier hörte mit einem Schlage wieder alles Leben auf. Die Montagna del Fuego mit ihren Schattirungen von hellem und dunkelm Roth lag etwa noch eine Stunde weit vor uns, aber ein bis zu ihrem Fuße reichendes Lavafeld trennte uns von ihr, und diese Strecke

mußte zu Fuß durchwandert werden. Für Kameele und alle größern Thiere ist diese Masse spitziger und scharfer Klippen nicht zu passiren.

Wer im Frühjahr durch Sturm und Regen die Eisdecken eines großen Flusses aufbrechen und die wirr durcheinander geschobenen Schollen durch neuen Frost wieder zu einem Ganzen erstarren sah, der nur kann sich eine Vorstellung von diesem grausen Lavafelde machen, doch muß er sich dieses Bild noch mit einer grauschwarzen Färbung überzogen denken.

Der Meier, bei dem wir unsere Kameele ließen, diente als Führer. Ein jeder von uns erhielt einen Springstock, und vorwärts ging es durch den Kirchhof der Natur, auf dem die oft zu wunderbaren Gestalten geformten Lavaklippen wie Grabsteine emporragten. Es war keine angenehme Tour; trotz der größten Vorsicht brachen wir oft durch die morschen Schollen, und Schuhe wie Kleider wurden gehörig mitgenommen. Die Sonne brannte glühend auf unsere Köpfe, aber bei aller Ermattung konnten wir nicht einmal ruhen, weil die glasartigen Spitzen der Lava schmerzend ins Fleisch drangen. Endlich war das Feld überschritten und der Fuß des Berges erreicht, bis zu dessen Gipfel noch 1000 Fuß unter einem Winkel von 60 Grad erstiegen werden mußten, davon die Hälfte lose Asche. Indessen blieben wir entschlossen, unser Beginnen durchzuführen, da wir reichliche Belohnung in den schönen Petrefacten zu finden hofften, an denen die Montagna del Fuego reich sein sollte. Also weiter durch die kniehohe Asche, in der wir ebenso tief versanken! Das Schlimmste war endlich überwunden, fester Boden war unter den Füßen, und nach kurzer Rast klommen wir zur Spitze hinauf. Wir hatten sie erreicht, und ein frischer Wind kühlte unsern erhitzten Körper und eine kostbare Aussicht bot sich dem Blicke. Zu unsern Füßen lag das lanzenförmige (und deshalb so benannte) Lanzarote, links eine Kette von Kratern, in deren

unheimliche Tiefen wir hinabschauten, rechts die weißschimmernden Städte, Dörfer und Gehöfte mit ihren grünen Umgebungen, im Osten die kleine unbewohnte Insel Graziosa, im Süden Fuerta Ventura, im Westen schimmerte ein weißglänzendes Wölkchen, das wir für die Spitze des Pic hielten, und ringsum das blaue wallende Meer, dessen brandende Wogen die Küsten mit einem Silberstreifen bekränzten. Es war ein prachtvolles Panorama, aber leider wurde uns ein längerer Genuß nicht gestattet. Wir fühlten plötzlich ein schmerzhaftes Brennen in unsern Füßen, eine Folge der aus der Bergoberfläche strömenden Hitze, und nach fünf Minuten wurde das Gefühl so unerträglich, daß wir unsern Rückweg antreten mußten. Vergebens schauten wir nach den berühmten Petrefacten aus. Nur hier und da lag ein Stück rother Lava, in einigen kleinen Höhlen fanden wir krystallisirtes Glaubersalz und an verschiedenen Stellen eine Menge reinen Schwefels, der oft zollhoch lag. Um nicht mit ganz leeren Händen heimzukommen, nahmen wir von jeder Art eine Probe mit.

Etwa 100 Fuß unter dem Gipfel zeigte uns der Führer mehrere Oeffnungen, die wie Dachsbaue aussahen, und aus denen das unterirdische Feuer hervorquoll. Ein zu diesem Zwecke mitgenommener junger Baumstamm wurde in mehrere derselben hineingesteckt und nach einigen Minuten hell brennend wieder herausgezogen — um unsere Cigarren daran anzuzünden. Das war also die Pointe der beschwerlichen Tour! Wir waren 6 Stunden auf Kameelen gerüttelt, hatten Hunger und Durst ertragen, waren unten und oben halb gebraten, hatten Stiefel und Kleider zerrissen und mindestens an zwanzig Stellen unsere Haut geschunden — um uns an einem Vulkane eine Cigarre anzuzünden!

Ich dachte an meine vergebliche Picfahrt, an das damals mir gegebene Versprechen und nahm mir zum zweiten male fest vor, das Bergsteigen fortan den Naturforschern zu über-

lassen. Dann aber benutzte ich die Asche als Schnee und machte eine halsbrechende Rutschpartie nach unten, wo ich in zwei Minuten angelangt war und die Ankunft meiner bedächtigern Gefährten abwartete, die eine Viertelstunde dazu gebrauchten.

Der Rückweg über das Lavafeld wurde uns unendlich lang und mir speciell sehr theuer, da ich einen unglücklichen Fall that und mich nicht nur stark verletzte, sondern auch einen guten Rock an den scharfen Kanten der Lavablöcke durch den Fall vollständig ruinirte. In der Meierei unsers Führers erquickte uns ein Glas kostbare Ziegenmilch und drei Stunden später in der Wohnung unsers Wirthes ein prächtiges, wenn auch nach spanischer Weise stark mit Knoblauch gewürztes Mittagsmahl, das durch ein nachfolgendes Schläfchen erst seinen vollen Werth erhielt und uns für den Rückweg neue Kräfte verlieh.

Der Weg führte bergab, und unsere Kameele, denen wir unterwegs erlaubten, dann und wann einen Mund voll Feigenblätter zu pflücken, bezeigten ihre Dankbarkeit durch einen schnellen Trab, der merkwürdigerweise und im Gegensatz zu Pferden für uns eine viel angenehmere Gangart als der Schritt war. Nach zwei Stunden hatten wir die Meierei mit dem Quell erreicht, an dessen kühlem Inhalt wir uns erlabten, während zugleich ein um ihn angelegtes Beet prachtvoller Erdbeeren geplündert wurde. Noch vor Sonnenuntergang langten wir in Arecife an, wo wir natürlich Wunderdinge von den Annehmlichkeiten unserer Reise erzählten und den Leuten nach der Montagna del Fuego den Mund wässerig machten. Möge der Berg noch tausend Jahre brennen und Petrefacten speien — zum zweiten mal mache ich ihm keinen Besuch mehr.

Unsere Reparaturen am Schiffe waren in wenigen Tagen vollendet, und am 5. Mai konnten wir schon unsern Rückweg

nach Teneriffa antreten. Wir schieden ohne Bedauern von Lanzarote, das durchaus nicht unsere Sympathien erweckt hatte. Wenn die Insel in andern als spanischen Händen wäre, ließe sich übrigens gewiß etwas aus ihr machen. Namentlich würde sie sich heben, wenn etwas für den Hafen geschähe, der mit leichter Mühe und einem Kostenaufwande von 50—60000 Thalern sich in das schönste Bassin verwandeln ließe. Er bedarf nur der Vertiefung, um allen größern Kauffahrteischiffen, ja selbst Fregatten einen vollständig gesicherten Zufluchtsort zu gewähren. Nach Süden gehende Schiffe erleiden oft zwischen Europa und Madeira Beschädigungen, welche sie zwingen, mindestens nach Cadix zurückzukehren, weil weder an der afrikanischen Küste noch auf den in ihrer Nähe liegenden Inseln die Havarie reparirt werden kann. Lanzarote dagegen liegt auf ihrem Wege und würde einen prächtigen Nothhafen abgeben. Die Insel läßt sich noch bedeutend mehr cultiviren und müßte um so eher emporblühen, als sie sich mit Leichtigkeit zum Mittelpunkte des afrikanischen Küstenhandels machen läßt.

Es ist soviel in Deutschland von der Nothwendigkeit einer Verbrechercolonie die Rede gewesen. Nun, man kaufe den Spaniern Lanzarote ab! Will man keinen einträglichen Hafen daraus machen, so gibt es nicht leicht einen passendern Platz für Verbrecher als Lanzarote, Fuerta Ventura und nächstdem die gegenüberliegende Küste von Marokko, von der sich wol auch ein Theil für Geld und gute Worte erstehen ließe. Die Kosten eines einzigen Jahres für die Unterhaltung der Verbrecher in unsern Gefängnissen würden ohne Zweifel die Kaufsumme decken. Dann lasse man durch die Zwangscolonisten Cochenille züchten, richte Sodafabriken ein und betreibe Fischerei, die bereits jetzt schon von Lanzarote aus an der afrikanischen Küste in hoher Blüte steht.

Lanzarote producirt mit Fuerta Ventura jetzt jährlich seine halbe Million Pfund Cochenille. Vor fünf Jahren erzeugte

die Insel nur den vierten Theil, und der Ertrag läßt sich mindestens verzehnfachen, wenn alle brach liegenden Ländereien mit Cactus bepflanzt werden.

Die Zucht des Wurmes selbst macht weder Kosten noch Schwierigkeiten. Wenn die Pflanze ein Jahr alt ist, werden auf einem Morgen Landes etwa 30—40 Blätter mit dem Wurm besäet, d. h. man steckt ein kräftiges Weibchen in ein Säckchen von Flor und heftet dieses mit einer Nadel an ein Blatt. Das Thier legt eine zahllose Menge von Eiern, und die ausgekrochenen Jungen finden ihren Weg durch die feinen Oeffnungen des Flors auf die Pflanzen, die ihre Nahrung bilden, und auf denen sie sich mit unglaublicher Geschwindigkeit verbreiten und vermehren. Im April werden die Weibchen ausgesetzt, und 30 derselben bevölkern, wie schon bemerkt, bis Ende November einen ganzen Morgen. Um diese Zeit werden die Würmer mit einem kleinen Spatel von den Blättern in die Töpfe geschafft, in Oefen gedörrt und danach als Cochenille in den Handel gebracht. Es ist dies gewiß ein nicht nur humaneres, sondern auch besser rentirendes Geschäft, als das Wollezupfen und Spinnen in unsern Zuchthäusern.

Der Export der Canarischen Inseln an Cochenille hat sich seit 1852 fast verdreifacht. Damals betrug die Ausfuhr 806,284 ℔, 1856: 1,501,776 ℔ und 1859: 2,153,000 ℔. Welcher Hebung würde also diese Industrie fähig sein, wenn sie von Leuten betrieben würde, die arbeiten müßten, während der spanische Bauer auf den Canarien nur so viel Cochenille baut, um sein dürftiges Leben zu fristen. Das Klima ist gesund, die Temperatur für Januar 17°,70, für August, den heißesten Monat, 26°,5 Reaumur. Die Inseln lassen sich in 14 Tagen bis 3 Wochen von Deutschland aus erreichen, und wie leicht ließe sich überdies von ihnen aus eine Colonisation der marokkanischen Küste bewerkstelligen!

Am 6. Mai früh morgens befanden wir uns schon wie-

der bei Gran-Canaria, nach Teneriffa die größte und bevölkertste Insel des Archipels. Sie hat einen Flächeninhalt von 137 Quadratleguas mit 82,800 Einwohnern, während Teneriffa 151 Quadratleguas und 87,900 Einwohner zählt. Die Hauptstadt von Gran-Canaria ist Las Palmas mit 6000 Einwohnern und ziemlich beträchtlichem Handel, der sich namentlich seit 1852, wo die Haupthäfen der Inseln zu Freihäfen erklärt wurden, sehr gehoben hat. Im Jahre 1859 liefen auf der Rhede von Las Palmas 705 Schiffe ein, davon 404 Küstenfahrer und 22 Dampfschiffe. Gran-Canaria ist die fruchtbarste der Inseln und erzeugt namentlich viel Korn, Gemüse und Früchte, die größtentheils nach Teneriffa, aber auch in bedeutenden Quantitäten nach Europa gehen. Der Wein ist jedoch von geringerer Qualität als der von Orotava, dagegen beläuft sich der Ertrag der Cochenille auf 800,000 ℔ jährlich. Auch viel Fischerei wird getrieben, doch bleibt dafür der Hauptstapelplatz immer Lanzarote, und es gehen jährlich über 5 Millionen Pfund gesalzener und getrockneter Fische von Arecife nach Cuba und Westindien.

Man hat kürzlich versucht, in Gran-Canaria auch die Kameele einzuführen, die auf Fuerta Ventura, Lanzarote und Teneriffa so vortrefflich gedeihen und so bedeutend nützen; jedoch scheint die bergige Formation des Landes und der Mangel an weichem Boden ihnen nicht zuträglich zu sein, und bis jetzt gibt es sehr wenige dieser Thiere dort.

Es dürfte aber wol des Versuches werth sein, diese Thiere in den flachen sandigen Gegenden des mittlern und südlichen Deutschland zu acclimatisiren. Nach dem was ich davon gesehen und an Ort und Stelle gehört habe, scheint mir dieser Versuch durchaus nicht gewagt. Das Kameel ist im Stande, bedeutende Kälte zu ertragen, und nur weicher oder Sandboden scheint eine Lebensbedingung für dasselbe zu sein, während es andererseits außer dem Esel kaum ein Thier gibt,

das sich mit schlechterer und weniger Nahrung zufrieden stellt. Ein erwachsenes Kameel macht mit einer Last von 6—8 Centnern einen Marsch von 12 deutschen Meilen in 20—24 Stunden, ohne einen Bissen zu sich zu nehmen, ruht 4—6 Stunden und behält bei einem Bündel Stroh und einem Eimer Wasser seine vollständigen Kräfte, um jahraus jahrein dieselbe Tour zu laufen. Es käme also nur auf eine Probe an und ich bin fest überzeugt, daß in Mittel- und Süddeutschland die Thiere sich schnell einbürgern würden.

Der Schiffahrtsverkehr in Santa-Cruz ist seit 1852 auch bedeutend gestiegen. Im Jahre 1859 liefen nicht weniger als 1279 Fahrzeuge mit einem Gehalte von 139,940 Tonnen den Hafen an, darunter 96 Dampfschiffe, für welche hier Kohlendepots errichtet sind. Wenn auch der größte Theil derselben nur vorübergehend anlegte, um Kohlen, Wasser oder Erfrischungen einzunehmen, bringt diese Passage doch einen regen Verkehr mit sich und hebt die Stadt ansehnlich.

Ueber den Export der Inseln habe ich mir keine sichern Daten verschaffen können, jedoch soll er namentlich in den letzten Jahren durch die vermehrte Zucht der Cochenille den Import übersteigen. Letzterer belief sich im Jahre 1857 für Teneriffa auf 1,512,900, für Gran-Canaria auf 925,800, für Lanzarote auf 155800 und für Palma auf 643000 spanische Thaler und bestand hauptsächlich in Manufacturen, namentlich in seidenen und wollenen Kleiderstoffen und in Luxusartikeln.

Am 6. Mai mittags liefen wir zum zweiten mal in Santa-Cruz ein, nahmen Wasser, besuchten wieder das Theater, machten in aller Geschwindigkeit noch einen Ball mit und verließen am 8. Mai mit großem Bedauern, einige der jüngern Herren auch mit halb und ganz gebrochenen Herzen, süßen und schmerzlichen Erinnerungen die schöne Insel, um unsere Reise nach Singapore anzutreten und vielleicht drei Monate lang nur Wasser und Himmel um uns zu sehen.

4.

Das Meer in den Tropen. Charakter und Sitten des Seemanns. Leben an Bord.

Wenn ein Landbewohner eine Reise wie die des preußischen Geschwaders im Geiste nach Japan verfolgt, bildet er gewöhnlich seinen Ideengang nach gewissen Schlagworten, die er in jeder Reisebeschreibung gefunden hat, und die sein lebhaftestes Interesse erwecken. Soll ich diese Schlagworte näher bezeichnen, so sind die hauptsächlichsten: Azurhimmel, tiefblauer Ocean, Silberschaum der hüpfenden Wellen, wunderbarer Glanz des Sternenheeres, feierliche Ruhe der Natur, Südliches Kreuz, tropische Natur, majestätischer Urwald, Tiger- und Elefantenjagd u. s. w. Werden diese Phrasen systematisch geordnet und mit der erforderlichen Phantasie ausgemalt, so läßt sich ein sehr hübsches Bild daraus schaffen, dem nur ein Hauptelement fehlt — die Wahrheit.

Der Wirklichkeit würde sich dieses Bild viel mehr nähern, wenn man noch folgende Verbindungsglieder einschaltete: tagelanger Regen und Sturm, schreckliches Arbeiten des Schiffes in himmelhoher See, mondlose Nächte mit Eisbergen, Schnee und Hagelböen, Sturzseen, die alles von Deck schlagen, und dergleichen mehr.

Unsere Reise nach Singapore war bedeutend reicher an diesen Attributen als an jenen und gehörte nicht zu den angenehmsten. Was wäre das Leben aber ohne Abwechselung? Es würde all seinen Reiz verlieren, und auch wir Seeleute wüßten das Schöne und Interessante, welches das Meer uns andererseits wieder in so reichem Maße bietet, gar nicht nach seinem wahren Werthe zu würdigen, wenn wir nicht durch den Contrast darauf aufmerksam gemacht würden.

Der Gürtel zwischen 30° Nord- und 30° Südbreite im Atlantischen Ocean ist, mit kurzer Unterbrechung bei der Linie, die Lichtseite des Seelebens. Hier, innerhalb der ewig wehenden Passatwinde, hat das Meer alles concentrirt, was es an Schönheiten besitzt; hier thürmt kein Sturm die krystallenen Wogen in chaotischem Gewirr aufeinander, und der Sonne erwärmende Strahlen werden nicht durch Schnee und Eis erkältet. Das submarine Leben, welches Wind und Wetter jenseits der Tropen mehr in die Tiefen drängen und dem Auge entziehen, tritt hier zu Tage und die Meeresoberfläche wimmelt von Millionen wunderbarer Geschöpfe, die uns ebenso durch ihre unendliche Formenverschiedenheit in Erstaunen setzen, als sie uns durch ihre Schönheit erfreuen.

Namentlich bietet ein stiller Tag ein Schauspiel, das für den Reisenden ebenso neu als anziehend ist. Oft ist dann das Meer buchstäblich bedeckt von Mollusken aller Formen und Farben. Bald sind es Glockenquallen, bald gestrahlte Scheiben oder pyramidenförmige Physaliaarten, von den Seeleuten „Beim Winder" genannt, welche, mit ihrer Luftblase in allen Regenbogenfarben glänzend, über die Wasserfläche dahinsegeln und der Scenerie eine eigenthümliche Belebtheit verleihen. Zahllose Heerden von fliegenden Fischen, aufgeschreckt durch das Geräusch, das der Bug des Schiffes beim Durchschneiden der Fluten erregt, schwirren über das Wasser, dann und wann die Spitzen der Wellen leicht berührend, um die

Flossen zu benetzen und dadurch neue Flugkraft zu gewinnen. Mit gleicher Geschwindigkeit folgt ihnen unter Wasser der buntschillernde schlanke Delphin oder der plumper gebaute räuberische Bonit, um sie im Augenblicke des Niederfallens zu verschlingen.

Schwerfällige Potfische ziehen langsam vor dem Bug vorüber und Scharen lustiger Tümmler spielen um das Schiff und schwimmen mit ihm um die Wette. Weiter in der Ferne verkündet der wie eine Fontaine in die Lüfte steigende Wasserstrahl das Athmen des Walfisches, des Riesen der Tiefe. Sein ungeschlachter Kopf und Rücken heben sich langsam nacheinander über die Oberfläche, wenn er Luft schöpft, und bisweilen kommt er so nahe, daß man von Bord aus den ganzen gigantischen Körper in dem klaren Wasser unterscheiden kann, oder er steckt spielend die kolossale Seitenflosse in die Höhe und peischt damit das Wasser. Sie ragt dann wie eine schwarze Klippe aus dem Wasser hervor, an der die schäumende Brandung emporspritzt.

Was das unbewaffnete Auge im Wasser nicht zu sehen vermag, fördert das hinter dem Schiffe schleppende Gazenetz zu Tage. Dieses schöpft Tausende jener delicaten Organismen von der Oberfläche, die sich unter dem Mikroskop zu den wunderbarsten Thieren gestalten, von denen der Ocean wimmelt und die vom Schöpfer bestimmt sind, das Meer in seiner Form und Zusammensetzung zu erhalten und das ewige Gleichgewicht der Natur zu bewahren.

Die nordischen Möven, die frühern steten Begleiter des Schiffes, sind zwar verschwunden, doch die schwarz und weiß gezeichneten Seeschwalben haben sie ersetzt. „Mutter Carey's Küchlein" nennt sie der englische Seemann, der unsere „Sturmvögel", aber mit Unrecht, denn sie zeigen sich ebenso oft bei dem schönsten Wetter. Die Matrosen behaupten von ihnen, sie setzten sich nie hin und brüteten sogar ihre Eier unter

den Flügeln im Fliegen aus, eine Idee, die um so auffallender erscheint, als man diese Vögel oft genug sitzen sehen kann.

Nähert man sich irgendeiner Inselgruppe oder der Küste, so suchen oft andere ermattete See- und Landvögel Ruhe und Rast auf den Raaen und Masten der Schiffe, und diese wird ihnen ungestört gewährt. Ein Aberglaube der Seeleute bewahrt sie vor dem Fangen oder Geschossenwerden, da mit ihrer Verfolgung stets das Eintreten von schlechtem Wetter oder einem Unglücksfalle als feststehend angenommen wird. Bisweilen erscheint auch der orangegelbe Tropikvogel mit breitem schwarzen Sammtstreifen von einer Flügelspitze zur anderen, rothem Schnabel, schwarzen Füßen und einer einzelnen langen Feder, die bogenförmig den Schwanz ziert. Er schwebt hoch über den Spitzen der Masten, und die Matrosen haben ihn „Bootsmann" genannt, der mit dem Marlpfriem, mit dem sie jene Feder vergleichen, nach der Takelage sieht.

So herrscht in diesen Gegenden überall reges Leben in der Tiefe wie in den Lüften. Jeder Tag bringt Abwechselung, und wer nur das geringste Interesse für Naturwissenschaften besitzt, findet hier das reichste Feld, das um so mehr Reiz besitzt, als es am wenigsten ausgebeutet ist und so ungemein viel Neues bietet.

Auch das eigenthümliche Leben an Bord gewinnt infolge der schönen Witterung einen andern Anstrich, und eine Beobachtung desselben kann für den Landbewohner nur von hohem Interesse sein. Die Seeleute, namentlich aber die Matrosen sind ein ganz besonderer Schlag Menschen, im Denken, Handeln und Charakter verschieden von allen andern, und doch unter sich wieder einander so gleich, daß es wol der Mühe lohnt, sie auf ihrem Elemente zu studiren. Ob dies auf einem deutschen oder ausländischen Schiffe geschieht, ist gleich, die Grundzüge des seemännischen Charakters sind auf der ganzen Welt dieselben. Das gemeinsame Lebensinteresse, die gleiche

Erziehung und dieselben Umgebungen mildern bedeutend den scharfen Abstand der Nationalitäten und nähern die Seeleute selbst in ihrer äußern Erscheinung einander so, daß sie demselben Stamme entsprossen und eine große Völkerfamilie zu bilden scheinen. Sie sind die Kinder des Oceans, an dessen bewegtem Busen genährt, in seinen starken Armen aufgewachsen. Fern von den kleinlichen Rücksichten des Alltagslebens, die in den Herzen der Menschen die Leidenschaften aufstacheln, unberührt von Haß und Neid wiegen sie sich auf dem Rücken des Meeres, umgeben von der Natur, deren ewige unwandelbare Gesetze über alle irdischen Regungen erhaben sind. Gleiche Anschauungen, gleiche Erinnerungen bilden ein Band, das alle Seeleute des Erdenrunds eng miteinander verknüpft, das sie unbewußt zueinander hinzieht und eine Art geistiger Freimaurerei unter ihnen errichtet, mit deren Hülfe sie sich in jeder Lebenslage, in jeder Schicht der Gesellschaft sogleich erkennen.

Es läßt sich schwer angeben, worin die Eigenthümlichkeit des Seemanns liegt, die ihn dem Standesgenossen augenblicklich verräth, ehe er noch ein Wort mit ihm gewechselt hat. Es ist nicht der schwankende Gang, nicht das wettergebräunte Gesicht, nicht das eckige unbeholfene Wesen, sondern ein gewisses Etwas in seiner ganzen Erscheinung, das man nicht näher analysiren und nur als den Stempel bezeichnen kann, den der Ocean seinen Kindern aufdrückt.

Selten wol findet das alte Sprichwort: „Gleich und gleich gesellt sich gern", eine treffendere Anwendung in gutem Sinne als bei den Seeleuten des gewöhnlichen Schlags und besonders, wenn sie sich am Lande befinden. Jan Maat, mit welchem Namen man den Matrosen im allgemeinen bezeichnet, fürchtet sich vor der Unterhaltung mit Landbewohnern. Er fühlt seine Logik der ihrigen nicht gewachsen, weilt nur ungern in ihrer Gesellschaft und sehnt sich stets nach einem richtigen

Salzwasser-Kameraden, der seine Ansichten theilt und nicht über Sachen spricht, die über den Meereshorizont hinausreichen. Findet er einen solchen, so wird dieser ein wahrer Trost für ihn. Dann kann er seinen Ideen ihre natürliche Richtung geben, die Richtung nach dem blauen Wasser, nach jenem großen Theater, auf dem er so oft aufgetreten ist und vielleicht eine hervorragende Rolle gespielt hat.

Sieht man ihn in einem Seehafen, so steuert er bestimmt der Gegend zu, wo die Schiffe liegen, während er in einem Flußhafen die Schritte nach dem Kai richtet. Schon das Erblicken von Masten und Raaen läßt seine Augen vor Vergnügen funkeln. Dann unterwirft er die verschiedenen Takelagen und namentlich die neueingeführten Verbesserungen einer technischen Kritik. Nur wenige werden von ihm gebilligt, die meisten begegnen einem geringschätzigen Lächeln, denn Jan Maat ist streng conservativ. Hat er keinen Kameraden bei sich, mit dem er seine Gedanken austauschen kann, so beginnt er ein Gespräch mit irgendeiner alten Blaujacke und appellirt ohne weiteres an deren Sympathieen. Sieht man ihn im Inlande, wohin ihn bisweilen das Schicksal, dort geboren zu sein, verschlägt, so wandert er aus natürlichem Instinkt dem Flusse zu. Es ist Wasser, das er sucht; dies Element nimmt stets seine specielle Aufmerksamkeit in Anspruch und ob süß oder salzig, übt es einen magischen Einfluß auf ihn. Er gedenkt des Oceans mit ebenso tiefem Gefühl wie ein Bräutigam der geliebten Braut. Dies Gefühl ist ein Ausfluß von Erinnerungen, die nie ersterben. Weder die Gefahren des Sturmes, noch der Schlacht, noch die Leiden der Krankheit, die Qualen des Hungers und Durstes, noch das äußerste menschliche Weh können die Liebe zum Ocean in seiner Brust ersticken. Ihm wendet er sich zu, wo er auch sein mag, wie die Magnetnadel dem Pole. Kann er von einem benachbarten Hügel die See erblicken, so läßt er sein Auge darauf ruhen,

als sei sie ein wunderbarer Gegenstand, von dem er früher nur eine vage Vorstellung gehabt. Beständig sehnt sich sein Herz ihr zu, und selbst wenn er den lockenden Tönen einer Sirene Gehör geschenkt hat und willig ihre Fesseln trägt: das Vergessen seiner Meeresheimat ist nicht in dem Zauber begriffen. Fragt man den Seemann, was ihn an das wunderbare Element mit solcher Macht fesselt, so weiß er keine Antwort darauf zu geben. Unmöglich kann es das Leben an Bord sein, das nur aus Mühseligkeiten und Entbehrungen besteht und der meisten Annehmlichkeiten beraubt ist, die unser irdisches Dasein verschönern. Ebenso wenig ist es Reiselust; kein Reisender sieht weniger von den Ländern, die er besucht, als der gewöhnliche Seemann, da der Dienst am Bord seine Gegenwart fast stets in Anspruch nimmt. Was kann es also anderes sein als das Meer selbst, das ruhelos wallende Meer mit seinen Schrecken, seinen Wundern, seinen Schönheiten, dessen Bild sich ihm mit unauslöschlichen Zügen in das Herz gräbt. Ja es ist schön, groß, erhaben das Meer mit seinem tiefen Blau, dem Widerschein des Himmelsgewölbes, das sich in seinen Fluten spiegelt. Es ist schön das Meer, wenn es sich vor dem trunkenen Blicke aufrollt, ein Bild der Ewigkeit, an dessen Azurstirn die Zeit spurlos dahinzieht, ohne ihre Furchen darauf einzugraben. Es ist schön bei der Sonne goldenem Licht, wenn ihre Strahlen in seinen weiten Schos sich senken, dort Kühlung zu suchen vor der eigenen Glut, wenn in linder Nacht der sanfte Schimmer des Mondes über seine Spiegelfläche zittert und der Sternenhimmel seine eigene Pracht in ihm bewundert, wenn es erglüht in feurigem Glanze und Millionen Funken in ihm sprühen! Wie groß, wie erhaben zeigt es sich in seinem Zorne, wenn es im Kampfe mit dem Erbfeinde die Wogen aufthürmt zu mächtiger Höhe, wenn kochend in weißem Schaume und donnernd sie zusammenbrechen, daß fast die Natur davor

erbangt. Ja schön, groß, erhaben ist der Ocean in allen Gestalten. Ueberall bleibt er sich gleich von des Nordens eisiger Küste bis zu des Südens ewigem Lenze, die beide er mit seinen Riesenarmen umfängt. Er ist Gottes Spiegel, der Spiegel seiner Allmacht, seiner Güte, seines Zornes — wie sollte man ihn vergessen können! Wer nur einmal ihn erschaut, sehnt sich nach ihm zurück, wie viel mehr der Seemann, der seit frühester Jugend sich auf ihm gewiegt.

Gibt es etwas auf der Welt, das sich mit dem Meere vergleichen ließe, das Ersatz böte für alles, was man mit ihm verliert? Wohin das forschende Auge sich wendet, Aehnliches findet es nie! Darum auch strebt der Seemann ihm, seiner Heimat, zu, deshalb sehnt er sich nach ihm, bis es sein Grab geworden, mit kühlen Armen ihn umfängt und ihn auf feuchtem Grunde zum ewigen Schlafe bettet.

In solchen Umgebungen aufwachsend und lebend, ist es natürlich, daß der Charakter des Seemanns sich auf andere Weise bildet als bei Bewohnern des Landes. Er gelangt zu schnellerer Reife, da der Ernst des Lebens ihn früher berührt. Er sieht mit kühner Ruhe den Gefahren in das Auge, da er sie täglich bekämpft und als Sieger über sie triumphirt. Er ist harmlos und vertrauend, da die Falschheit der Außenwelt ihn nicht täuscht und ansteckt. Ein Kind der Natur, fühlt er sich in ihrem Schose am wohlsten; muthig und unverdrossen erträgt er die Beschwerden seines mühseligen Lebens, und in seiner bescheidenen Anspruchslosigkeit an das Leben vermißt er nicht die erkünstelten Reize desselben, die übersättigter Genuß hervorruft. Erinnerungen überstandener Gefahren, Leiden und Kummer, an denen sein Leben doch so reich ist, schwinden weit früher aus seinem Gedächtnisse als aus dem anderer Menschen. Es bedarf bei ihm nicht einmal einer freudigen Anregung, die Sorgen der Vergangenheit zu verscheuchen; es genügt schon, daß das Trübe nur für den

Augenblick gewichen ist. Ein schöner Tag, ein paar außergewöhnliche Freistunden sind für ihn die glücklichsten Ereignisse und lassen ihn alle Mühen und Beschwerden vergessen, die er wochenlang mit steter Gefahr für sein Leben ertragen hat. An solchen schönen Tagen und Freistunden sind die Tropengegenden reich, und namentlich sind es dann die Sonntage, an denen sich der Matrose in seiner eigenthümlichen Individualität zeigt. Der Sonntag gehört ihm, er weiß, daß nur die äußerste Nothwendigkeit an diesem Tage seine Freiheit beeinträchtigen kann, daß, mit Ausnahme des für die Sicherheit des Schiffes erforderlichen Postenstehens am Ruder oder auf Ausguck, ihn nach der Musterung und dem Gottesdienste kein Dienst oder Exercitium behelligen wird, und überläßt sich auf einen halben Tag gänzlich dem behaglichen Gefühl, sein eigener Herr zu sein. Natürlich hat auch dies seine Grenzen; allein am Sonntage sind diese bedeutend weiter gesteckt als an Wochentagen. Es wird ihm viel mehr nachgesehen als sonst, und selbst wenn ein schallendes Gelächter aus hundert Kehlen die Räume des Schiffes erfüllt, gebietet der Offizier der Wache keine Ruhe. Dergleichen laute Scenen ereignen sich aber an solchen Tagen. Jan Maat ist ein gar großer Freund von Heiterkeit und in seiner kleinen Welt vor dem Großmast trotz deren Beschränktheit lustig und guter Dinge.

Es bedarf nur eines geringen Anlasses, seine Lachmuskeln in Thätigkeit zu setzen, und unter einer so starken Besatzung, wie die eines Kriegsschiffes ist, finden sich stets Persönlichkeiten, deren Humor Gelegenheit dazu gibt.

Ein Hauptvergnügen für ihn ist, im Kreise der Kameraden Geschichten anzuhören, wobei er eine unermüdliche Ausdauer entfaltet. Die Erzähler kennen diese Tugend ihres Auditoriums; gewöhnlich sind ihre Geschichten darauf eingerichtet und endlos lang. Eine besondere Eigenthümlichkeit jedoch, durch die sich Matrosenerzählungen fast stets auszeichnen,

ist ihre Unverständlichkeit. Entweder haben sie gar keine Pointe, oder diese wird durch die Ausführlichkeit der Nebenumstände so in den Hintergrund gedrängt, daß jeder andere als ein Matrose nicht daraus klug wird. Der seemännische Ausdruck für erzählen — ein Garn spinnen — ist daher ungemein bezeichnend.

Nach dem Geschichtenerzählen kommt zunächst das Liedersingen. Wenn es wahr ist, daß böse Menschen keine Lieder haben, so gehören die Seeleute zu den sehr guten. Sie besitzen deren genug, und wenn auch viele davon das Schicksal der meisten Opern theilen, bei denen der Text Nebensache ist, sind einige wieder recht gut. Den meisten Anklang finden jedoch die eigentlichen Seemannslieder, besonders wenn sie humoristischer Natur sind und recht viel technische Ausdrücke enthalten.

Der Matrose ist kein Logiker, und dies äußert sich auch in seinen Poesien, von denen manche ohne Vordersatz gleich mit einem Nachsatze anfangen. Als Probe führe ich den ersten Vers eines Favoritliedes an:

Denn, was ist wol des Seemanns Leben,
Wie bald ist es um ihn geschehn!
Ein Seemann muß in Aengsten schweben,
Wenn andere Leut' zur Ruhe gehn.

Der Verfasser dieses rührenden Liedes soll ein poetischer helgoländer Fischer sein. Jedenfalls steckt der Kern des Pudels gleich im ersten Verse, und der Dichter sagt von vornherein, was ihm bei der Seefahrt am unangenehmsten ist, nämlich das Wachegehen. Darin stimme ich nun vollständig bei, namentlich hat aber die Hundewache (eine sehr treffende Bezeichnung) nachts von 12—4 Uhr etwas Degoutirendes für mich. Auf dieser Wache gehen merkwürdigerweise alle Uhren zu langsam, und die 4 Stunden sind endlos. Ach, wie froh war ich sonst, wenn ich bei Beendigung einer Reise sagen konnte: Gottlob! Heute gehst du die letzte Hundewache!

Ein guter Liedersänger an Bord genießt ebenso wie ein guter Erzähler bei seinen Kameraden ungefähr dasselbe Ansehen wie weiland Homer bei den alten Griechen. Ist er, wie häufig der Fall, ein Freund von Grog, so beeilen sich zehn, ihm einen Schluck ihrer Ration zu überlassen; dieser schenkt ihm eine Rolle Taback, jener wäscht für ihn Zeug, und alle bestreben sich, ihm zu Gefallen zu leben.

Wenn die dienstlichen Einrichtungen dem Leben vor dem Maste auch eine bestimmte Form geben, so erinnert doch dieses Leben sehr an patriarchalische Einrichtungen. Um den Leuten den Aufenthalt am Bord angenehm zu machen, ist ihnen die Freiheit gelassen, ihre Tischgenossen, oder wie sie seemännisch genannt werden, ihre Backsmaaten zu wählen. Infolge dieser Einrichtung bilden sich gewissermaßen Familien, deren einzelne Glieder in einem Bruderverhältnisse zueinander stehen. Das oft mehrjährige Zusammensein, gemeinsame Interessen, miteinander bestandene Gefahren und gleiche Erinnerungen knüpfen das sie umschlingende Band fester, und nicht selten entsteht daraus eine treue Freundschaft für das ganze Leben.

Der Aelteste an der Back ist der jedesmalige Familienvater. Er spielt den Vermittler, schlichtet die vorkommenden Streitigkeiten, und seinen Aussprüchen wird willig Folge gegeben, wie überhaupt wol nirgends dem an Jahren Aeltern mehr Achtung erwiesen wird als an Bord. Der Seemann respectirt nichts höher als fachliche Tüchtigkeit und Ueberlegenheit. Da diese aber eine Sache der Erfahrung, und Selbstüberschätzung ein Fehler ist, den man selten bei Matrosen findet, so ordnet er auch in andern Beziehungen seine Ansichten denen der erfahrenen ältern Kameraden unter.

Zwischen den ältern und jüngern Seeleuten besteht deshalb eine gewisse Schranke, die nur auf Augenblicke fällt, wenn ein gleiches Interesse sie einander näher führt. Gewöhnlich gesellen sich die Leute von gleichem Alter zueinander

und es bilden sich verschiedene Clubs, die ihre besondern Sonntagsnachmittags=Rendezvous haben. Die Kammer des Botteliers, des mit der Verausgabung des Proviants betrauten Unteroffiziers, ist das nobelste dieser Casinos. Hier versammeln sich nur Auserwählte, Unteroffiziere und einige alte Matrosen. Sie erquicken sich bei einem Glase Grog, das der Bottelier als Wirth aus den Ersparnissen der vergangenen Wochen reservirt hat. Um einen Vorwand zu haben, diesen Grog möglichst stark zu machen, werden Sonntags sehr häufig Geburtstage gefeiert, und man muß über die Familienanhänglichkeit der Betreffenden gerührt werden, wenn nacheinander die entferntesten Vettern, Cousinen und Tanten an die Reihe kommen. Die übrigen Gruppen sind theils oben auf dem Deck, theils in der Batterie und dem Hängemattendeck zerstreut, und überall herrscht ein reges Leben. Hier quält sich ein Matrose, mit der Flöte den Gesang einiger Kameraden zu begleiten, wobei letztere jedoch einen halben Ton zu tief intoniren und dann dem Flötenbläser über sein unharmonisches Spiel Vorwürfe machen; dort versucht sich ein anderer auf einem Accordion, dessen Wände von Salzwasser aufgeweicht sind und Nebenluft haben. Vorn im Bug sind sämmtliche Schiffsjungen versammelt. Ein unternehmender Kopf hat die Idee angeregt, ein Theater einzurichten, und dieselbe ist mit ungemeinem Beifall aufgenommen. Soeben wird Generalprobe gehalten, und das zur Aufführung kommende Stück führt den Namen „Todtenkopf“. Es ist ein an Bord selbst componirtes Trauerspiel, dessen Held, ein Seeräuberkapitän, die Tochter des Herzogs von Parma entführt und infolge dessen gehängt wird. Einer der jüngern Knaben spielt die Tochter, sein Kleid ist aus einem Matratzenbezuge gefertigt, die Crinoline durch Faßreifen hergestellt, und ein Kranz von weißen Rosen aus Manillahanf schmückt den Kopf. Auch Coulissen sind vorhanden, auf denen Tannen von unbestimmter Farbe

und Gestalt einen Wald darstellen. Der Vorhang ist durch zwei zusammengenähte Hängematten hergestellt, und die Luke zum Kabelgat bildet die Versenkung. Das Orchester ist ziemlich stark besetzt. Es besteht aus einer Trommel, einem Accordion, einer Flöte, einem Kamme und drei zu einem Triangel verbundenen Ladestöcken. Die Offizierburschen haben die Requisiten geliefert, und sämmtliche Dolche der Cadetten zieren die Hüften von der „Todtenkopfs"-Bande. Die Probe fällt zur allgemeinen Befriedigung aus, und der Director beschließt, am nächsten Sontage die erste Vorstellung zu geben und dazu auch das Offiziercorps einzuladen.

Mittschiffs hat das Musikcorps des Schiffes seinen Sitz aufgeschlagen, das aus zwölf Mitgliedern besteht. Der Kapellmeister übt eine von ihm selbst componirte Windstillen-Polka ein und ist sehr verdrießlich, daß es der Baßtuba nicht gelingen will, das Schlagen der Segel gegen die Masten natürlich wiederzugeben.

Weiter nach hinten sitzen ein Dutzend Matrosen und flechten Havannahstroh zu Hüten, die sie im warmen Klima statt der schwarzen Wachstuchhüte tragen dürfen. Andere sticken mit unendlicher Sorgfalt kunstvolle Fußmatten mit bunter Baumwolle auf Segeltuch, bei denen sie monatelang beschäftigt sind, um sie später dem ersten besten zu schenken, der sie darum bittet.

An einigen Tischen, die am Sonntage zur Bequemlichkeit der Mannschaft aufgeschlagen bleiben, wird ein Solo um die morgende Grogportion gespielt. Die Karten wollen jedoch nicht recht voneinander lassen, und zum Kummer einiger Mitspielenden, die ein gutes Blatt in der Hand haben, wird häufig vergeben. Hier liegen einige Leute auf dem Deck schlafend ausgestreckt, doch sind es meistens Seesoldaten, „Tümmler" von den Matrosen getauft; der Matrose hat am Sonntage viel Wichtigeres zu thun als zu schlafen. Dort sind

andere in die Lectüre schauriger Ritter- und Geistergeschichten vertieft, die sie irgendwo an Bord aufgetrieben haben.

Der größte Theil der Mannschaft macht sich jedoch das unvermeidliche Matrosen-Sonntagsvergnügen, den Zeugsack umzupacken. Diese Beschäftigung hat für Jan Maat einen eigenen Reiz, obwol es schwer zu sagen ist, worin derselbe eigentlich liegt. Es wird dabei jedes einzelne Stück auseinander genommen, genau besehen und ebenso sorgfältig wieder zusammengelegt, als sei es ein werthvoller Schatz. Besonders wird aber mit den eigenen Sachen geliebäugelt, die sich außer den gelieferten Uniformgegenständen im Sacke befinden. Besitzt der Inhaber ein baumwollenes oder gar seidenes Taschentuch, so schlägt er jene Sachen sorgsam in dasselbe und gibt ihnen einen Platz in der Mitte des Sackes, damit sie ja vor Beschädigung gesichert sind.

So vergeht der Nachmittag. Nach dem Abendessen spielt die Musik zum Tanz, und der Matrosentanz, der englische Hornpipe, setzt die Fußgelenke in Bewegung, bis die Eigenthümer ermattet in eine Kanonenpforte sinken und sich die erhitzten Glieder in der frisch hereinströmenden Brise kühlen müssen. Da schlägt die Uhr acht, der Sonntag ist zu Ende, das Uhrwerk des täglichen Dienstes wird von neuem aufgezogen, um in gleichmäßigem Gange fortzulaufen. Die Wache bezieht das Deck, die Ronde wird vom ersten Offizier abgehalten, die Lichter gelöscht, und mit dem schrillenden Tone der Bootsmannspfeife und dem darauffolgenden Commando „Ruhe im Schiff" erstirbt das heitere Lachen und Schwatzen zu einem leisen Gesumme. Das Schiff wiegt sich langsam auf den gleichmäßigen Wogen, und nur der halbstündige Ruf der Posten „Alles wohl" unterbricht die nächtliche Ruhe.

5.

Die Reise zum Aequator. Der Weg des Hydrographen Maury. Die Passatwinde. Gewitter im Stillgürtel. Schrecken des Cap. Der Sturm in der Johannisnacht. Ankunft in der Sundastraße.

Auch für uns war die Reise zum Aequator ganz angenehm. Schönes warmes Wetter, ruhige See, in der das Schiff kaum merkliche Bewegungen machte, gute Verpflegung, da die von Teneriffa mitgenommenen Früchte, Eier u. s. w. ausreichten, dann und wann auch ein unverhofftes Frühstück von fetten fliegenden Fischen, die wir nachts in ausgespannten Netzen fingen — kurz es war alles sehr hübsch, die Zeit verging schnell und wir merkten kaum, daß wir auf See waren. Morgens nahm man sein erfrischendes Bad, saß nachher unter dem Sonnensegel, las oder schrieb, hielt Nachmittags ein Schläfchen und schwatzte in der Abendkühle bei einer Cigarre von vergangenen und kommenden Zeiten, von der lieben Heimat, von Teneriffa und von Japan.

Von Teneriffa bis zur Linie hatten wir 21 Tage. Der Nordost-Passat war sehr schwach, und unsere stille Hoffnung, zum 20. Juli in Singapore zu sein, wurde dadurch sehr herabgestimmt. Wir wählten den neuen, von dem berühmten amerikanischen Hydrographen Maury empfohlenen Weg, der

zwischen 29 und 30° westl. Länge den Aequator schneidet, während die alte und von den meisten Seeleuten noch befolgte Route 150 Meilen östlicher zwischen 18 und 21° führt.

Ich glaube, es gibt kaum eine Klasse von Menschen, die mit größerer Zähigkeit am Althergebrachten hängt und schwerer an vortheilhafte Neuerungen zu gewöhnen ist, als die Seeleute. Dies zeigt sich namentlich wieder bei den Segeldirectorien und Karten des Amerikaners Maury, die derselbe mit Genie und bewundernswürdigem Fleiße seit zehn Jahren herausgibt und die für die Schiffahrt einen ungemeinen Nutzen haben. Obwol diese Karten und Bücher nur das Résumé vieler Tausende von Schiffahrtstagebüchern sind und, mit ängstlicher Fernhaltung jeder, wenn auch der wahrscheinlichsten Hypothese, lediglich auf Erfahrungen und Thatsachen basiren; obwol Maury in jeder jährlich erscheinenden neuen Ausgabe seiner Directorien schlagend beweist, wie ein Schiff, das nach Ostindien, Australien u. s. w. geht, die Reise um 20—30 Tage abkürzen könne, wenn es den von ihm empfohlenen Weg nimmt; obwol endlich die amerikanische Regierung mit seltener Liberalität jeden Seemann, der eine Abschrift seiner nautischen Tagebücher an das National-Observatorium sendet, mit den Karten und Büchern beschenkt, hält es doch unglaublich schwer, der Neuerung Eingang zu verschaffen.

Weil im vorigen Jahrhundert einigemal schwerfällige englische Transportschiffe, welche die Linie weit westlich schnitten, Cap St.-Roque nicht abwettern konnten und dort strandeten, steht das Cap in der Einbildung aller alten Seeleute als ein Gespenst da, welchem sie dadurch zu entfliehen suchen, daß sie die Linie 150 Meilen östlicher kreuzen und somit, infolge der dort vorherrschenden Stillen, ihre Reisen um 10—15 Tage verlängern. Sie mögen nicht begreifen, daß die Ueberwindung des Stromes bei St.-Roque für ein englisches Transportschiff von 1780 vielleicht eine Unmöglichkeit war, daß dies

jedoch für unsere modernen Schiffe keine Schwierigkeit hat. Wir fürchteten uns nicht vor dem Gespenst, schnitten die Linie auf 30° West und hatten nur 30 Stunden Stille, bis wir den Südost-Passat fanden.

Es ist bekannt, daß von 30° nördl. Breite bis zur Linie der Nordost-Passatwind und ebenso durch denselben Breitegürtel südlich vom Aequator der Südost-Passatwind ununterbrochen und in derselben Weise weht, sodaß diese beständigen Luftströme die Resultate gleicher Ursachen sind. Das Bestreben der Atmosphäre, sich überall im Gleichgewicht zu halten, treibt die kalte verdichtete Luft von den Polen nach dem Aequator, wo die Einwirkung der Sonnenstrahlen die Luftschichten verdünnt und ausdehnt. Infolge der Umdrehung der Erde, die gewissermaßen unter dem Winde fortläuft, wird der ursprünglich direct nach Süden und Norden gehende Luftstrom abgelenkt und erhält im Norden des Aequators eine nordöstliche, im Süden desselben aber eine südöstliche Richtung. Beide Luftströme treffen bei der Linie zusammen, und es entsteht ein Stillgürtel, der mit der Declination der Sonne mehrere Grade jährlich auf- und niederschwankt. Dieser Gürtel hat nach den von Maury darüber angestellten Beobachtungen eine Keilform, deren stumpfes Ende der afrikanischen Küste, deren spitzes dem amerikanischen Continente zugekehrt ist.

Die von den beiden Luftströmen mit hergeführten und in Auflösung erhaltenen Wasserdünste steigen beim Zusammentreffen mit ihren Trägern, den Luftpartikeln, in die Höhe, condensiren in den obern und demgemäß kältern Schichten und strömen als Regen nieder, um dem Meere wieder zuzuführen, was die Passatwinde ihm während ihres Fluges genommen. Der Stillgürtel trägt daher mit Recht den ihm von Maury beigelegten Namen Wolken- oder Regenring, und seine Passage ist eine der Kehrseiten der Seefahrt. Schwüle Luft, Wasserhosen und ununterbrochene Gewitter, die bisweilen

von zwei bis drei Seiten zugleich am Horizonte aufsteigen, sind die steten Begleiter dieser Zone, und, abgesehen von allem andern, ist es schon deshalb sehr angenehm, den Stillgürtel an seiner schmalsten Stelle, d. h. auf 30° West zu schneiden.

Trotzdem wurden wir von jenen Attributen nicht verschont. Auf dem dritten Grad nördlicher Breite schlief der Passatwind allmählich ein; der bis dahin wolkenlose Himmel bezog sich und verkündete uns die Nähe der Linie. Einzelne Regenschauer zogen vorüber, und das Schiff schlich 24 Stunden nur noch im Schneckengang durch das Wasser. Gegen Abend des zweiten Tages, nachdem wir den Passatwind verloren, wurde es ganz windstill. Die Segel schlugen gegen die Masten und das Schiff drehte sich, ohne weiter dem Steuerruder zu gehorchen, willenlos bald hier bald dorthin. Dunkles Gewölk zog sich am Horizonte zusammen, die Luft war schwül und drückend; sie ruhte bleischwer auf dem Menschen und beengte die Brust. Selbst die Fische schienen ein gleiches Gefühl zu empfinden und sprangen hoch aus dem Wasser, als suchten sie Erleichterung. Die einzelnen Wolkengebilde vereinigten sich zu compacten Massen, deren untere Ränder schwarz und schwer herabhingen und sich auf die Meeresfläche zu senken schienen. Ihre Contouren grenzten sich scharf auf dem weißlich grauen Hintergrunde des Himmels ab, und die eigenthümlichen Formationen der Wolkenberge machten einen unheimlichen Eindruck. Langsam stiegen sie zum Zenith empor und näherten sich dem Schiffe, als wollten sie es verschlingen.

Jetzt beginnen die schwarzen Ränder sich schnell zu verändern, und die starren Massen scheinen lebendig zu werden. Bald sind es scharfe Zacken, bald runde Bäuche, zu denen sie sich gestalten — hier trennen sie sich, dort fließen sie ineinander. Eine tiefschwarze trichterförmige Spitze schießt aus dem dunkelsten Theile des Gewölks. Bald mächtig anschwellend, bald zu einem schmalen Streifen verschwindend, zuckt sie auf

und nieder. Jetzt dehnt sie sich gleichmäßig aus und senkt sich weiter herab, eine drehende Bewegung ist an ihr wahrzunehmen, mit der sie sich in die Tiefe des Meeres bohrt. — Immermehr nähert sich der schwarze Kegel unserm Schiffe, und seine Entfernung beträgt kaum noch einige tausend Schritte. Seine Form verändert sich zu einer am untern Ende zugespitzten Säule, die fast das Wasser berührt.

Plötzlich beginnt es auch im Meere sich zu regen. Es schwillt unter der Säule zu einem Berge und kocht wallend auf! Angezogen von der kreisenden Masse erhebt es sich immer höher. Mit brausendem Zischen erfolgt jetzt die Vereinigung beider Elemente, und Wasser und Wolke, zu einem Einzigen verbunden, wandeln mit verderbenschwangern Schritten ihren Weg über die Fläche des Meeres. Wehe dem Schiffe, das diesen Weg kreuzt! Es würde von der Gewalt der tosenden Masse hinabgezogen in den Schlund des Oceans oder mastlos als hülfloses Wrack aus der Krise hervorgehen.

Wir hatten alle Vorbereitungen getroffen, um diesem Geschick nicht zu verfallen; die Segel waren festgemacht und die Geschütze geladen.

Kaum noch 1000 Schritt ist die Säule von uns entfernt; ihr Dunstkreis hat bereits das Schiff erreicht und ein feiner Regen wie der Staub eines Wasserfalles hüllt es ein. Das brausende Gezisch wird lauter und unheimlicher, und es ist die höchste Zeit, das Ungethüm in seinem Laufe aufzuhalten. Das Commando „Feuer" ertönt, das Schiff erzittert von der Breitseite in den innersten Fugen, und pfeifend fliegen die Kugeln in den Körper der Wasserhose. Einen Augenblick erfolgt eine Todtenstille. Da ist es, als spaltete sich der Erdball, ein Schlag, als entlüden sich tausend Gewitter, erschüttert die Atmosphäre, ein gewaltiger Windstoß heult durch die Lüfte und legt das Schiff auf die Seite. Die Schleusen des Himmels öffnen sich und überfluten das Fahrzeug; mit

dumpfem Brausen tritt der mit der Säule vereinigte Wasserberg in sein Bett zurück, und seine Wellen rollen rauschend unter dem Schiffe fort.

Die Gefahr ist vorüber, die Wasserhose gesprengt. Nach kurzer Zeit hört der gewaltige Regen auf; auch der Sturm schweigt, und es ruht tiefe Stille auf dem Meere wie vorher.

Indessen haben die finstern Schatten der Nacht sich auf das Wasser gesenkt und ringsum herrscht Dunkel, so tief, so schwarz wie Grabesnacht. Kein freundliches Gestirn durchdringt das starre Gewölk, das noch immer am ganzen Himmel lagert, und hin und wieder aufflammendes Wetterleuchten trägt nur dazu bei, die Finsterniß noch schwärzer erscheinen zu lassen.

Bald werden die Lichtscheine häufiger und anhaltender, bisweilen ist der ganze Horizont erleuchtet, als stände er in Flammen. Durch die Stille der Nacht schlägt das dumpfe Rollen des Donners an das Ohr, und an verschiedenen Himmelsgegenden theilen zuckende Blitze die drohenden Wolkengebilde. Drei Gewitter ziehen gegeneinander herauf und rücken mit langsamen Schritten zum Zenith empor. Die Atmosphäre ist mit elektrischen Stoffen geschwängert, die sich auch dem Wasser mittheilen und jene wunderbare Erscheinung hervorrufen, welche man unter dem Namen Meeresleuchten kennt. Noch zwar ist es nur schwach und mehr ein matter Schimmer, da die Wellenbewegung gering ist und deshalb die phosphorescirenden Theilchen des Wassers nicht in Friction gerathen; doch wird das Leuchten allmählich intensiver und läßt bereits die Schönheit seiner vollständigen Entwickelung ahnen.

Jetzt tönt der Donner näher und ununterbrochen wie das Getöse einer fernen Schlacht. In grellem Licht flammen die Blitze durch die Finsterniß, aber nicht mehr von oben nach unten. Aus der glühenden Basis des Wetterleuchtens am Horizonte strahlen sie empor zum Zenith, ein merkwürdiges Phänomen der tropischen Natur, die sich diesen Abend in furcht-

bar schöner Weise zeigt. Jetzt stoßen die Gewitter gegeneinander; Schlag auf Schlag erfolgt mit betäubendem Krachen und der Kampf der Elemente läßt die Atmosphäre erzittern. Die ganze Natur ist in Aufruhr!

Sieh', welches wunderbare Leben gebiert die dunkle Tiefe! Der Ocean wallt, seine Wogen schäumen, seine schwarze Fläche erglüht wie durch Zauber, Millionen Sterne funkeln in ihm — er ist zum Feuermeere geworden! Feurige Fische schießen durch die Fluten und hinterlassen lange Streifen grünlich schimmernden Lichtes, als ob endlose Schlangen sich dahinwänden. Glühende Quallen wälzen sich träge unter der Oberfläche, unbekanntes Gethier wogt durcheinander wie glänzende Meteore, und die am Schiffe sich brechenden Wellen zerstäuben in strahlendem Sprühregen. Soweit das Auge reicht, erblickt es nur Eine Glut, deren Widerschein sich am dunkeln Himmel abspiegelt.

Auch in den Lüften beginnt es zu leuchten. Die elektrischen Stoffe concentriren sich, und auf den eisenbeschlagenen Spitzen der Masten, Raaen und Gaffeln entzünden sich blaue Flämmchen, die Elmsfeuer. Wie Irrlichter tanzen und flackern sie auf und nieder in unheimlichem Scheine und erfüllen mit Schrecken die Gemüther der abergläubischen Matrosen, die in ihnen die Seelen im Meere verunglückter Kameraden erblicken.

Noch immer dauert der Kampf der Gewitter mit ungeschwächter Wuth fort; die Blitze flammen sprühend, der Donner kracht, als nahte das Jüngste Gericht, und das Schiff schwankt hingegeben den Wogen, die sich immer mächtiger heben.

Da senkt sich das schwarze Gewölk und schüttet abermals in gewaltigen Strömen seinen Inhalt aus. Das von Süden aufsteigende Gewitter hat gesiegt; mit dem helfenden Winde, der sich jetzt erhebt und dem der Seegang voranlief, treibt es die überwältigten Gegner vor sich her. In Süden aber

zeigt sich eine lichte Stelle am Firmamente, die sich schnell ausbreitet. Die blauen Flämmchen auf den Mastspitzen erlöschen, der Schein des Meeres wird matter und sein Sternenheer erbleicht. Eine andere Sternenpracht entfaltet sich am blauen Azur, der den Himmel wieder deckt, und strahlt in dem reinen Aether mit doppeltem Glanze. Nur im Norden lagert noch eine dunkle Bank, an deren Saum bisweilen ein bleicher Schein hinzittert. Ein frischer Wind schwellt die Segel. Wir haben den Stillgürtel überwunden, und der Südost-Passat führt uns mit schnellen Schritten nach Süden.

Am 29. Mai passirten wir die Linie; es geschah harm- und geräuschlos. Die berühmte Taufe mit allen ihren oft beschriebenen Attributen fiel fort, obwol über die Hälfte der Besatzung reif für Neptun's Rasirmesser war. Die Festlichkeit war aus guten Gründen untersagt. Sie ist ein Ueberbleibsel früherer seemännischer Roheit und artet gar zu leicht aus. Das plötzliche Lockern der strengen Disciplin wird selten von den Matrosen richtig verstanden; es folgen Excesse, die nicht ungeahndet bleiben können, und deren Consequenzen oft schwere Strafen sind. Um dem vorzubeugen, wurde die Taufe officiell verboten; damit war der Zweck erreicht. Wenn die Taufe nun auch im kleinen und insgeheim stattfand, so hielt sie sich doch innerhalb der rechten Schranken, und ein Extraglas Grog erheiterte die Mannschaft gerade so viel, als wünschenswerth war.

Der Südost-Passatwind bläst frischer als der Nordost und wie dieser und alle periodischen Winde in einer Curve, zuerst südlicher, dann allmählich sich herumziehend durch Ost und Nord, bis man südlich vom 30. Grade südlicher Breite in den Gegenstrom der westlichen Winde gelangt, mit denen man eine Strecke von nahe 1500 deutschen Meilen in östlicher Richtung segelt, um entweder Australien zu erreichen oder kurz vorher nördlich zu steuern, wenn man, wie wir, nach Ostindien

und China will. Man beschreibt daher bis zum Meridian des Cap der guten Hoffnung einen bedeutenden Umweg und kommt der brasilianischen Küste ziemlich nahe.

Auf der Höhe von Bahia wurde der Wind etwas flauer. Die See war ziemlich ruhig, und wir konnten einem uns begegnenden englischen Schiffe Briefe mitgeben. Das Packet war ziemlich groß; ein jeder wollte die günstige Gelegenheit benutzen, um die Seinen zu Hause durch ein paar unverhoffte Zeilen zu erfreuen, und mancher sah lange dem entschwindenden Schiffe nach. Manch tiefer Seufzer sprach heimlich: Ach könntest du mit ihm gehen! Auch mein Gedanke war es.

Ein sehr hübscher Zug im Charakter der Seeleute ist die Gewissenhaftigkeit, mit der die ihnen anvertrauten Briefe unentgeltlich besorgt werden. Mögen sie noch so lange Zeit von der Heimat entfernt gewesen sein, die Abgabe der Briefe zur Post, die Ueberzeugung, daß sie wirklich in sichere Hände gelangt sind, betrachten sie vor allem andern als die Erfüllung einer heiligen Pflicht und selten gehen Briefe verloren, wenn sie Schiffen mitgegeben werden, die ihren Bestimmungsort erreichen. In der Neuzeit sind zwar fast auf der ganzen Erde zwischen den belebtesten Plätzen regelmäßige Postverbindungen durch Dampfschiffahrt eingerichtet; allein es ist zu verwundern, wie bisweilen trotzdem Briefe jahrelang hinter den Adressaten herlaufen und sie an Punkten erreichen, die von dem ersten Aufenthaltsorte Tausende von Meilen entfernt sind, und deren Adresse nicht einen Hafen bezeichnet, sondern ein ganzes Land umfaßt. So erhielten wir nach 13 Monaten Briefe aus der Heimat im Golf von Petschili (Nordchina), die nach Montevideo gerichtet waren, wohin wir zuerst gehen sollten. Dort war bekannt, daß das Geschwader nach China gegangen sei, und die Postbehörde schrieb darauf, China or elsewhere: — China oder sonstwo. Da keine directe Verbindung zwischen Südamerika und China besteht, gingen die Briefe wieder nach

England und von dort über Singapore nach China von einem Platze zum andern, bis sie uns auf der Rhede von Tientsin trafen. Während unserer ganzen $2\frac{1}{4}$ jährigen Abwesenheit ist auch nicht ein einziger an uns gerichteter Brief verloren gegangen!

Mit dem Passiren des südlichen Wendekreises nahm das gute Wetter von uns Abschied, und jetzt kamen acht lange Wochen, um die wir nicht zu beneiden waren. Bei einer Reise um das Cap der guten Hoffnung, namentlich im Winter, ist man stets schon von vornherein auf keine angenehme Fahrt gefaßt, und man läßt sich gern einen, zwei, auch drei Stürme gefallen. Mein Gott! ohne Stürme würde ja die Seefahrt allen Reiz, alles Pikante verlieren; aber ein siebenwöchentlicher Sturm mit Pausen von höchstens sechs bis acht Stunden — da hört alle Gemüthlichkeit auf.

Wir waren bereits in die Mysterien des Cap seit 14 Tagen eingeweiht, als der Johannistag allem die Krone aufsetzte und uns mit einem Sturme beglückte, gegen den die Hunderte von Stürmen, welche ich in meiner seemännischen Laufbahn erlebt, nur Kinderspiel waren. Jetzt, wo ich an jene Zeit zurückdenke, hat sie viel von ihren Schrecken verloren; manche komische Momente, die damals nicht beachtet wurden, treten nun deutlicher in der Erinnerung hervor und dienen als freundliche Staffage des Bildes; aber die Nacht vom 24. auf den 25. Juni war die schrecklichste, die ich je erlebt, und der liebe Gott möge mich vor einer zweiten solchen bewahren.

Schon am Morgen des 24. Juni verkündete graues bleifarbiges Gewölk, das mit seinen weißlichen Kuppen wie eine Mauer im Norden und Westen lagerte, das Herannahen von schlechtem Wetter. Die Captauben, Sturmtaucher, Albatrosse und andere Vögel sammelten sich in Scharen hinter dem Schiffe und umschwärmten es mit großem Geschrei. Die See lief in immer höhern Wellen heran und brach

trotz des verhältnißmäßig geringen Windes mit donnerndem Geräusch zusammen. Das Barometer, dieser treue Führer des Seemanns, fing an zu sinken, und die aufgehende Sonne zeichnete an der starren Wolkenmasse im Westen einen Regenbogen mit ungewöhnlich lebhaften Farben. „Regenbogen am Morgen bringt dem Seemann Noth und Sorgen", heißt bei uns ein altberühmtes Sprichwort, und wir säumten denn auch nicht, Vorbereitungen für den kommenden Sturm zu treffen. Dieser ließ nicht lange auf sich warten. Morgens um 10 Uhr fuhren wir noch unter allen Segeln, und nachmittags um halb 3 Uhr war bis auf zwei kleine Sturm-Stagsegel bereits alles fest gemacht. Der Sturm heulte in der Takelage, und die See rollte Berge heran, als wollte sie das Riesengebirge plastisch darstellen. Bis jetzt war es eins der gewöhnlichen Unwetter, deren Heimat das Cap ist, aber das stete Fallen des Barometers deutete an, daß wir uns auf eine schlimme Nacht gefaßt zu machen hatten.

Von 10 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags war das Barometer nicht weniger als einen Zoll gefallen, und noch immer wich es mit tief concaver Oberfläche stündlich fast um einen Zehntelzoll. Der Himmel zeigte jene gleichförmige graue Decke, die weder Sonne noch Sterne durchläßt und in ihrer starren Ungebrochenheit schwer auf den Gemüthern lastet. Es war Neumond, und die Nacht begann schon bald nach 4 Uhr mit seltener Dunkelheit. Der Sturm wuchs stündlich und wühlte eine See herauf, als wollte er den Meeresgrund bloßlegen.

Um 8 Uhr abends trat der erste Act des nächtlichen Dramas in Scene. Das hintere Sturm-Stagsegel konnte, obwol es ganz neu war, der Kraft des Windes nicht mehr widerstehen. Es zerriß mit einem Knall, als würde eine Kanone abgefeuert, peitschte mit zwei bis drei gewaltigen Schlägen in die Luft und flog dann, in Stücke zersetzt, in die dunkle Nacht hinaus. Das Barometer stand auf 29″0 und

fiel noch immer schnell. Es wurde uns unheimlich zu Muthe; einen solchen Sturm hatte noch keiner von uns erlebt. „Es kann doch nicht härter wehen", sagten wir uns, aber es heulte immer brausender durch die Takelage und die Wasserberge thürmten sich immer höher. Bis dahin war der Wind langsam von Nordost bis Nord gegangen, jetzt sprang er mit einemmale auf Nordwest, und es entstanden dadurch Seen in verschiedenen Richtungen, die das Schiff wie einen Federball hin- und herwarfen und es die furchtbarsten Bewegungen machen ließen. Es war kaum möglich, sich festzuhalten, und das Schiff holte oft 40—45 Grad nach beiden Seiten über. Ich stand mit dem wachthabenden Offizier und Unteroffizier an der Windseite auf dem Hinterdeck, als gegen 10 Uhr nachts plötzlich eine Sturzsee über das Schiff brach. Wir wurden alle drei von der gewaltigen Wassermasse, die das ganze Deck überflutete, fortgerissen und vollständig in ihr begraben. Durch welches Wunder es geschah, daß wir nicht über Bord gespült wurden, ist mir noch jetzt ein Räthsel. Ich fand mich etwa 30 Schritt weiter in Lee unter ein paar Treppen wieder, und als ich mich, halb betäubt und erstickt, wieder an die Windseite gearbeitet hatte, kamen auch meine Leidensgefährten zum Vorschein. Der Offizier war sechs Fuß über Deck gehoben und von einer nach den Masten führenden Strickleiter wie in einem Netzwerk aufgefangen worden. Der Unteroffizier dagegen war durch die Wand der auf dem Deck befindlichen Kajüte in die Kammer des ersten Offiziers geschlagen, der auf die unangenehmste Weise geweckt wurde, da das seine Kammer vollständig erfüllende Wasser ihn beinahe erstickte.

Merkwürdigerweise hatte niemand von uns außer einigen leichten Contusionen Beschädigungen erlitten. Die Sturzsee hatte indessen das Verdeck gründlich aufgeklart, das Backbord-Seitenboot zerschlagen, das Steuerbordboot ganz fortgenommen und die eisernen Krahne, an denen es hing, abgebrochen, die

in der Mitte stehende Dampfbarkasse gefüllt, deren Befestigungsbolzen aus dem Deck gerissen und diese nach Lee geschleudert, die zugenagelten Luken aufgebrochen, auch bei ihrer Rundreise eine fabelhafte Razzia unter den auf Deck befindlichen Gegenständen gehalten und das Meiste mit über Bord gerissen. Wenn der Augenblick nicht so furchtbar ernst gewesen wäre, hätte man über das Chaos, welches theilweise außenbords, theilweise auf dem Verdeck mit dem nur langsam abfließenden Wasser hin- und herflutete, lachen können. Die heterogensten Gegenstände sah man hier bei dem Widerschein der in grünlichem Lichte schäumenden Wogen auf- und nebeneinander schwimmen und bald hier- bald dorthin geschleudert, bis sie entweder zertrümmert oder über Bord gespült waren. Hier schwabberten ein paar Hühnerställe, deren Insassen ein furchtbares Geschrei erhoben, dort Eimer, Waschtonnen und Kochgeschirr; hier ein aus den Kajüten geschwemmter Stuhl, dort Waschbecken, Betten und Wäsche. Dazwischen quiekten die aus ihren Ställen verschwemmten Schweine und man hörte ihre durchdringenden Angstrufe bald vorn im Schiff, bald hinten in der Kajüte, je nachdem sie von dem hin- und herflutenden Wasser hier- oder dorthin getragen wurden.

In der Kajüte und in unsern Kammern sah es womöglich noch schlimmer aus. Die See war in alle gedrungen und hatte mit sich fortgeführt, was nicht niet- und nagelfest war. An Retten war natürlich nicht zu denken. Man hatte genug zu thun, um sich selbst festzuhalten. Alles, was vor der Vernichtung geborgen wurde, waren zwei Schweine, die so in unsere Nähe trieben, daß wir sie greifen und in eine leerstehende Kammer sperren konnten. Alles andere mußten wir ruhig schwimmen lassen, bis sich das Wasser verlaufen hatte. Kaum war dies geschehen, als an derselben Stelle noch eine zweite Sturzsee überbrach, die zwar nicht so heftig als die erste war, jedoch noch Unheil genug anrichtete, da sie bereits Thür und

Thor geöffnet fand und leichtes Spiel hatte. Wir hatten uns diesmal festgebunden und kamen daher mit dem kalten Bade davon. Dies Bad war übrigens keineswegs eine Annehmlichkeit, denn das Thermometer zeigte 2° Reaumur. Trotz unserer Regenmäntel und hohen Gummistiefeln hatten wir keinen trockenen Faden am Körper und in jedem der Stiefel befand sich mindestens ein halber Eimer Wasser. An Umziehen war unter solchen Umständen nicht zu denken, und unsere Situation war schon darum nicht gerade beneidenswerth. Trotzdem fühlten wir uns warm! In zehn Minuten zwei Sturzseen, die so ziemlich klar Deck gemacht hatten, und trotz des schweren Sturmes noch immer fallendes Barometer, das um 11 Uhr schon auf 28″,7 stand und noch eine concave Oberfläche zeigte — das war kein Spaß und konnte wol unheimliche Gefühle erregen. Indessen hatte es bei den beiden Sturzseen sein Bewenden, und das Schiff lag fortan prächtig bei.

Um 12 Uhr mitternachts stand endlich das Barometer still und machte Miene zum Steigen. Wir fühlten uns sehr erleichtert bei dieser Wahrnehmung, aber so leichten Kaufes sollten wir nicht davonkommen. Von 12—2 Uhr erreichte der Sturm seinen Höhepunkt; das war kein Sturm mehr, sondern ein Orkan. Mein Gott! Ich habe nie geglaubt, daß es so viel Wind in der Welt geben könnte. Das Schiff lag ohne ein Stück Segel so schief, daß die Leeverschanzung drei bis vier Fuß unter Wasser stand. Die ganze See war ein kochender glühender Schaum, der Cyklon brüllte in der Takelage, daß wir jeden Augenblick erwarteten, er werde die Masten abbrechen oder das Schiff kentern, und wir standen klar, um die Masten zu kappen. Einer unserer Unteroffiziere äußerte: „Das weht nicht, das schmeißt ja heute Nacht Wind". Der Ausdruck war bezeichnend. Bei den einzelnen Stößen ruckte das Schiff ein, als ob solide Massen dagegengeworfen würden. Man sollte kaum glauben, daß ein Fahrzeug ein solches Un=

wetter aushalten könnte, und bisweilen bezweifelte ich es selbst. Doch die Elbe bewährte sich prächtig; die Pumpe zeigte nicht mehr Wasser, als das Schiff gewöhnlich bei schlechtem Wetter machte, und das war eine große Beruhigung. Aber die beiden Stunden wurden uns trotzdem erschrecklich lang, wie überhaupt die ganze Nacht. Um 2 Uhr morgens stand das Barometer schon wieder auf 29″0. Das Wetter mußte danach entschieden besser werden, und es sprach dafür auch ein anderes Wahrzeichen: die graue gleichmäßige Decke brach sich, auf fünf Minuten kam der blaue Himmel zum Vorschein. „Wenn nur so viel Blau am Himmel ist, daß man sich eine Jacke davon machen lassen kann, dann wird's auch besseres Wetter", sagten unsere Matrosen, und sie hatten recht. Die Venus schaute so hell wie eine Sonne durch den Wolkenriß, als wollte sie uns sagen: „Verzagt nicht, hier oben wird über euch gewacht!" und ihr freundlicher Blick verfehlte seine Wirkung auf die Gemüther nicht. „Da ist ein Stern"! rief's aus aller Munde in freudigem Tone, und nach wenigen Minuten brach sich auch die Gewalt des Orkans. Wenn auch nur langsam, ließ seine Wuth doch nach; es traten Pausen ein, die allmählich bis zum Morgen immer länger wurden. Die Wolken zerrissen immer mehr, ein Stern nach dem andern trat hinter ihnen hervor. Bald funkelte im lichten Glanze das ganze Heer am wolkenfreien Himmel, und endlich schimmerte auch die langersehnte Morgenröthe im Osten. Gottlob! es wurde Tag — Tag nach einer langen Nacht, der längsten, die ich je erlebte.

Die Sonne ging strahlend aus dem Horizonte auf, aber erst jetzt sahen wir, in welch furchtbarem Kampfe mit den Elementen wir begriffen waren. Die von dem Orkane heraufgewühlte See war grausenerregend. Der Wind hatte sich mehr südlich gezogen, und das ihm folgende Schiff lag jetzt mit dem Kopfe recht gegen die See, sodaß wir ihre wirk-

liche Größe ermessen konnten. Nach wissenschaftlichen Beobachtungen sollen die schwersten Wellen nur eine Höhe von 32 Fuß erreichen, aber an jenem Morgen bezweifelten wir diese Angabe, sie waren mindestens 45 Fuß hoch. Wenn die kolossalen Wasserberge, von denen stets drei auf einmal folgen, ehe eine Pause eintritt, auf uns sich zuwälzten, der erste unter dem Schiffe fortrollte und letzteres nun unter einem Winkel von 45 Grad in das Thal hinunter schoß, war es uns, als ob wir für immer in einen endlosen Abgrund hinabstürzten, bis wir plötzlich wieder auf schwindelnder Höhe schwebten, wenn die zweite und dritte Welle uns auf ihrem gewaltigen Rücken emportrug.

Es war ein großartiges Naturschauspiel; aber diese Majestät des Meeres war grausenerregend, und wir fühlten uns herzlich froh, als im Laufe des Tages die orkanähnlichen Hagel- und Schneeböen endlich aufhörten und sich der Ocean etwas beruhigen konnte. Nachmittags konnten wir wieder segeln und darangehen, unser Schiff in Ordnung zu bringen, das schrecklich gelitten hatte. Am Morgen sah es aus wie ein Schlachtfeld, auf dem ein Kampf auf Leben und Tod gekämpft worden. Alles war zerschlagen, beschädigt oder über Bord gespült. Sämmtliches Tauwerk schleppte draußen im Wasser, und in unsern Kajüten sah es nicht erfreulicher aus. Hier fehlte dies, dort jenes; unser schönes Fortepiano, das uns so manche Stunde erheitert, lag in Trümmern. Spiegel, Bilder, Bücher, Betten, Wäsche — alles war zerbrochen, aufgeweicht oder ruinirt. In meiner Kammer war mein Liebling, ein reizender Spaniolhund, der mir auf Lanzarote geschenkt worden, ertrunken. Nur die Schweine waren gerettet und lagen mit dem vor Angst halb todten Offizierskellner in der Kammer, in welche wir sie in der Nacht gesperrt hatten.

So endete der Johannistag, der sich bei uns ein ewiges Andenken gesichert hat und den wir nie wieder auf solche Weise

zu begehen wünschen. Freilich trat damit noch lange kein gutes Wetter ein. Wir befanden uns in einer Gegend, welche, wie den Biscayischen Meerbusen und Cap Hoorn, die Seeleute Sturmbrauerei nennen. Die großen geölten Röcke, die Südwester (Regenkappen) und die Gummistiefeln kamen kaum nachts von unserm Körper. Wir schwammen förmlich im Wasser, das jeden Augenblick auf das Deck und in unsere Wohnungen stürzte. Nun, mit Einem Worte, es war höchst unerfreulich und die Reise nach Japan keine Kleinigkeit.

Ewig kann es doch nicht so bleiben — war unser philosophischer Trost, und es blieb auch nicht so. Eine Gewitterbö, die sich von dem Orkan in der Johannisnacht nur durch kürzere Dauer unterschied, dagegen aber einen Wolkenbruch über uns ausschüttete, der die Sturzseen fast ersetzte, schloß mit einem gewaltigen Knalleffect das Drama des Capwetters, das uns zwar unendlich viel Ungemach, aber, Gott sei Dank! kein größeres Unglück gebracht hatte. Unser Bootsmann, den die zweite Sturzsee der Johannisnacht gegen den Besahnbaum geschleudert und ihm beide Knie gebrochen hatte, war auch wieder so weit hergestellt, daß nichts für ihn zu fürchten blieb.

O, wie wonnig kam es uns vor, endlich einmal wieder ein trockenes Deck zu haben, als wir jetzt, nordwärts steuernd, uns den Tropen näherten! Wie angenehm war es, die Segel von einem sanften Winde geschwellt zu sehen und die schöne warme Luft mit vollen Zügen einzuschlürfen!

Alles vergangene Leid war vergessen. Wol oft wurde der letztern Zeit und namentlich jener Johannisnacht gedacht, aber alle grellen Farben des Bildes waren verwischt, und wir dachten jetzt nur an die Annehmlichkeit unserer Zukunft.

Acht Wochen lang waren wir einsam auf dem Wasser geschwommen, ohne etwas anderes zur Gesellschaft zu haben als die Sturmvögel, die kreischend unser Schiff umschwärmten und mit gieriger Hast auf alle Abfälle hinabstießen, die über Bord

geworfen wurden, und sich oft dutzendweis an einem Tage an den für sie ausgehängten Angeln fingen, um mit Pergamentzetteln, auf denen der Tag ihres Fanges vermerkt war, um Fuß oder Hals wieder freigelassen zu werden. Da erblickten wir eines Morgens ein Segel hinter uns, das ein Nothsignal gehißt hatte. Wir hielten sogleich auf dasselbe ab und waren nicht wenig erfreut, in dem Schiffe einen Landsmann, einen Preußen zu finden, der, gleichfalls nach Singapore bestimmt, um ärztliche Hülfe für einen schweren Kranken bat. Sie wurde ihm natürlich sofort gewährt, und bei dieser Gelegenheit erfuhren wir, daß es der „Johanna Wagner", so hieß das Schiff, beim Cap nicht viel besser ergangen war als uns selbst. Zwar hatte sie sich am 24. Juni circa 150 Meilen östlich von uns befunden und von dem Cyklon nur den schweren Seegang, aber zu anderer Zeit Sturm genug gehabt und Raaen und Stengen verloren. Wir segelten mehrere Tage zusammen und trafen nach vierzehn Tagen gleichzeitig in der Sundastraße ein, wo wir am 1. August bei der kleinen Stadt Anjer auf Java ankerten. Nach zwölfwöchentlichen Strapazen konnten wir uns endlich einen Tag Ruhe gönnen.

6.

Schönheit der Tropennatur. Treiben auf der Rhede von Anjer. Die Banka- und die Riowstraße. Zusammentreffen des Geschwaders auf der Rhede von Singapore. Insel und Stadt Singapore. Gemisch und Charakter der Nationalitäten. Das geschäftliche Treiben. Tempel der Hindu und Chinesen. Die großartigen Handelsverhältnisse des Platzes. Die deutschen Handelshäuser. Die Tigerplage. Die Familie des Maharadscha von Djohore. Prinz Abubakar. Abfahrt nach China und Japan.

Ehe wir nach Anjer kamen, mußten wir zwei Tage in der Sundastraße kreuzen. Wir konnten dabei bald die Schönheit und Ueppigkeit der tropischen Vegetation auf den sanft gewellten Hügeln Javas, bald die majestätischen Bergkegel und Vulkane des gegenüberliegenden Sumatra bewundern, und uns an den Hunderten der kleinen lieblichen Inseln ergötzen, die, von Korallen aus der Tiefe emporgebaut und im Laufe der Jahrhunderte mit angeschwemmtem Humus bedeckt, jetzt in saftigem Grün prangen und wie strahlende Oasen auf den lichtblauen Fluten schweben. Das schönste Wetter begleitete uns. Eine scharfe Seebrise kühlte während des Tages die Atmosphäre, und Abends trug der Landwind die kostbarsten Blumendüfte zu uns herüber. Eine solche Seefahrt kann man sich noch gefallen lassen. Diese zwei Tage entsprachen unge-

fähr dem Phantasiebilde, das der Landbewohner sich von einer Reise nach Ostindien entwirft, da sich für alle Sinne Schönes und Interessantes bot.

Die Gegend um Anjer selbst ist ein wahres Paradies. Unten am Strande erstrecken sich große Wälder von Kokospalmen und Bananen. Die Häuser des Städtchens, theils europäisch, theils malaiisch, verstecken sich in dem dichten Grün der sie umgebenden Pflanzungen, und im Hintergrunde erhebt sich ein steil ansteigender Höhenzug, dessen einzelne Felsen in grotesken Formen sich gestalten und von himmelanstrebenden Bäumen eines undurchdringlichen Urwaldes gekrönt sind. Es ist ein Punkt, wo jedem Besucher unwillkürlich der Gedanke aufsteigt: Hier möchtest du bleiben, hier muß der Himmel auf Erden sein!

Fast alle Schiffe, die von Europa durch die Sundastraße nach Hinterindien oder China gehen oder von hier nach dort zurückkehren, legen in Anjer an, um sich an seinen Erzeugnissen zu erquicken und Erfrischungen einzunehmen. Man sieht daher fast immer eine kleine Flotte auf der Rhede und dies gewährt meistens ein Bild von lebhafter und origineller Färbung. Ein Schwarm malaiischer Boote empfängt das ansegelnde Schiff und folgt wie ein langer Schweif im Kielwasser des Fahrzeugs. Kaum ist der Anker im Grunde, so stürmen die Boote längseit; ihre Insassen klimmen wie die Katzen an Bord, und in einem Moment ist das ganze Deck in einen Markt verwandelt. Was nun Herz und Mund eines Seereisenden sich wünschen kann, findet er hier lockend vor sich ausgebreitet, und wie jenes bekannte Thier zwischen den beiden Heubündeln steht er zweifelhaft, was er zunächst wählen soll, während er von einem Dutzend der braunen Verkäufer zu gleicher Zeit mit Anpreisungen in allen möglichen Sprachbrocken bestürmt wird. Dort liegen Büschel goldgelber Bananen, hier die grüne Kokosnuß, während der unschein-

bare Mangostin in seiner mohnkopfähnlichen schwarzen Hülle, die kostbarste Frucht der Tropen, nur von den Kennern aufgesucht wird. Ananas, Guaven, Pampelmus — riesige Apfelsinen von der Größe eines Kopfes — Tamarinden, Apfelsinen winken hier in lockender Gestalt. An einer andern Stelle ruft ein Korb mit Eiern heimatliche Erinnerungen wach und leitet unsere Gedanken auf den Wohlgeschmack eines Eierkuchens. Auch Hühner, das ganze Dutzend für einen Thaler (wie verführerisch für Hausfrauen!), sowie schnatternde Enten finden sich vor. Einige Affen schneiden ihre wunderlichen Grimassen, Kakadus und Papagaien kreischen in widerlichen Tönen, Turteltauben lassen ihr melancholisches Kukurr hören, und in andern Käfigen erblickt man Zibethkatzen, Eichhörnchen, Zwerghirsche, Reisvögel und sonstiges zahmes und wildes Gethier, als ob man sich in einer Menagerie befände. Dazwischen bewegen sich die dunkeln Gestalten der Malaien mit der kupferbraunen Hautfarbe und dem malerischen Kopftuche, unter welchem das lange schwarze Haar in dichten Massen hervorquillt. Sie sind schlank und leicht gebaut, ihre Haut glänzt, als wäre sie mit Oel gesalbt, ihre Gesichtsbildung ist nicht unangenehm, aber die schwarzen Zähne und der vom Sirikauen blutroth gefärbte Mund machen einen widerlichen Eindruck. Mit ungemeiner Zungenfertigkeit preisen sie in englischen und holländischen Brocken ihre Waaren an, und die Concurrenz ermäßigt die Preise auffallend. Namentlich suchen die Verkäufer nach Gold. Für eine Guinee bekamen wir vier Dutzend Hühner, 500 Eier und so viel Früchte, als wir für acht Tage bedurften. Der Verkäufer wollte seiner Geliebten einen Ring von dem Goldstück machen lassen und war überglücklich in dessen Besitze. Ich glaube, er hätte noch das ganze Boot in den Kauf gegeben, wenn wir es verlangt hätten.

Endlich war unsere Kauflust erschöpft. Zehn Dutzend Hühner standen auf dem Verdeck, in der Küche brodelte der heiß-

ersehnte und langentbehrte Eierkuchen, Bananen und Ananas waren zum Ueberfluß geprobt, und die Geldbeutel waren leer. Die Verkäufer verloren sich nach und nach beim Anbruch der Dunkelheit. Wir aber fuhren ans Land, um in der kostbaren Abendkühle einen Spaziergang zu machen und uns die Annehmlichkeit zu verschaffen, endlich einmal wieder festen Boden unter unsern Füßen zu haben. Es gefiel uns in Anjer so wohl, daß wir gern einige Tage verweilt hätten, allein zu unserm Bedauern erfuhren wir, daß das ganze übrige Geschwader bereits im Laufe der letzten Woche passirt und nach kurzem Aufenthalte nach Singapore weiter gesteuert sei. Da durften wir denn nicht säumen, den Unsern zu folgen, und mit wehmüthigem Herzen nahmen wir früh am andern Morgen Abschied von dem lieblichen Orte und steuerten nordwärts unserm gemeinsamen Rendezvous, Singapore, zu, dem Emporium des östlichen Handels.

Wir richteten unsern Curs nördlich durch die Javasee nach der Bankastraße. Man wählt während des Südwestmonsuns diesen Weg als den kürzern, und weil man dort bei den häufig eintretenden Windstillen jeden Augenblick ankern und dem Zurücktreiben durch heftige Strömungen vorbeugen kann. Mit dem Nordwestmonsun, der vom October bis April weht, geht man jedoch östlich von Banka, um in offenem Wasser dem beschwerlichen Kreuzen in den engen Straßen zu entgehen. Wir trafen es diesmal glücklich. Der Wind war zwar sehr schwach, aber stetig, und wir sahen uns nur einmal genöthigt, in der Bankastraße zu Anker zu gehen. Die Straße wird durch die Inseln Sumatra und Banka gebildet, hat eine Länge von 15 und eine durchschnittliche Breite von 2½ Meilen, sodaß man in ihr fast wie auf einem Flusse fährt. Die Küste von Sumatra macht keinen angenehmen Eindruck. Es ist niedriges mit Dschungeln dicht bewachsenes Morastland ohne alle Abwechselung; nur bei klarem Wetter erblickt man die

Kuppen der hohen Gebirgszüge im Innern der Insel. Viel freundlicher zeigt sich jedoch das gleichfalls den Holländern gehörige Banka mit seiner am Meeresufer gelegenen Hauptstadt Mintok, von wo aus die Producte der Insel, namentlich das berühmte Bankazinn, verschifft werden, und wo ein ziemlich reger Verkehr herrscht.

Es ist schwer zu begreifen, daß bei der großen Zahl von Schiffen, welche jährlich die Bankastraße passiren, so außerordentlich wenig für die Regulirung des Fahrwassers und Bezeichnung der Untiefen geschieht, von denen die Straße voll ist. Jeden Augenblick schwebt man in Gefahr, auf einer in den Karten nicht verzeichneten Sandbank zu stranden, und die vielen Wracke, die man sieht, zeugen von der Menge der Schiffe, welche hier verloren gehen. In den Europäischen Gewässern, die theilweise nicht ein Zehntel so besucht und viel weniger gefährlich sind, herrscht Lootsenzwang. Hier, wo man gern ein paar Hundert Thaler gäbe, um einen Lootsen zu bekommen, gibt es keinen. Am meisten ist zu verwundern, daß die Privatspeculation die Sache nicht in die Hand genommen hat. Durch die Bankastraße passiren jährlich 4—5000 Schiffe, die durchschnittlich sechs bis sieben Tage gebrauchen, um durch die vielfach von Windstillen heimgesuchte Straße zu kommen. Jedes derselben würde mit dem größten Vergnügen 400 Thaler zahlen, um mit Hülfe eines Schleppdampfers die Strecke in einem halben Tage zurückzulegen. Eine Flotille von sechs solchen Dampfern würde hinreichen, um allen Schiffen zu dienen. Das Anlagekapital für die sechs Dampfer beträgt kaum 400,000 Thaler, das Maximum des Kohlenverbrauchs per Jahr 20000 Tonnen. Mit den Zinsen des Anlagekapitals würde die Unterhaltung mithin etwa 350,000 Thaler kosten, während der doppelte reine Gewinn in Aussicht steht. Hier ist also noch ein reiches Feld der Speculation offen!

Nachdem wir, vom Winde sehr begünstigt, die Bankastraße in 2 Tagen passirt hatten (vor mehreren Jahren gebrauchte ich dazu 13 Tage), steuerten wir der Riustraße zu, indem wir das berüchtigte Seeräubernest die Insel Linga an unserer linken Seite liegen ließen. Die fortdauernde Existenz dieses Räubervolks ist auch eine Unbegreiflichkeit. Es ist erwiesen, daß die Bewohner von Linga mit ihrem Sultan an der Spitze sich nur von Seeraub nähren. Jährlich werden eine Menge ihrer Fahrzeuge aufgebracht. In Singapore wurden im Jahre 1859 an 87 Personen aus Linga wegen Seeraub verurtheilt, und im Juni desselben Jahres nahmen die Holländer eine Flotte von sieben Prauen, die ebenfalls aus Linga waren. Trotzdem legt man weder von holländischer noch englischer Seite den Räubern das Handwerk gründlich, und man muß wirklich glauben, was allgemein behauptet wird, daß die einen es aus Trägheit versäumen, die andern aber Besorgniß hegen, mit Vernichtung dieser Seeräuber eine vortreffliche Absatzquelle für ihre alten Waffen zu verlieren!

Wir segelten in unmittelbarer Nähe der ziemlich romantischen Küste hinauf, gelangten darauf in die von den Inseln Bintang und Battam (beide unter niederländischer Botmäßigkeit) gebildete Riustraße, die so nach der Hauptstadt von Bintang benannt ist, und trafen am 7. August mittags glücklich und wohlbehalten auf der Rhede von Singapore ein, wo wir bereits die drei übrigen Schiffe vorfanden. Die Arkona war acht, die Thetis sechs und der Frauenlob zwei Tage früher angelangt, und wir hatten mithin alle vier so ziemlich eine gleiche Reise gehabt. Die drei Schiffe hatten gegen Mitte Juni Rio-de-Janeiro verlassen, als wir uns noch einige Grade nördlich davon befanden. Alle drei hatten den Cyklon am 24. Juni gehabt und ebenfalls Beschädigungen erlitten, obwol sie nördlicher als wir segelten und dem Centrum nicht so nahe gekommen waren.

Merkwürdiger Weise befanden sich, wie die Vergleichung der Schiffstagebücher ergab, an jenem Tage alle vier Schiffe in einem Kreise von 40 Meilen Durchmesser, ohne etwas voneinander zu wissen.

Das Geschwader rüstete bereits wieder, um seine Weiterreise nach Japan anzutreten, da der bevorstehende Monsunwechsel Eile anbefahl. Am 12. August ging die Thetis, am 14. die Arkona, auf der sich die bis Singapore über Land gereiste Gesandtschaft einschiffte, und der Frauenlob nach Jeddo in See. Nur wir mit der Elbe mußten noch längere Zeit in Singapore verweilen, weil sich herausstellte, daß die beim Cap der guten Hoffnung erlittenen Schäden bedeutenderer Art waren. Namentlich hatte das Kupfer sehr gelitten, und es war nothwendig, das Schiff zu docken, damit nicht der hier sehr verbreitete Wurm das Holz des Bodens angriffe. Dieser Umstand verursachte längern Aufenthalt, als wir vorausgesetzt hatten, und erst anfangs September konnten wir den übrigen Schiffen folgen.

Obwol unsere Zeit durch die Zimmerei und die damit in Verbindung stehenden Arbeiten ziemlich in Anspruch genommen wurde, fand sich während unsers nahezu vierwöchentlichen Aufenthalts in Singapore doch Gelegenheit, Stadt und Insel näher kennen zu lernen, um ein Bild des interessanten Platzes zu geben.

Eine Geschichte hat die gegenwärtig für den Verkehr so wichtige und so belebte Stadt Singapore nicht; denn sie war noch vor vierzig Jahren ein öder, unter der Botmäßigkeit des Sultans von Djohore stehender Flecken, nur von einigen Fischern bewohnt. Selten hat aber eine Colonie in so kurzer Zeit glänzender prosperirt. Im Jahre 1822 warfen die Engländer ihr Augenmerk auf die Insel, und es gelang ihnen, dieselbe für eine geringe Summe von ihren bisherigen Eigenthümern zu kaufen. Die beiden Söhne des damals gerade verstorbenen

Sultans der Malaiischen Halbinsel stritten sich um die Herrschaft. Die Engländer nahmen die Partei des einen, ihre Rivalen in jenen Gewässern, die Holländer, protegirten den andern Bruder. Für dieses Wohlwollen und die gewährte moralische Hülfe ließen sich die einen Singapore, die andern Bintang abtreten; jedoch waren die Engländer die Klügern gewesen. Um es mit keinem zu verderben, zahlten sie beiden Brüdern, sowol dem ersten rechtmäßigen Erben als dem Prätendenten, eine Pension, und um sich ihrer Treue zu versichern, machten sie die Pension von der Bedingung abhängig, daß beide auf Singapore wohnen mußten. Der eigentliche Sultan von Djohore wurde von seinem jüngern Bruder gänzlich verdrängt und hat außer seiner Pension nur noch seinen Titel behalten, während der Tumongong oder Statthalter, wie der andere genannt wird, sich den Titel Sri Maharadscha, d. h. Fürst, beigelegt hat.

Die Insel Singapore ist etwa zwölf Quadratmeilen groß, hügelig, von kleinen Bächen durchschnitten und von der Halbinsel Malakka nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt. Sie zählt (1860) etwas über 100,000 Einwohner, von denen 81,790 auf die Stadt kommen und die aus neun bis zehn verschiedenen Völkerschaften zusammengesetzt sind. Weiße und deren Mischlinge, letztere mit dem englischen Ausdruck Eurasians (d. h. Abkömmlinge von Europäern und Asiaten) benannt, gibt es im ganzen 2445 auf der Insel, unvermischte Weiße jedoch nur 590, zum größten Theil Engländer, sonst aber aus Vertretern sämmtlicher civilisirten Nationen bestehend. Deutsche sind davon etwa hundert, die jedoch in geschäftlicher Beziehung eine wichtige Rolle spielen. Das größte Contingent der Bevölkerung liefern die Chinesen, jenes ameisenartige Wandervolk, das die commerziellen Vortheile, welche Lage, Verfassung und die sonstigen Verhältnisse der Colonie in so reichem Maße bieten, sehr bald begriffen hat und jährlich zu

Tausenden von den Küsten seines Vaterlandes hier zusammenströmt, um sich entweder dauernd anzusiedeln, oder im Vorübergehen so viel wie möglich zu erwerben. Ihre Zahl beläuft sich auf 50043, darunter nur 3248 Weiber, die jedoch nicht rein chinesischen Ursprungs, sondern Töchter chinesischer Väter und malaiischer Mütter sind.

An Zahl stehen den Chinesen am nächsten die Malaien und die Klings. Erstere sind theils Eingeborene der Insel, theils Angehörige des benachbarten Malakka, und repräsentiren eine Zahl von 10,888 Seelen, während die Klings, d. h. die aus Indien eingewanderten Hindu und Mohammedaner, 11,735 Köpfe zählen. Javanen sind 3408 auf Singapore, Bengalesen 1236, Burmesen und Siamesen, Araber von der Küste Koromandel, Bugis von den Sundainseln und Parsen zusammen 1037.

Fast jede der erwähnten Nationen bewohnt ein eigenes Quartier und hat eine bestimmte Beschäftigung. Während der Malaie sich fast nur mit Fischfang und dem Anbau von Früchten beschäftigt, weil dies wenig Mühe macht und seiner trägen Natur zusagt, sind die Klings größtentheils Bediente, Kutscher oder Kalfaterer, während die übrigen Nationen ausschließlich Handel treiben. Nur die Chinesen, deren einziges Dichten und Trachten auf Erwerb ausgeht, binden sich an keine bestimmte Branche. Sie betreiben alles, was irgend Gewinn verspricht, und sie hauptsächlich haben durch ihre ungemeine Thätigkeit, ihre Industrie und ihren Unternehmungsgeist zu der blühenden Entwickelung der Colonie beigetragen. Der Chinese ist Kaufmann und Krämer, Handwerker und Tagelöhner, Landmann und Seemann, Koch und Bedienter. Wo es irgendetwas zu verdienen gibt, darf man sicher sein, Chinesen zu finden, und selbst wenn bereits andere Nationen sich damit befaßt haben, wird der Chinese nicht nur glücklicher Concurrent, sondern versteht durch seine größere Schlauheit,

Ausdauer und Arbeitsamkeit den größern und sehr bald den alleinigen Gewinn an sich zu ziehen. Der reichste Mann in Singapore, ein Mann, der mindestens 30—40 Millionen Dollars in Vermögen besitzt, ist der allen Besuchern der Insel wohlbekannte Wamphoa, ein Chinese.

Die eingeborenen Malaien sind eine kleine häßliche Rasse von kupferbrauner Farbe mit großem Munde, hervorstehenden Backenknochen und plattgedrückter Nase; die Statur ist schwächlich, jedoch sind ihre Gliedmaßen proportionirt. Einen vortheilhaftern Eindruck machen die Javanen mit ihrem schlanken muskulösen Gliederbau, ihrer stolzen Haltung und ihren wohlgeformten Gesichtszügen. Sie sind von hellerer Farbe als die Malaien, haben statt der aufgeworfenen eine gerade Nase, und wenn sie auch auf den ersten Blick demselben Stamme anzugehören scheinen, ergibt doch eine nähere Betrachtung, daß sie auf einer viel höhern Stufe stehen. Jedenfalls gibt auch der tiefe Haß zwischen beiden Nationen Zeugniß, daß sie nicht desselben Ursprungs sind. Die Klings sind ein schöner Menschenschlag, groß mit kühnen Gesichtszügen, Adlernase und feurigem Auge. Ihre Hautfarbe ist sehr dunkel, oft fast schwarz, der Kopf, je nachdem es Mohammedaner oder Hindu sind, ganz oder halb geschoren. Nur die dünnen fleischlosen Beine entstellen die Figur und machen sie häßlich.

Die Klings gedenken, wie die Chinesen, nicht beständig in Singapore zu bleiben, sondern einst als wohlhabende Leute in ihr Vaterland zurückzukehren. Sie sind ungemein fleißige Arbeiter und legen fast alles verdiente Geld zurück. Ich habe oft beobachtet, wie die Klings, welche an unsern Schiffen arbeiteten und täglich einen halben spanischen Thaler verdienten, mittags nur eine Hand voll Reis mit etwas spanischem Pfeffer genossen, abends aber auf dem Rückwege zur Stadt in die Dschungeln sprangen und sich dort in dem Moraste Krabben zum Abendbrot suchten. Gewöhnlich haben sich

diese Menschen denn auch nach fünf bis zehn Jahren ein kleines Vermögen erübrigt, mit dem sie in ihre Heimat ziehen, und dadurch unterscheiden sie sich von den Chinesen. Die einstige Rückkehr in sein Vaterland ist für den Chinesen der süßeste Gedanke, aber die Gewinnsucht läßt ihn nie zufrieden werden. Er will immer mehr erwerben, mag er noch so reich sein, und so stirbt er in dem fremden Lande, ohne seine Heimat wiederzusehen.

Ueberhaupt wird Singapore nur von den Malaien als fester Wohnsitz betrachtet, und alle fremden Bewohner, seien es Europäer oder Asiaten, sind mehr oder minder Zugvögel, welche „draußen sind", um Geld zu erwerben. Und daß hier viel Geld erworben wird, davon empfängt der Fremde sogleich den lebhaftesten Eindruck, wenn er die Stadt betritt. Hier ist jedes Haus ein Laden, in dem die Erzeugnisse der ganzen Welt feilgeboten werden. Hunderte von Nationalitäten schwärmen durcheinander, und vom Tagesgrauen bis spät in die Nacht herrscht ein so reges Leben, wie nur irgendein Weltmarkt aufzuweisen vermag. Hier ist ein dankbarer Platz für den Ethnographen, denn er hat Gelegenheit, alle diese fremden Völker in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit kennen zu lernen. Nichts kann interessanter sein als ein Spaziergang durch eine der Straßen mit ihrem originellen Treiben und Leben. Sämmtliche Häuser sind mit Vorhallen versehen, die theils Läden, theils Handwerkstätten abgeben, während an jeder Seite von ihnen die ambulanten Köche, Krämer, Wechsler und Händler ihre Buden und Tische aufgeschlagen haben und ununterbrochene Reihen bilden. Dazwischen wogen in dichtem Gedränge die Bewohner der Stadt und die fremden Besucher auf und nieder.

Hier schreitet elastisch und kaum hörbar der braune Malaie mit dem Sarong und dem deckelförmigen praktischen Hut aus Bambus geflochten, dort mit der cylinderförmigen gold-

gestickten Mütze, langem weißen Rock und gleichfarbigen weiten Beinkleidern der Araber von der Küste Koromandel. An seinen feingeformten Fingern blitzen kostbare Brillantringe, und die ganze Erscheinung verräth den reichen Kaufmann, dessen Hände nur kostbare Seidenstoffe und Juwelen geprüft haben. Während alles um ihn in geschäftiger Eile dahinströmt, schreitet er langsam und bedächtig durch die bunte Menge, nur Acht gebend, daß nicht ein schmuziger Chinese seinen schneeweißen Talar berühre. An Haltung und Gesichtsform ihm sehr ähnlich, nur von bedeutend weißerer Hautfarbe, erblicken wir dort den Parsen, mit schwarzem Talar und dem eigenthümlich geformten hohen Hute, der die hohe Gestalt noch größer erscheinen läßt. Er wandelt wo möglich noch majestätischer einher als der Araber, aber beide wenden das Gesicht ab, wenn sie sich begegnen. Die leise Abweichung ihres Glaubens macht sie zu Todfeinden, und wenn sie könnten, würden sie sich gegenseitig mit ihren Blicken ermorden.

In jener Vorhalle sitzt mit allem möglichen Schmuck angethan ein Klingsmädchen und läßt sich von drei oder vier ihrer dünnbeinigen Landsleute den Hof machen. Ihre Gesichtszüge sind nicht schön, aber auch nicht abstoßend, und jedenfalls machen zwei Reihen schneeweißer Zähne und ein paar feurige schwarze Augen die Erscheinung pikant. Die Haut glänzt wie schwarzer Sammet, um Fuß und Arm sind dicke Silberspangen gewunden, ein schweres Halsband von gleichem Metall ziert den Nacken; im Haar stecken mehrere goldene Nadeln und Pfeile, in den Ohren hängen handgroße Ringe und in dem rechten Nasenflügel sitzt der nie fehlende goldene Knopf.

Weiterhin schlürft in seinen unförmlichen Schuhen ein reicher Chinese einher. Aus den langen Aermeln der weißseidenen Jacke blicken nur die langen Nägel seiner arbeitsscheuen Finger hervor, und dann und wann schwingt er nachlässig einen kostbaren Fächer, um sich Kühlung zuzuwehen, während ihm ein

nachschreitender Bediente den Sonnenschirm über das glänzend geschorene Haupt hält, von dem die stolze Zierde, der Zopf, mit schwarzseidenem Bande reichlich durchflochten, herabhängt, sodaß er gerade den Erdboden berührt. Neben dem Chinesen passirt der hellbraune Javane mit der enganschließenden Jacke und dem diademartig gewundenen Kopftuch. Seine starken Beinmuskeln und der elastische Gang verkünden den Bewohner der Berge, und der reiche Griff des halb aus dem Gürteltuche hervorschauenden Kris den wohlhabenden Mann.

Hier zieht ein Trupp laskarischer Matrosen mit wilden Gesichtern und gelb und rothen Gürteln durch ihr seeräuberähnliches Aussehen die Aufmerksamkeit auf sich. Wüstes Geschrei schlägt an unser Ohr. Ein paar Chinesen haben sich gegenseitig betrügen wollen, sind darüber in Wortgefecht und Handgemenge gerathen, und ihre Freunde haben Partie genommen. Sie reißen sich nach Herzenslust an ihren Zöpfen, spucken sich ins Gesicht, zerkratzen sich mit den langen Nägeln und gießen in gellenden Tönen Fluten von Schimpfworten übereinander aus. Da erscheint die Polizei. Arme Chinesen, die Polizisten sind Klings, eure erbittertsten Feinde! Die Schläge ihrer kurzen keulenförmigen Amtsstäbe (clubs) fallen hageldicht auf die kahlen Schädel, und der Haufe stiebt heulend nach allen Richtungen auseinander. Hier läßt sich ein Chinese den Kopf, dort ein Kling den Leib rasiren, wobei beide Parteien mit untergeschlagenen Beinen auf einem Tische einander gegenübersitzen und der Barbier sein dreieckiges Rasirmesser mit wunderbarer Geschicklichkeit handhabt. An jener Ecke steht der Tisch eines Geldwechslers. Silber sieht man jedoch nicht bei ihm, so hoch versteigt sich diese Klasse der Bankiers nicht. Sie wechseln nur Kupfer gegen Messing, Cents gegen chinesische Cash. Zehn Cash von der Größe eines Dreiers mit einem viereckigen Loch in der Mitte zum Aufschnüren gehen auf einen Cent, Tausend auf einen Dollar, und nun gibt es sogar noch halbe Cash.

Mit Sonnenuntergang wird diese ganze Scenerie noch lebhafter. Tausende von Papierlaternen in allen Formen und Größen, bemalt und vergoldet, illuminiren die Läden, und ebenso viele Fackeln erleuchten die Tische der ambulanten Krämer. Sämmtliche Straßen sind jetzt so gedrängt voll, daß man sich kaum durchwinden kann; alle die Tausende von Arbeitern, welche im Hafen, auf den Werften und sonst außerhalb der Stadt gearbeitet haben, kommen jetzt zurück und kaufen ihre kleinen Bedürfnisse ein. Das ist ein Gewimmel und ein Gesumme in den verschiedensten Mundarten wie beim babylonischen Thurmbau; aber am lautesten machen sich stets die Chinesen mit ihrem unmelodischen Idiom. Namentlich ist das Geschnatter in der Nähe der Garküchen sehr heftig, und man glaubt jeden Augenblick, daß irgendeine Schlägerei beginnt, während sich die einzelnen Parteien nur etwas erzählen.

Dieses Lärmen und dieses Gewoge dauert bis gegen 8 Uhr; dann ziehen sich die meisten Chinesen zurück, um nach des Tages Last und Hitze in den Opiumläden sich an dem süßen Gifte zu erfreuen und den Verdienst des Tages oft in dem theuern Stoffe zu verschwenden. Das Opium ist eine andere Klippe, an der die guten Vorsätze der Chinesen, in ihr Vaterland zurückzukehren, scheitern; es stiehlt nicht nur ihren Verdienst, sondern untergräbt auch ihre Gesundheit und macht sie frühzeitig zu Greisen. In wie außerordentlichem Grade dieser Opiumverbrauch stattfindet, mag man daraus abnehmen, daß die Verkäufer dieses Narkotikums eine monatliche Abgabe von 32000 Dollars (50000 Thaler) an die englische Regierung bezahlen. Die einzigen Consumenten sind die Chinesen, und es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß ein enragirter Raucher an einem Abend für 3—4 Thaler Opium verraucht. „Licensed Opium Shop" liest man überall in den Straßen der Stadt. Das sind die Civilisationsbestrebungen der Engländer! 1840 wollten sie mit Gewalt ganz China

mit diesen Shops beglücken. Das Opium wird in Bengalen gewonnen und geht auf englischen Schiffen nach den Colonien!

Wie ich schon bemerkt, zerfällt Singapore in verschiedene Viertel, die eigentlich ebenso viele besondere Städte bilden. In dem einen wohnen die Chinesen, in dem andern die Malaien, in dem dritten die Klings, und jedes hat fast keine Aehnlichkeit mit dem andern. Alle drei Nationen haben ihre Sitten und Gebräuche aus der Heimat hierher verpflanzt und mit seltener Pietät bewahrt. Sie haben ihre Tempel, ihre Processionen und religiösen Feste. Während der Mohammedaner in der Moschee betet, hält der Hindu seinen festlichen Umzug mit dem heiligen Wagen, feiert der Chinese sein Todten- und Laternenfest, und begeht der Malaie das Neue Jahr und den Tag des Vollmonds mit Banketen und Gelagen. Keiner kümmert sich um den andern, sondern jeder lebt wie in seinem Geburtslande.

Ich besuchte die verschiedenen Gotteshäuser. In den Moscheen und chinesischen Tempeln wurde mir bereitwillig der Zutritt gestattet, in dem Hindutempel mußte ich mich jedoch mit dem Anblicke der Vorhalle begnügen, in welcher der ziemlich abgetakelte Wagen des Juggernaut stand. An ihm waren drei ebenso magere als schmuzige heilige Kühe angebunden. Dieser Wagen, ein unförmliches schweres Gebäude, nimmt eine Hauptstelle in den jährlichen religiösen Processionen der Hindu ein. Die Fakirs und andere unglückliche Fanatiker werfen sich unter seine Räder und lassen sich von ihm zerquetschen oder von den Füßen der davorgespannten Elefanten zertreten, um der ewigen Seligkeit direct theilhaftig zu werden. Der Wagen hatte jedoch das Ansehen, als sei er lange außer Dienst gestellt, und jedenfalls würde die Polizei ein Veto gegen das Ueberfahren einlegen. Auch ein kolossales aus Rohr geflochtenes und mit buntem Kattun bezogenes Pferd stand im Vorhofe, ziemlich abgerissen und reparaturbedürftig. Ich fragte nach seiner Bedeutung, erhielt aber von dem sauertöpfischen

Priester nur die Antwort, es sei ein Pferd. Als ich weiter in das Innere wollte, sagte mir derselbe Priester, es sei nicht erlaubt. „Was wollt ihr überhaupt hier in unsern Tempeln, wir kommen ja nicht in euere!“ fügte er hinzu. Nun der Mann hatte nicht so ganz unrecht, und da selbst eine Cigarre ihn nicht weicher stimmen wollte, mußte ich mich schon mit dem Gesehenen begnügen, wenn es auch herzlich wenig war.

In den chinesischen Tempeln war man nicht so ungefällig, sondern ließ uns nach Belieben alles besehen, abzeichnen und anfassen. Es existiren in Singapore drei größere derselben, zwei innerhalb und einer außerhalb der Stadt, ich besuchte sie alle drei und fand sie im Aeußern und Innern ziemlich ähnlich. Von sämmtlichen chinesischen Gebäuden Singapores sind sie die einzigen, bei denen der sogenannte chinesische Baustil beibehalten ist. Zuerst tritt man in einen Vorhof oder Garten, dessen gewöhnliche Zierde der große rothe Hahnenkamm ist. An der Mauer zur Rechten und Linken befindet sich ein Ofen. Das einzige Geschäft der im Tempel wohnenden Priester scheint zu sein, in diesen Oefen von Zeit zu Zeit bedruckte Zettel zu verbrennen, und ebenso scheint der ganze Cultus der Tempelbewohner darin zu bestehen. Die Chinesen sind ein praktisches Volk, das in vieler Beziehung Aehnlichkeit mit den Nordamerikanern hat. Ihr Gott ist Geld, und auch bei ihnen gilt gleichfalls der Grundsatz: „Zeit ist Geld.“ Wozu soll also der Chinese seine werthvolle Zeit mit Hersagen von Gebeten vergeuden? Er hat es viel bequemer, von den Priestern für einige Cash die wirksamsten gedruckten Gebete zu kaufen und sie gleichzeitig in einem der Oefen verbrennen zu lassen. So ist allen Theilen geholfen. Der Gott hat seine Gebete, der Priester sein Geld und der Tempelbesucher das Bewußtsein, seine religiöse Pflicht erfüllt zu haben. Bequemer kann doch kein Cultus sein!

Es würde eine schwierige Aufgabe sein, das Innere eines

chinesischen Tempels beschreiben zu wollen. Es ist nur eine Anhäufung von Schnurrpfeifereien, Sachen und Sächelchen, für die wir weder einen Namen haben, noch uns einen Zweck denken können. Eine Menge Tische sind damit angefüllt, und von der Decke hängen ebenso viel bunte Papierlaternen, Ampeln, Kronleuchter u. s. w. Eine Unzahl von Blumentöpfen steht umher, in denen Hunderte von dünnen wohlriechenden Stäbchen glimmen, d. h. für chinesische Nasen wohlriechend, denn für die unsern ist der Qualm schrecklich. Im Hintergrunde des Tempels befindet sich das Allerheiligste. Mit Hülfe einer den Priestern offerirten Cigarre gelangten wir auch dahin. Der Weg führte durch eine Lichtzieherei, in der von den Bonzen die für besondere Feierlichkeiten erforderlichen Kerzen angefertigt werden. Es roch ziemlich unangenehm und war sehr schmuzig. Im Allerheiligsten thront unwandelbar das Bildniß des Confucius. Um dasselbe brennen eine Menge Lichter und glimmen unzählige Stäbe, die in China täglich millionenweise verbrannt werden. Ebenso sind unter den Heiligen allerlei wunderliche Götzenbilder, Drachen und sonstige unbegreifliche Figuren gruppirt. In ein paar Steintrögen wurden heilige Schildkröten gehalten, und an den Wänden haben sich chinesische Künstler mit den wunderbarsten Erzeugnissen der Phantasie verewigt, während die Priester zur Verschönerung des Tempels an dessen Wände eine Menge Bilder aus den Illustrated London News angeklebt haben, die nach unsern Begriffen durchaus nicht in ein Gotteshaus gehören. Genug, ein chinesischer Tempel in Singapore ist ein unbeschreibliches Ding, das mit allem andern Aehnlichkeit hat, nur nicht mit einem religiösen Gebäude.

Während unserer Anwesenheit im August hatten wir auch Gelegenheit, eins der größten religiösen Feste der Chinesen, das Todtenfest, anzusehen, dessen Beschreibung jedoch erst später bei der Schilderung Chinas erfolgen wird, und ebenso verweise

ich auf China selbst in Bezug auf das Theater und die Kirchhöfe, die sonst gleichfalls zu den Sehenswürdigkeiten Singapores gehören, von denen in China sich aber nicht im geringsten unterscheiden.

Der Handel von Singapore ist bedeutend, jedoch besteht er hauptsächlich im Transit. Im Jahre 1859 liefen 3522 Schiffe ein und 3812 aus. Die Importen betrugen 24 Millionen Dollars, der Export belief sich auf 22,650,000 Dollars. Die Erzeugnisse der Insel selbst, insofern sie für die Ausfuhr in Betracht kommen, sind nur Pfeffer, Muskatnüsse und Gambir, letzteres ein Gerbstoff auch unter den Namen Catechu und Terra Japonica bekannt. Hinsichtlich aller übrigen Lebensbedürfnisse ist Singapore auf das Ausland angewiesen. Der für den Unterhalt der Bevölkerung nothwendige Reis kommt von Malakka. Infolge einer bewunderungswerthen Liberalität der Engländer, die das Land im Innern jedem unentgeltlich überließen, der es haben wollte, siedelten sich außerordentlich schnell Chinesen dort an, und die großen Morast- und Dschungeln-Strecken verwandelten sich sehr bald in Culturland, das sich namentlich vortrefflich für den Anbau von Gambir eignet, während auf den Hügeln Pfeffer- und Muskatanlagen gemacht wurden.

Die nächste Umgegend der Stadt ist höchst angenehm. Auf den vielen umliegenden Hügeln sind die Villas oder Bungalos, wie man sie hier nennt, der europäischen Kaufleute angelegt und von reichen Gärten und Parks eingeschlossen. Die Wege sind in vortrefflichem Zustande, und die Droschken lassen nichts zu wünschen übrig, wenn man nicht gerade das Unglück hat, einen Kutscher, der nicht Bescheid weiß, oder einen störrischen Pony zu treffen. In ersterm Falle hat man das Schicksal, stundenlang auf der Insel in der Irre zu fahren, und kann froh sein, wenn das Pferd nicht ermüdet und man wenigstens die Stadt wieder erreicht. Im letztern Falle befindet

man sich vielleicht eine Stunde von der Stadt mitten in den Dschungeln und eine halbe Stunde von jeder menschlichen Wohnung entfernt, und das Vergnügen wird noch dadurch erhöht, daß es dunkel ist, weil man seine Besuche des Abends abstattet. Dem Pony fällt es dann plötzlich ein still zu stehen, und keine Macht der Erde kann ihn bewegen vorwärts zu gehen, wenn man nicht aussteigt. Dann geht er, sobald man sich aber wieder hineinsetzt, steht er wie angenagelt. Man muß nothwendigerweise dann zu Fuße gehen. Trifft dies aber, wie uns, in der Regenzeit, wo der röthliche Thon des Bodens aufgeweicht wird, so ist natürlich an das Abstatten des Besuchs nicht zu denken, und man muß froh sein, wenn man, zwar von oben bis unten beschmuzt, aber wenigstens ohne sonstige Unfälle sein Quartier in der Stadt wieder erreicht. So ging es uns einige male, und das einzige Mittel, sich davor zu behüten, ist für einen Fremden, sich an einen Polizeibeamten zu wenden und sich von diesem gegen eine Erkenntlichkeit einen Wagen mit einem guten Pferde besorgen zu lassen. Allerdings wird die Droschke dadurch so viel theurer, aber den Maßstab unserer Geldverhältnisse darf man in Indien überhaupt nicht anlegen. Der Dollar ist die gangbare Münze, die Droschke kostet einen Dollar, das Glas Wein einen Dollar, und man gibt einen Dollar Trinkgeld. Im Gasthofe läßt sich unter fünf Dollars pro Tag nicht leben, und der Europäer gibt dem Bettler nicht unter ¼ Dollar (12½ Ngr.), weil er sich mit kleinern und Kupfermünzen nicht befaßt.

Die deutschen Handelshäuser Singapores gehören zu den angesehensten der Stadt und stehen nach den Engländern in erster Reihe. Die Flaggen der verschiedenen deutschen Länder, namentlich aber die hamburger, sind im Hafen sehr stark vertreten, und der deutsche Handel entfaltet sich von Jahr zu Jahr mehr. Wir wurden von unsern Landsleuten mit der größten Zuvorkommenheit und Herzlichkeit aufgenommen, obwol

gerade hier die preußische Expedition und ihre Zwecke mit den wenigst günstigen Augen angesehen waren. Ueberhaupt aber sind wir an allen Plätzen, wo sich Deutsche befanden, von diesen mit außerordentlichem Wohlwollen empfangen worden, und es ist nicht mehr als Pflicht der gewöhnlichsten Dankbarkeit, wenn ich dies hier berühre und hinzufüge, daß zu den angenehmsten Erinnerungen unserer Reise der Gedanke an die Freundlichkeit und Gastfreundschaft der Deutschen in China stets gehören wird.

Das Klima von Singapore ist verhältnißmäßig sehr gesund. Dysenterie, Sonnenstich und die gefährlichen Fieber Indiens sind viel seltener als in den übrigen europäischen Colonien, wozu freilich die Anlage der Häuser auf den freiliegenden Hügeln (in der Stadt befinden sich nur die Comptoirs der Europäer) und der unbehinderte Zutritt der frischen Seeluft sehr viel beitragen mag. Die Hitze wird demgemäß nie so excessiv, als man nach der Lage der Stadt unter 1° nördlicher Breite schließen sollte, und nur die Regenzeit ist die unangenehme Saison.

Die Insel wimmelt von Schlangen aller Art, meistens sind sie jedoch ungefährlich, wenngleich es dem Fremden sonderbar vorkommt, solchen Reptilien schon unmittelbar vor der Stadt und in bewohnten Straßen zu begegnen. Man gewöhnt sich jedoch bald daran und nimmt keine Notiz mehr davon. Nur die Chinesen vigiliren darauf, weil sie die Schlangen als Leckerbissen verspeisen.

Bei weitem unangenehmer sind jedoch die Tiger, eine Plage, von denen die Insel mehr heimgesucht wird als irgendein anderer bekannter Ort der Welt. Man rechnet, daß im Durchschnitt täglich ein Bewohner der Insel von diesen Raubthieren aufgefressen wird, obschon die englische Regierung für jeden erlegten Tiger eine Prämie von 5 Pf. St. zahlt. Man würde sich gar nicht erklären können, wie diese Thiere auf der

so bevölkerten Insel sich zu halten vermögen, wenn nicht Erfahrung festgestellt hätte, daß sie, vom Hunger getrieben, immer wieder von Malakka herüberkommen und schwimmend den das Festland von der Insel trennenden Wasserstreifen überschreiten. Da sie auf Singapore kein Wild oder Viehheerden finden, so fallen sie Menschen an, und dies ist allein der Grund der zahllosen von ihnen geforderten Opfer. Namentlich sind es Chinesen, die ihnen am besten zu munden scheinen, und selten greifen sie einen Malaien oder Kling an. Freilich mag auch wol dazu beitragen, daß die Chinesen das Innere bevölkern und oft allein von den Tigern in den Dschungeln überrascht werden. Während unserer Anwesenheit beunruhigten sie jedoch auch die nächste Umgebung der Stadt, und von drei Chinesen, die spazieren fuhren, wurde einer vom Wagen heruntergeholt. Ein anderer mächtiger Tiger wurde kurz vor unserm Abgange in einer Grube kaum 2000 Schritte von dem Orte gefangen, wo wir uns täglich badeten. Fast nie greifen sie jedoch die Menschen am Tage an, sondern stets am Abend, und es ist daher rathsam, im Innern der Insel sich nach Dunkelwerden zu Hause zu halten, wenn man nicht auf ihren Empfang vorbereitet ist.

In der Nähe des Docks, wo unser Schiff reparirt wurde, und das ungefähr eine Meile westlich von der Stadt gelegen ist, befindet sich auch das Palais des Maharadscha von Djohore, der, wie ich schon erwähnte, durch seine Pension verpflichtet ist, auf Singapore zu wohnen, und nur für kürzere Dauer einige male die Hauptstadt seines Reichs, die wie dieses Djohore heißt, während des Jahres besucht, um dort die Regierungsgeschäfte zu erledigen welche seine persönliche Gegenwart erfordern. Wir hatten Gelegenheit, sowol mit dem alten Fürsten als namentlich mit seinen beiden Söhnen Abubakar und Abdul-Rhaman näher bekannt zu werden, von denen der erstere nach dem im Januar 1862

erfolgten Tode seines Vaters die Herrschaft angetreten hat. Diese Bekanntschaft verschaffte uns ebenso viele Annehmlichkeiten, als sie uns Blicke in die Häuslichkeit malaiischer Großen thun ließ, die nicht ohne Interesse für uns waren. In den drei Personen des fürstlichen Hauses repräsentirten sich drei ganz verschiedene Charaktere, und wenn man sie nebeneinander sah, konnte man kaum glauben, daß sie Glieder derselben Familie seien. Der Fürst gehörte in seinem ganzen Aeußern noch der alten Zeit an. Sarong, Kopftuch, eine lose, vorn offene Gingham-Jacke und Sandalen bildeten seine Kleidung; das lange Haar war zu einem Schopfe auf dem Haupte gewunden, die Zähne schwarz und der Mund vom Sirikauen roth gefärbt. Unansehnlich von Gestalt und von unschönen Zügen, machte ihn nichts als Fürsten in seiner Umgebung kenntlich, und wenn er abends in der Mitte seiner Minister vor seinem Garten auf einem Prellsteine saß, hätte man ihn ebenso gut für einen gewöhnlichen Malaien halten können. Er sprach nur malaiisch und hatte überhaupt alle seine ursprünglichen Sitten und Gewohnheiten beibehalten, von denen er nur abwich, wenn er hochgestellte Europäer bei sich sah, wie z. B. unsern Gesandten, der nebst mehreren Offizieren des Geschwaders von ihm zum Frühstück eingeladen wurde.

Bei solchen Gelegenheiten ging in seinem Hause alles europäisch zu, und die vollständig dazu eingerichteten Zimmer mit Teppichen, Fauteuils und Ajacou oder bengalischen geschnitzten Möbeln, sowie die ausgezeichnete Küche und auserlesenen Weine ließen nicht vermuthen, daß man sich bei einem malaiischen Fürsten und im Hause eines Mohammedaners zu Gaste befand, wenn man davon absah, daß er selbst von den Speisen nur Reis mit Curry genoß und den Wein nicht berührte. Die Unterhaltung konnte natürlich nur mit Hülfe eines Dolmetschers geführt werden, den gewöhnlich der Prinz Abubakar machte, welcher fertig englisch sprach. Dieser letztere war fast

in allem der Gegensatz seines Vaters. Groß, von majestätischem Aeußern, hatte er die Sitten seines Landes nur insoweit beibehalten, als er seinem Volke gegenüber es thun zu müssen glaubte. Er trug das Kopftuch, den Sarong und die seidene Jacke, aber sein Haar war kurz geschnitten, ein Schnurrbart zierte sein männlich schönes Gesicht, die feinste Wäsche, Tuchbeinkleider und Glanzstiefel seinen Körper. In seinen Zügen sprach sich viel Gutmüthigkeit aus, aber das große dunkle Auge verrieth Muth und Energie, während in dem des Vaters sich mehr die List und Schlauheit zeigte, und mehr als einmal hat Abubakar schon bewiesen, daß der Ausdruck seines Auges nicht täuscht. Auf Singapore heißt er allgemein der Tigertödter, und dieser Beiname knüpft sich an eine von ihm verübte Heldenthat, der man unter den verweichlichten Stämmen indischer Völker selten begegnet. Er ging eines Tags in der Nähe von Djohore im Walde spazieren, um mit einem Blaserohre kleine Vögel zu schießen, eine Beschäftigung, die unter den malaiischen Großen sehr beliebt ist. Als einzige Waffe trug er nur den Kris, ein gewundenes dolchartiges Schwert, das nie von der Seite des Malaien kommt und fast immer vergiftet ist. Plötzlich erblickte Abubakar einen mächtigen Tiger kaum 20 Schritte entfernt, fertig zum Sprunge liegend. Seine Geistesgegenwart gab ihm ein, hinter einen Baum zu schlüpfen und dadurch dem ersten gefährlichsten Anpralle auszuweichen. Gleichzeitig ließ er aber auch seinen Sarong fallen, wickelte ihn um den linken Arm, nahm den zweischneidigen Kris in die Rechte und trat damit dem Ungeheuer unerschrocken entgegen, dem er nicht Zeit ließ, sich abermals zum Sprunge anzuschicken, das aber mit halbgeöffnetem Rachen und blutgierigen Augen ihn erwartete. Muthig ging er auf den Tiger los, stieß ihm die umwickelte Linke in den Rachen, bohrte ihm gleichzeitig den Kris in das rechte Auge, und ehe das Thier nur ein Schmerzensgebrüll erheben

konnte, auch blitzschnell in die Brust. Ob das Herz getroffen war oder das Gift des Dolches so schnell wirkte, jedenfalls brach das Raubthier sofort zusammen, biß in seiner Todesangst aber noch einmal so heftig zu, daß seine Zähne die schützende Hülle des Armes durchbohrten und tief in das Fleisch drangen, ohne jedoch dem kühnen Fürstensohne erheblichen Schaden zu thun. Ein dritter Stich in das linke Auge bewog das Thier, den Rachen wieder zu öffnen. Abubakar zog schleunigst seinen Arm heraus, und es war ihm jetzt ein Leichtes, dem geblendeten Thiere vollends den Garaus zu machen und dessen Schwanz als Trophäe seines Sieges nach Haus zu bringen.

Auf ähnliche muthige Weise hat er sich in Verbinduug mit den englischen Behörden bei dem Angriffe und der Verfolgung malaiischer Seeräuber benommen, die jene Gewässer beunruhigen, und eine Empörung von Chinesen in Djohore auf eine Art unterdrückt, die lebhaft an Pélissier's Kriegführung gegen die Kabylen in Afrika erinnert. Der alte Fürst hatte nämlich auf Betrieb Abubakar's eine große Zahl Chinesen zur Ansiedelung in Djohore bewogen, um nach dem Beispiele Singapores das Land durch deren Industrie zu heben, und es waren in wenigen Jahren etwa 20000 dieser Nation der Einladung gefolgt. Einige ehrgeizige Köpfe unter ihnen glaubten die Abwesenheit des Fürsten benutzen zu können, um die Herrschaft an sich zu reißen, und die Verschwörung wäre ohne Zweifel geglückt, wenn sie nicht einige Tage vorher verrathen worden. Abubakar eilte mit 500 seiner Getreuen nach Djohore, überraschte die Verschwörer bei einer ihrer Versammlungen, griff sie sofort an, hieb drei derselben persönlich nieder und jagte sie in wilder Flucht vor sich her in ein vom Meere begrenztes Dschungelngebüsch. Dies umstellte er an der Landseite, und ließ es darauf anzünden. Die Eingeschlossenen hatten nur die Wahl, sich zu ergeben oder eines schrecklichen Todes zu sterben, jedoch kaum noch die Hälfte konnte um Pardon bitten, die übrigen kamen

in den Flammen oder im Meere um. Dieses Beispiel hat allen Verschwörungsgelüsten auf einmal ein Ziel gesetzt, und da Abubakar, der überhaupt kein Freund der Engländer ist, sich nach dem Tode seines Vaters von diesen emancipirt und die Pension aufgegeben hat, auch wahrscheinlich seine Residenz in Djohore aufschlägt, so ist nicht zu bezweifeln, daß sein kräftiger Arm seine Herrschaft zu befestigen wissen wird. Abdul-Rhaman, sein jüngerer Bruder, ist der schönste Malaie, den ich je gesehen habe, aber auch zugleich der größte Dandy seines Stammes. Während Abubakar sich von jeher die Entwickelung seines Landes sehr angelegen sein ließ, Sägemühlen und Gambirpflanzungen anlegte, lebte Abdul-Rhaman in echt malaiischer Weise nur für den Augenblick in der Gesellschaft seiner Frauen, oder kokettirte im Bewußtsein seines schönen Aeußern, das aller Augen auf sich zieht, zu Pferde oder zu Wagen auf den Promenaden Singapores. Seine Tracht ist halb malaiisch, halb europäisch, und man kann nicht leugnen, daß er es meisterhaft versteht, durch diese Combination sich ein malerisches Costüm zu schaffen, das eben so geschmackvoll als kostbar ist. Jedenfalls ist der Prinz Djalma in dem Sue'schen „Ewigen Juden" kein Ideal mehr, und der junge Fürst Abdul-Rhaman von Djohore kann in jeder Beziehung mit ihm wetteifern.

Mit Abubakar wurden wir sehr befreundet und verbrachten höchst angenehme Stunden in seinem Hause, das, auf einem Hügel nahe am Wasser gelegen, ganz und gar auf europäische Weise eingerichtet ist. Wie es an asiatischen Höfen allgemeine Sitte ist, bedingt eine solche Freundschaft einen Austausch von Geschenken. Wir erhielten mancherlei schöne und interessante Sachen. Elefantenzähne, Malakkastöcke von besonders langem Schusse, ausgesuchten Thee, seidene Sarongs, Kopftücher aus Borneo, die deshalb so kostbar sind, weil das reiche Muster auf ihnen nicht gedruckt, sondern ge-

malt wird u. s. w. Wir revanchirten uns mit Stereoskopen, die ein großes Interesse erregten, und namentlich machte ein Eisenbahnzug bei Nacht dem alten Fürsten ungemein viel Freude. Er sowol wie Abubakar erkundigten sich angelegentlich nach deutschen und preußischen Verhältnissen, nach der Verwandtschaft unsers Königshauses mit dem englischen Hofe, und beide verriethen eine große Wißbegierde.

Abubakar hatte zwar drei Frauen, aber nur Ein Kind, ein wunderhübsches Mädchen von 7 Jahren mit Namen Katidja, von sehr heller Hautfarbe, das sehr bald gegen uns zutraulich und unser Liebling wurde. Er hegt, wie bereits bemerkt, die Absicht, sich möglichst von den Engländern zu emancipiren und aus seinem Reiche etwas zu machen. Djohore liegt an der Südostspitze der Halbinsel Malakka, ist circa 110 Quadratmeilen groß, aber nur sehr spärlich bevölkert. Vor der Einwanderung der Chinesen zählte es nur 60,000 Einwohner, augenblicklich aber schon 100,000, und der neue Fürst ist bemüht, immer neue Einwanderer heranzuziehen. Die Stadt Djohore, zu Wasser etwa vier Meilen von Singapore entfernt, ist zugleich die Hafenstadt des Landes, und die Wassertiefe gestattet Schiffen von 10 Fuß Tiefgang heranzukommen. Der Hauptreichthum des Landes besteht in Nutzhölzern, welche die reichen Waldungen liefern. Die neuerrichteten Sägemühlen geben eine ungemein hohe Revenu, und die Anpflanzungen von Pfeffer und Gambir wachsen beträchtlich von Jahr zu Jahr. Reis gedeiht ausgezeichnet und wird bereits ausgeführt, während die Versuche mit Zucker ebenfalls sehr günstig ausgefallen sind.

Diese Resultate ermuthigen den jungen Fürsten zu andern neuen Unternehmungen, und es ist zu wünschen, daß seine Bestrebungen für die Civilisation und Hebung des Landes stets von gleichem Erfolge gekrönt sein mögen. Es ist diese Politik zugleich das beste Mittel, das Land vor der Annectirung an

europäische Colonien zu bewahren, der die übrigen hinterindischen Staaten allmählich verfallen müssen, weil sie sich nicht entschließen können, den Weg der Civilisation zu betreten, die unaufhaltsam vorwärts drängt, bis sie früher oder später die ganze Erde umspannt haben wird.

Eine sehr schöne Photographie des Fürsten Abubakar, welche er mir nebst einem Stereoskop seines Hauses bei meiner spätern Rückkunft nach Singapore zum Andenken schenkte, wird mir stets eine angenehme Erinnerung an diese interessante Persönlichkeit und die Stunden sein, die ich in seiner Gesellschaft verlebte.

Am 27. August war unser Schiff, für Indien ganz außerordentlich schnell, wieder so weit reparirt, daß es seine Weiterreise antreten konnte. Leider war jedoch fast die Hälfte unserer Mannschaft am Fieber erkrankt, das um diese Jahreszeit auf Singapore herrscht, und wenn das Uebel auch durchaus keinen gefährlichen Charakter hatte, zwang es uns doch, noch acht Tage auf der Rhede zu verbleiben, ehe wir unsere Weiterreise nach Japan antreten konnten. Erst am 4. September gingen wir zu diesem Zwecke in See.

7.

Der Teufun, das Schrecken der östlichen Meere. Die Monsuns. Untergang des Frauenlob. Charakter der Südküste Chinas. Hongkong als englische Colonie und Bankplatz. Die Kaufmannsfürsten. Entwickelung des deutschen Handels und der Rhederei in China. Die Stadt Victoria. Katholische und protestantische Missionare.

Die ersten 14 Tage unserer Reise boten nichts Bemerkenswerthes dar. Der Südwest-Monsun wehte sehr schwach und brachte uns durchschnittlich kaum 20 Meilen vorwärts. Da sein Wechsel in den halbjährlichen Nordostwind jedoch gewöhnlich erst im October eintritt, hofften wir noch vor der Zeit Japan zu erreichen. Am 17. September änderte sich aber plötzlich das bis dahin ruhige und angenehme Wetter. Der Wind sprang auf Nordost und wurde stürmisch, die Luft begann ein drohendes Aussehen anzunehmen, die See lief in außergewöhnlich hohen Wellen und unbestimmten Richtungen, und diese Anzeichen, in Verbindung mit einem starken Fallen des Barometers, verkündeten das Anrücken eines jener furchtbaren Stürme, die, der Schrecken aller Seeleute, dem Chinesischen Meere eigen sind und nach dem chinesischen Namen Teifung, Mutter der Winde, von uns Teufun genannt werden.

Es sind Wirbelstürme, die gewöhnlich in Osten beginnen, entweder in gerader Linie oder auch in der südlich oder nördlich gebogenen Curve vorwärts schreiten, mit einer alles Denkbare übertreffenden Furie wüthen und meistens 24 Stunden,

selten über zwei Tage anhalten. Wehe dem unglücklichen Schiffe, das in ihre Nähe kommt oder wol gar ihr Centrum berührt. Ein solches Schiff ist fast ausnahmslos verloren und kann nur durch ein Wunder seinem Untergange entgehen. Im günstigsten Falle verliert es seine Masten, und nur große und stark gebaute Kriegsschiffe können einen Teufun bisweilen mit geringerm Verluste bestehen.

Bis vor zwanzig Jahren wußte die Seefahrt kein Mittel, diesem schrecklichen Feinde zu entgehen oder, wenn ein Schiff von ihm überrascht wurde, wenigstens das Centrum des Wirbelsturms zu vermeiden. Dem englischen Oberst Reid gebührt der Ruhm, durch die Auffindung dieses Mittels der Schiffahrt einen Dienst erwiesen zu haben, für den ihm jeder Seemann zu tiefem Danke verpflichtet sein muß. Durch Beobachtung der Orkane auf den Bermudas, deren Gouverneur er war, entdeckte er, daß diese furchtbaren Naturerscheinungen bestimmten Gesetzen unterworfen sind, daß sie sich stets nach einer gewissen Richtung drehen, und in einem werthvollen Buche „The Law of Storms“ legte er die Resultate seiner so überaus wichtigen Forschungen der erstaunten Mitwelt vor. Redfield, Dove, Piddington u. a. vervollständigten diese Forschungen und bestätigten ihre Richtigkeit. Praktische Beobachtungen in beiden Hemisphären unterstützten die Theorie, und nicht allein die Orkane, Teufune und sonstigen zufälligen Stürme, sondern auch alle andern Winde wurden demselben Drehungsgesetze untergeordnet, obschon diese letztere Thatsache weniger für die Navigation als für die Wissenschaft im allgemeinen von Wichtigkeit war.

Für die Seeleute kommen hauptsächlich nur folgende Punkte in Betracht. Fast alle Stürme des Erdenrunds, namentlich aber die an gewisse Gegenden gebundenen Orkane, Teufune u. s. w. sind Cyklone oder Wirbelstürme. Ein sich drehender Windkörper bildet das Centrum, das sich in einer bestimmten

Richtung vorwärts bewegt und je nach der Heftigkeit seiner Drehung mehr oder minder die umgebenden Luftschichten in seinen Wirkungskreis zieht und ihnen Bewegung mittheilt. Danach wird der Durchmesser des ganzen Sturms größer oder kleiner, und zwar ist ein kleiner Durchmesser gefährlicher, weil er unvermuthet die Schiffe überfällt. In der nördlichen Hemisphäre dreht sich das Centrum gegen die Sonne, d. h. von Ost beginnend durch Nord und West nach Süden. Auf der südlichen Halbkugel findet das Gegentheil statt. Alle in den Bereich des Centrums gezogenen Luftschichten oder Winde wehen als Tangenten auf das Centrum und diese Thatsache ist für den Seemann am wichtigsten, insofern sie ihn in den Stand setzt, die Richtung des Centrums zu seinem Schiffe festzustellen. Er befinde sich z. B. auf der Nordseite des Aequators mit Nordostwind und allen Anzeichen eines Teufun. Dann liegt das Centrum des Wirbelsturms in der Richtung der Tangente oder um einen Viertelkreis rechts von ihm, wenn er sich mit dem Gesichte dem Winde zukehrt, mithin in Südost, oder, wenn er auf der südlichen Hemisphäre segelt, um einen Viertelkreis links, d. h. in Nordwest. Das Nächste, über das er sich jetzt vergewissern muß, ist der Weg des Centrums sowie dessen Entfernung von ihm. Der Weg ergibt sich aus dem Wechsel des Windes. Stürme der angegebenen Art bewegen sich mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 15—16 Knoten oder vier geographischen Meilen in der Stunde, während selten ein Schiff, das sich bereits in ihrer Peripherie befindet, mehr als die Hälfte segelt, es sei denn gerade vor dem Winde. Mit Ausnahme des Einen Falles, wo der Teufun dem Schiffe gerade entgegenkommt oder genau in seinem Curse folgt, wird sich daher die relative Lage des Centrums zum Schiffe schnell verändern. Demgemäß wird auch der Wind wechseln, und zwar um so schneller, je näher man sich dem Centrum befindet. Es sei z. B. der Wind Nordost, das Centrum mit-

hin Südost und circa 100 Meilen entfernt. Das Schiff steuere Nordwest, während der Wind fest stehen bleibt und nur stündlich bei stets fallendem Barometer an Wuth zunimmt. In diesem Falle ist es klar, daß der Teufun dem Curse des Schiffes folgt und es in sechs bis acht Stunden überholt haben wird. Das einzige Rettungsmittel ist jetzt, dem Centrum aus dem Wege zu segeln, und zwar im rechten Winkel davon ab, um so schnell als möglich aus seinem Bereiche zu kommen. Nach Osten kann man nicht wegen des Windes, mithin ist Südwest der rettende Curs. Ist andererseits der Wind Nordost und springt nach und nach auf Ost, Südost, Süd u. s. w., so gilt dies als Zeichen, daß man sich auf der rechten Seite des Sturms befinde oder daß das Centrum Südost, Süd, Südwest und West peilt, also südlich vom Schiffe vorbeimarschirt und dieses sich mit dem Nordwestcurse davon entfernt. Dann ist es Aufgabe, den Curs noch nördlicher zu stellen, je nachdem der drehende Wind es gestattet, und im rechten Winkel von der Bahn des Sturms abzusegeln.

Es erscheint kaum glaublich, daß nach zwanzigjährigem Bekanntwerden dieses so überaus wichtigen Gesetzes und den aus ihm gefolgerten einfachen Regeln es immer noch eine Menge Seeleute gibt, die entweder zu nachlässig sind, sich darum zu kümmern, oder in starrer Ignoranz geradezu die Sache verlachen. Wir selbst haben einen schlagenden Beweis davon gehabt. An jenem 17. Sept. befand sich kurz vor dem Ausbruche des Teufun ein englisches Transportschiff bei uns, mit dem wir gegenseitig Flagge zeigten. Nachmittags wehte es bereits so hart, daß die Marssegel dicht gerefft werden mußten. Der Wind war Nordost, blieb hartnäckig so, und der Teufun kam offenbar hinter uns her. Der Engländer drehte bei, sodaß er den Wind von der linken Seite hatte und unter Sturmsegeln langsam nach Süden trieb, ein Manöver, das total verkehrt war, weil er sich damit dem

nördlich marschirenden Centrum näherte. Wir hielten dagegen ab und segelten vor dem Sturme mit 11—12 Knoten Geschwindigkeit nach Südwesten. Nach sechs Stunden fing das Barometer an zu steigen, die See wurde regelmäßiger und überhaupt das Wetter besser. Zugleich begann der Wind sich rechts zu drehen. Wir wußten also, daß wir uns auf der rechten Seite des Teufun befanden und letzterer nicht direct nach Nordwesten gehe, sondern sich jetzt in einer Curve südlich ziehe. Ein fernerer südlicher Curs würde uns ihm mithin wieder genähert haben, und wir drehten demgemäß unter den Wind, sodaß wir den Wind von der rechten Seite hatten und nach Norden trieben. Wir hatten die Nacht hindurch zwar noch schweren Sturm, verloren aber nichts, wogegen jener Engländer einen Monat später, während wir schon drei Wochen ruhig in Hongkong lagen, dort ohne Masten und fast als Wrack eingebracht wurde. In demselben Teufun waren noch drei andere Schiffe entmastet worden und zwei gänzlich verloren gegangen. In dem geschilderten Falle hatten wir genügenden Seeraum, um fortzulaufen. Es werden jedoch auch öfters Schiffe von Teufunen, namentlich von solchen mit kleinem Durchmesser, die urplötzlich erscheinen, an Stellen überrascht, wo Land oder Klippen ihnen das Fortlaufen verbieten. Dann ist freilich nichts weiter zu machen, als das Schiff auf der richtigen Seite unter den Wind zu bringen, um wenigstens sich so weit wie möglich vom Centrum des Sturms zu entfernen. Damit ist menschlicher Macht die Grenze gezogen und das Schiff der Gnade Gottes überlassen.

Ein solcher Fall betraf, wie wir später in Hongkong erfuhren, die Dampffregatte Arkona und den Schooner Frauenlob auf ihrem Wege nach Japan. Die Arkona hatte den Schooner im Schlepptau und befand sich bereits nahe vor dem Eingange der Bai von Jeddo, als plötzlich ein schrecklicher Teufun mit kleinem Durchmesser über die Schiffe hereinbrach,

die wegen der gefährlichen Nähe des Landes nicht entrinnen, sondern nur beidrehen konnten. Der Sturm begann morgens vier Uhr, erreichte seinen Höhepunkt gegen Mittag und war nachmittags vier Uhr ganz vorbei. Die Arkona hatte sehr gelitten, sie hatte mehrere Stunden auf der Seite gelegen und nur dadurch ihre Masten behalten, daß es ihr endlich gelang, mit Hülfe der Maschine über den andern Bug zu kommen (den Wind von der andern Seite zu erhalten). Der arme Schooner dagegen war verloren, und man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Wahrscheinlich hat ihn eine der furchtbaren Seen, die in den Teufunen regellos von allen Seiten laufen und 30—40 Fuß pyramidal in die Höhe steigen, mit ihrem Zusammenbrechen erdrückt und in die Tiefe gezogen, ein schmerzliches Opfer, das die Expedition den Elementen zu bringen hatte. Zweiundvierzig Menschen, darunter sechs Offiziere und Beamte, kamen dabei um.

Die japanische Regierung schickte ein Dampfschiff aus, um Spuren des verunglückten Fahrzeuges aufzusuchen, aber weder vom Frauenlob noch von dem Dampfschiffe selbst ward je etwas wieder entdeckt. Ein zweiter Teufun am 9. Sept. begrub auch das abgeschickte Dampfschiff im Meere, ebenso wie die englische Kriegsbrigg Camilla, die sich in jenen Gewässern befand.

Der September ist der schlimmste Monat. Der Wechsel der Monsuns, die Aequinoctien und die Perigäen des Mondes scheinen bei der Erzeugung von Teufunen neben den Hitzeausströmungen der großen asiatischen Ebenen eine bedeutende Rolle zu spielen. Im Jahre 1860 kamen drei Teufune im Monat September vor, die nicht nur auf dem Meere, sondern auch an den Küsten der von ihnen heimgesuchten Länder furchtbare Verheerungen anrichteten. Sie treten auch in andern Monaten auf; vom December bis Mai sind sie jedoch noch nie beobachtet worden.

Das einzige gewisse Anzeichen von der Nähe dieser ge-

waltigen Phänomene ist das Barometer. Bisweilen fällt dasselbe schon 24 Stunden vorher, fast immer aber so zeitig, um den vorsichtigen Seemann zu warnen. Langjährige Beobachtungen haben aus dem Fallen außerordentlich nützliche Regeln abgeleitet, nach denen man seinen Abstand vom Centrum mit ziemlicher Sicherheit schätzen und danach seine Maßregeln treffen kann. So zeigt ein durchschnittlicher Fall von 0″,02—0″,06 Zoll in der Stunde eine Entfernung von 70—40 geographischen Meilen, von 0″06—0″08 40—25, von 0″08—0″12 25—20, von 0″12—0″15 20—10 Meilen an. Wehe jedoch dem Schiffe, das sich in dieser Nähe des Centrums befindet, es ist fast regelmäßig verloren. Bisweilen fällt das Barometer bis 27 Zoll, und wahrscheinlich ist diese plötzliche Veränderung des atmosphärischen Druckes die Ursache, daß die Wellen in solchen Wirbelstürmen eine so außergewöhnliche Höhe erreichen und eine pyramidalische Form mit fast senkrechten Wänden annehmen, wodurch sie den Schiffen so gefährlich werden. Ebenso erklärt sich dadurch der heftige Seegang, der als Vorläufer eines Teufun oder Orkans bisweilen schon 24 Stunden vor seinem Ausbruche die Schiffe warnt, während blauer Himmel und das schönste Wetter keine Gefahr ahnen lassen.

Der von uns glücklich vermiedene Sturm bezeichnete den Wechsel des Monsun, der in diesem Jahre ungewöhnlich früh und mit größerer Heftigkeit als sonst einsetzte. Wir versuchten noch mehrere Tage gegen ihn anzukämpfen; allein der stürmische Nordost erlaubte uns nicht, so viel Segel zu führen, um durch Laviren die nach Südwest laufende Strömung zu bekämpfen. Wir suchten deshalb unserer Ordre gemäß, die diesen Fall vorgesehen hatte, den Hafen von Hongkong anzusegeln. Dort wollten wir so lange bleiben, bis der Monsun seine regelmäßige Stärke erreicht haben würde, und dann unsere Kreuztour nach Japan fortsetzen.

Wir nahten der Küste Chinas etwa 20 Meilen westlich von Hongkong bei der St. Johns-Insel, die vor dem Ausflusse des Tschukiang oder Perlflusses liegt, und an dem Kanton erbaut ist. Hier fanden wir Schutz gegen den nördlichen Wind und kreuzten dicht unter dem Lande, um die Gegenströmung zu vermeiden, ostwärts.

Der Anblick der chinesischen Küste ist nicht erfreulich. Sie erhebt sich als eine hohe Mauer, oder als eine von aller Vegetation entblößte Felsenkette steil aus der Tiefe, und die vielen vor ihr zerstreut liegenden Inseln bieten denselben trostlosen Anblick. Keine Spur von Grün war zu entdecken. Die Sonne brannte glühend auf die kahlen röthlichen Basaltfelsen und Kegel hernieder, die, in den sonderbarsten Zacken und Formen gestaltet, der Küste einen Anstrich von romantischer Wildheit geben, ohne daß diese Wildheit durch ein Anzeichen von Cultur gemildert oder dem Auge angenehm wird. Erst in der Nähe von Hongkong, das in der Mitte einer Inselgruppe gelegen ist, änderte sich die Scenerie etwas und zeigte sich freundlicher. Als wir dann am 21. Sept. an der Nordseite von Hongkong entlang nach Victoria, der Hauptstadt der Insel, segelten, wurden wir durch den lieblichen Anblick der mit frischem Grün bekleideten Felsen, der hochcultivirten Thäler und endlich der bedeutenden in europäischem Stil erbauten Stadt mit ihren palastähnlichen Häusern, ihren Parks und umgebenden Gärten reichlich für die Oede der übrigen Küsten entschädigt.

Hongkong oder mit der richtigen Aussprache Hoong-Keang (d. h. der rothe Gebirgsstrom) ist eine sechs Meilen östlich vom Ausflusse des Perlstroms gelegene Insel von circa 5 Quadratmeilen Umfang und nahe dreieckiger Form, deren etwas concave Basis dem Festlande von China zugekehrt und von diesem nur durch eine Meerenge von 4—5000 Schritt Breite getrennt ist. Das Eiland ist wie die ganze Südküste

und alle übrigen Inseln vulkanischer Formation, gebirgig, steil aus dem Meere aufsteigend und hat seine chinesische Benennung von einem Sturzbache erhalten, der sich in der Nähe der Stadt Victoria über die mit einer röthlichen Thonschicht bedeckten senkrechten Felswände in das Meer ergießt. Die Meerenge, welche sich durch Vorsprünge des Festlandes an der Nordost- und Nordwestseite der Insel zu einem engen Fahrwasser von kaum 600 Schritt Breite zusammenzieht, bildet bei ihrer gleichmäßigen Tiefe und den umgebenden hohen Bergen einen der schönsten, geräumigsten und geschätztesten Häfen von ganz China.

Bis 1841 war die Insel ebenso öde, kahl und unbewohnt wie die um sie zerstreut liegenden Gruppen. Die Engländer wurden zuerst auf sie aufmerksam, als beim Ausbruche des ersten Opiumkrieges im Jahre 1840 der Commissar Lin jeden Handel mit England untersagte, und die im Perlflusse vor Kanton versammelten englischen Handelsschiffe einen Platz in der Nähe suchten, wo sie den Verlauf der Dinge abwarten konnten. Der Hafen von Hongkong nahm sie auf. Die prachtvolle Lage desselben, seine Vertheidigungsfähigkeit sowie die Möglichkeit, von hier aus den Perlfluß zu überwachen und zu schließen, ließen den Besitz der Insel sowol als militärischen Posten wie auch als Handelshafen sehr wünschenswerth erscheinen, sodaß ihre Abtretung in die Friedensbedingungen aufgenommen ward. Der erste vorläufige Friedensschluß erfolgte am 20. Jan. 1841, und schon am 26. desselben Monats wurde Hongkong in Besitz genommen und zur englischen Colonie erklärt.

Damals war die Insel von 50—60 armseligen Fischer-Familien bewohnt, deren gebrechliche Hütten am Rande zerstreut lagen, heute nach 21 Jahren zählt Hongkong nicht weniger als 100,000 Einwohner. Hunderte von Schiffen aller Nationen beleben seinen Hafen. Docks, Werften, Fabriken

und fürstlich gebaute und eingerichtete Häuser bekunden den Reichthum und die Industrie seiner Bewohner. Dieser schnelle Aufschwung gibt Zeugniß von dem praktischen Blick der Engländer, die in dem Besitze dieses Punktes dessen baldiges Aufblühen und große Zukunft vorhersahen.

Hongkong hat keinen directen Handel; es exportirt weder noch führt es nennenswerth ein, sondern es ist der Bankplatz für den gesammten chinesischen Handel und gewinnt dadurch so große Bedeutung. Die großen Handelshäuser haben hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen, weil es bislang der einzige Platz in China war, der Sicherheit des Eigenthums bot. In den verschiedenen chinesischen Küstenplätzen, die dem europäischen Handel offen stehen, wie Kanton, Swata-u, Fu-tscha-u, Ningpo, Schang-hae und Tientsin, bestehen nur Commanditen, während Hongkong als Geldplatz der Kreuzpunkt des gesammten chinesischen Handels ist, die Residenz der merchant princes, Kaufmannsfürsten, wie hier die Chefs der großen Häuser genannt werden. Und wahrlich, sie sind die Fürsten der Kaufmannswelt, welche sich die unbedingte Herrschaft über den Handel erworben haben, welche die Preise machen, die Geldcurse regeln, und deren Unternehmungsgeist mit Hülfe der großartigen pecuniären Mittel, über die sie gebieten, commerzielle Transactionen hervorruft, von denen wir auf dem Continent von Europa keine Vorstellung haben.

Das größte dieser Häuser ist Jardine & Co., deren Gründer ein schottischer Kaufmann war; die Herren dieser Firma befrachten nicht allein jährlich Hunderte von Schiffen, sondern besitzen noch 30—40 eigene Fahrzeuge. Sie haben eigene Werften, Docks, Maschinenfabriken, ihnen gehört fast ein Viertheil der Insel und sie lassen wie kleine Souveräne ihr Eigenthum durch eine bewaffnete Macht beschützen.

Ihre Schiffe, namentlich die mit den chinesischen Küsten verkehrenden Opiumfahrzeuge, sind wie Kriegsschiffe bewaffnet

und bemannt. Den Hauptbeweis für die Großartigkeit ihrer Handelsbeziehungen bietet jedoch die Thatsache, daß sie sich zwei eigene schnellsegelnde Dampfschiffe der größten und schönsten Art einzig zu dem Zwecke habe bauen lassen, um die Postverbindung zwischen Hongkong und Singapore, bisweilen auch Bombay, einerseits und den nordchinesischen Häfen andererseits für ihre eigenen Briefe aufrecht zu erhalten. Diese Dampfschiffe nehmen weder Fracht noch Briefe für andere Leute an, sondern befördern nur Passagiere. Letztere müssen jedoch nach Ankunft des Schiffes noch 24 Stunden länger an Bord bleiben, um die neuen Nachrichten nicht zum Nachtheile der Schiffseigenthümer zu früh zu verbreiten. Wenn die Ueberlandpost in Singapore eintrifft, oder, wenn wichtige Nachrichten erwartet werden, schon in Bombay, liegt daselbst eins dieser Dampfschiffe bereit, um die Briefe der Firma Jardine & Co. nach Hongkong zu schaffen. An letzterm Orte befindet sich das zweite Dampfschiff, welches unverweilt die Correspondenz des Hauses weiter nach den verschiedenen Küstenplätzen befördert. Auf diese Weise geschieht es, daß das erwähnte Haus rücksichtlich der Nachrichten der regelmäßigen Post um zwei bis drei Tage voraus ist. Man kann sich denken, von welcher Wichtigkeit für ein solches Handelshaus der Vortheil sein muß, die politischen Nachrichten und Handelsconjuncturen aus Europa um einige Tage früher zu erfahren als die übrige commerzielle Welt. Es kommt z. B. die Nachricht, Thee oder Seide in England sei so und so viel gestiegen. Sofort wird von den Agenten des Hauses von beiden Artikeln aufgekauft, was irgend zu haben ist, und bei Ankunft der Post haben die übrigen Häuser das Nachsehen. Nur der unermeßliche und sichere Vortheil, der aus dieser beschleunigten Benachrichtigung hervorgehen mag, kann es erklären, daß das Haus im Stande ist, zwei Dampfschiffe, die ein Kapital von 1 Mill. Thalern repräsentiren, bestän-

dig unterhalten zu können, ohne damit direct einen Pfennig zu verdienen.

Die Rivalen von Jardine & Co. sind die Engländer Dent & Co. Diese haben dieselbe Einrichtung mit den Dampfern getroffen, deren einer, wie ich zufällig weiß, 700,000 Thaler gekostet hat, und dessen Unterhalt monatlich, wenn er in der Fahrt ist, 25,000 Thaler beansprucht. Solche Summen mögen unglaublich erscheinen, wenn man aber bedenkt, daß die Schiffe darauf berechnet sind, Tausende von Meilen mit einer Schnelligkeit von 15 Knoten (3¾ deutsche Meilen per Stunde) gegen den stürmischen Nordostmonsun zu dampfen, wird man es begreiflich finden. Es ist natürlich, daß niemand mit den beiden Häusern concurriren kann. Um einen Begriff zu geben, welch Rolle die merchant princes im gesellschaftlichen Leben spielen, sei hier die Thatsache erwähnt, daß Dent & Co. jährlich 50000 Pfd. St., mithin über 325,000 Thaler einzig für ihren Haushalt in Hongkong verausgaben, worin allerdings das Gehalt für das gesammte Personal einbegriffen ist.

Der englische Handel ist in Hongkong wie an der ganzen chinesischen Küste natürlich der bedeutendste, da sich England durch die verschiedenen Kriege zuerst Vortheile gesichert und sie ausgebeutet hat. Nach ihm kommt der amerikanische und dann zunächst der deutsche. Ich betone dies, da es in Deutschland, wenigstens im Innern, durchaus nicht bekannt ist, daß unser Handel und unsere Rhederei sich in China eine so große Bedeutung errungen haben, namentlich die letztere. Dies ist um so anerkennungswerther, als der Ausbreitung unsers Verkehrs keine militärische Schutzmacht zur Seite stand und unser Handel sich nur durch eigene Kraft emporschwingen konnte. Namentlich hat sich derselbe seit den letzten fünf Jahren gehoben, und die Absendung der deutschen (preußischen) Gesandtschaft rechtfertigt sich gewiß, wenn man erfährt, daß vom Januar bis Ende September 1860 allein

93 hanseatische Schiffe mit einem Gehalt von 43,776 Tonnen im Hafen von Hongkong einliefen, und bis zum Schlusse des Jahres noch einige zwanzig mit circa 11,200 Tonnen erwartet wurden. Von andern deutschen Schiffen waren theils angekommen, theils bis 1861 noch erwartet, 55 Schiffe mit 30,000 Tonnen (die Tonne = 2,000 ℔ Zollgewicht); ferner deutsche Schiffe, die unter dänischer Flagge zu fahren haben (Holsteiner), etwa 45 mit 25,000 Tonnen. Dies gibt für ein Jahr über 200 Schiffe mit 110,000 Tonnen, eine Zahl, die allein an Werth der Schiffe ein Kapital von mindestens 6 Millionen Thalern repräsentirt. Rechnet man dazu die Ladung mit dem doppelten Werth, was gewiß nicht zu hoch gegriffen ist, so cursirt in China deutsches Eigenthum im Werthe von 20 Millionen Thalern, ohne bis jetzt auch nur die geringste Aussicht auf Schutz zu haben, der bei den ungeregelten Zuständen des von Revolutionen erschütterten und am Vorabend einer großen politischen Umwälzung stehenden Landes dringend nöthig sein dürfte.

Der Anwachs des deutschen Verkehrs wird natürlich von Engländern und Amerikanern mit neidischen Augen betrachtet, da diese nicht verkennen, daß wir uns allmählich einnisten und sie auf friedlichem, aber desto sichererm Wege, wenn auch sehr langsam aus ihren Positionen, die sie als Monopol betrachten, zu verdrängen beginnen. Wie in Nord- und Südamerika wird deutsche Concurrenz allen andern Nationen auch hier gefährlich, und wenn vorläufig auch nur die deutsche Rhederei dabei im Vordergrunde steht, so läßt sich doch mit Gewißheit voraussehen, daß ein Vertrag mit China und die Einsetzung eines mit eigener Jurisdiction ausgerüsteten Diplomaten, dem in der Stationirung eines Geschwaders in jenen Gewässern auch die Mittel zu Gebote stehen, seinen Worten den erforderlichen Nachdruck zu geben, dem so mächtig sich regenden Unternehmungsgeist in Deutschland einen neuen kräftigen Im-

puls verleihen und die deutschen Kaufleute veranlassen wird, ihre Aufmerksamkeit einem Lande zuzuwenden, dessen gewaltige Bevölkerungszahl von 360 Millionen Einwohner für den Absatz unserer industriellen Producte die besten Aussichten bietet.

Namentlich scheint gerade jetzt der günstige Augenblick für die Entfaltung des deutschen Handels gekommen zu sein. Im Einklang mit den letzten Friedensbedingungen sind drei neue Häfen am Jang-tse-kiang eröffnet, unter denen Hankau, etwa 120 deutsche Meilen stromaufwärts liegend, der nördlichste und bedeutendste ist. In allen drei Häfen sind englische Consuln eingesetzt, und nach dem Vertrage, der uns den begünstigtsten Nationen gleichstellt, haben auch wir das Recht, dort Eigenthum zu erwerben, und wir sollten uns die Chancen nicht entgehen lassen, sogleich durch Anknüpfung von Handelsverbindungen und Gründung deutscher Häuser zu concurriren. Den gesammten chinesischen Küstenhandel haben bereits die Deutschen in der Hand, und es war sehr erfreulich für mich, in einem Blatte der Hongkong Shipping Gazette eine Notiz zu lesen, nach der in Einer Woche für elf Küstenfrachten zehn deutsche und nur ein englisches Schiff gechartert waren. Dieser Umstand macht besonders die Amerikaner uns sehr ungeneigt, da sie früher die ganze Cabotage hatten. Wie wir von Amerikanern und selbst vom amerikanischen Consul in Hongkong äußern hörten, hat diese Nation ihr Möglichstes gethan, um den Abschluß unsers Vertrags mit Japan zu hintertreiben. Wenngleich ihr dies glücklicherweise nicht gelungen ist, so scheint doch wenigstens die lange Verzögerung der Verhandlungen und der nur einseitig mit Preußen statt mit dem Zollverein erfolgte Tractat durch Intriguen mit herbeigeführt zu sein. Preußische Schiffe besuchen nämlich am wenigsten die chinesischen Gewässer, und wenn die außerpreußischen von dem Vertrage ausgeschlossen wurden, so hatten die Amerikaner in Japan weniger Rivalen zu fürchten.

Der Vortheil, den die Deutschen in der Küstenschiffahrt errungen, liegt hauptsächlich in ihrer Persönlichkeit den Chinesen gegenüber. Während Amerikaner und Engländer sowol die chinesischen Kaufleute als die Passagiere auf eine brutale Weise behandeln, sie nicht viel besser als Neger ansehen und sich dadurch bei ihnen verhaßt machen, erblicken die gebildetern und humanern Deutschen in ihnen nur Mitmenschen, mit denen sie wie mit ihresgleichen freundlich umgehen. Diesen Unterschied wissen die Chinesen so wohl zu würdigen, daß sie, wenn irgendein deutsches Schiff zu haben ist, ganz bestimmt dasselbe allen andern Nationen vorziehen. Ja, wenn ein deutsches und ein fremdes Schiff für dieselbe Tour gechartert werden, erhält das deutsche fast regelmäßig eine höhere Fracht, und aus demselben Grunde kaufen deutsche Kaufleute häufig billiger als andere.

Die Stadt Victoria liegt an der Nordseite der Insel Hongkong. Sie ist unmittelbar am Wasser und am Fuße eines 1500 Fuß hohen Berges erbaut. Die Wahl des Punktes war nicht glücklich. Der Berg verschließt im Sommer den Zugang des Süd- und Westwindes, und die glühenden Sonnenstrahlen sind nicht nur unerträglich, sondern begünstigen auch die Erzeugung von Miasmen, die den Gesundheitszustand der Insel sehr beeinträchtigen. Zwar bot das überall frei und gesund gelegene Macao für die reichen Bewohner stets einen Zufluchtsort, seine Entfernung griff jedoch störend in die Geschäfte ein, und wenn die Kaufleute auch ihre Familien im Sommer dorthin schickten, mußten sie doch selbst zurückbleiben und ihre Gesundheit riskiren. Es geschah alles Mögliche, um das Klima von Victoria zu verbessern. Große Parkanlagen und Baumpflanzungen wurden geschaffen, und man muß staunen, mit welcher Energie die Engländer auf dem kahlen Felsen die üppigsten Wälder erstehen ließen. Wenn dies auch nicht verfehlte, einen heilsamen Einfluß zu üben, blieb das Klima im Sommer immer

noch schlecht, und namentlich litt das als Garnison der Stadt an sie gefesselte Militär trotz aller Ventilation und zweckmäßigen Einrichtungen in den Kasernen, der Bekleidung u. s. w. bedeutend. Das fernere Aufblühen der Colonie erschien deshalb beeinträchtigt, und die Engländer ergriffen daher mit Freuden die Gelegenheit, um im letzten Friedensschluß zu Peking sich das Hongkong gegenüberliegende Kaulung an der Südküste Chinas zu sichern. Wenngleich sie den Franzosen gegenüber alles gethan haben, um diese an der Besitzergreifung irgendeines chinesischen Territoriums zu hindern, sind sie doch gegen sich selbst nicht so streng gewesen. Die Abtretung der etwa zwei Quadratmeilen großen Küstenstrecke, die den Monsuns zugänglich und gesund gelegen ist, machte eine der Separatbedingungen des Friedens von Peking aus. Zwar wurde den Franzosen die Abtretung als Kauf angezeigt, aber es ist in Hongkong ein öffentliches Geheimniß, daß der Acre nur mit einem Penny bezahlt wurde. In dieser Art zu kaufen sind die Engländer überhaupt stark, und eine Menge ihrer Colonien haben sie sehr billig auf solche Weise erworben, gegen die sich formell nichts einwenden läßt. Während des letzten chinesischen Krieges waren bereits die Lager der von Europa kommenden Verstärkungen auf Kaulung aufgeschlagen; jetzt ist ein Sanitarium dort erbaut, die Garnison wird hinüberverlegt, und bei unserer letzten Anwesenheit (Ende 1861) war man stark beschäftigt, Neubauten aufzuführen. Bald wird sich auf dem chinesischen Festlande eine blühende englische Stadt erheben, die nicht verfehlen kann, sich durch weitern Ankauf auszudehnen, und deren Territorium vielleicht schon in wenigen Jahren, statt zwei, zwanzig Quadratmeilen umfaßt.

Victoria ist eine europäische Stadt. Sie besitzt schöne, breite gepflasterte Straßen, auf denen der Constabler herrscht. Neben der chinesischen Sänfte rollen elegante englische Equi-

pagen über das Pflaster; Gas verdrängt die dunkle Nacht. Das unvermeidliche Clubgebäude erhebt sich in palastähnlichem Stil in der Nähe des Landungsplatzes, und die verschiedenen Wohnungen der Kaufleute reihen sich ihnen würdig an. Hoch oben von der Mitte des Berges schaut, romantisch gelegen, aus freundlichem Grün die Residenz des Gouverneurs auf die zu ihren Füßen liegende Stadt und auf einen mit schattigen Alleen umpflanzten freien Platz, der sich unmittelbar am Wasser hinstreckt, und von diesem eine erfrischende Kühle empfängt. Hier ist der Sammelplatz der Bewohner auf ihren Abendspaziergängen, wo sie entweder der wöchentlich einige mal spielenden Militärmusik lauschen, oder auch den gymnastischen Uebungen und Spielen zuschauen, welche von den Engländern so geliebt werden und ihre ebenso gesunde wie interessante Unterhaltung bilden. Den linken östlichen Flügel der Stadt nehmen die verschiedenen Fabrikgebäude, Werften und Vorrathshäuser ein. Bei der großen Menge Schiffe, die Hongkong besuchen und seinen Hafen zu Hunderten bevölkern, herrscht hier in den Wochentagen ein ungemein reges Leben. Tausende von chinesischen Arbeitern und Kulis wogen durcheinander und von einer terrassenförmig am Berge hingeführten Promenade genießt man eine höchst belohnende Aussicht auf das Gewühl in diesen auf einen engen Raum zusammengedrängten Geschäftslokalen, auf den von Schiffen und Tausenden vou Booten belebten Hafen, die, nur von chinesischen Frauen gerudert, unter deren geschickten Händen pfeilschnell über das Wasser gleiten, und auf die röthlichen Felsen des Festlandes, die sich in schroff gezackten Contouren scharf am Abendhimmel abzeichnen, während weit im Hintergrunde ein bläulich gefärbter Höhenzug allmählich im Horizonte verschwimmt.

Westlich schließt sich an Victoria der chinesische und bei weitem größte Theil der Stadt, in dem die betriebsamen Söhne

des Himmlischen Reichs ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben und als echt conservative Nation in echt chinesischer Weise ihren tausendjährigen Ueberlieferungen gemäß hausen.

Der Europäer hat hier die beste Gelegenheit, die Gegensätze des asiatischen und europäischen Lebens zu studiren. Wenige Schritte bringen ihn hier aus einer mit allen nationalen Eigenthümlichkeiten ausgestatteten englischen in eine echt chinesische Stadt, die sich von denen auf dem Continent nur durch die von englischer Polizei erzwungene größere Reinlichkeit auszeichnet, auf die aber sonst die nahe Nachbarschaft und der tägliche Umgang mit den Fang-Kwei oder „ausländischen Teufeln", wie die Chinesen alle Europäer nennen, nicht den geringsten Einfluß geübt hat.

Ein Theater gibt es in Victoria noch nicht, ebenso wenig sonstige öffentliche Vergnügungsörter, da jeder Punkt des ohnehin beschränkten Raumes zu Handelszwecken dienen muß. Trotzdem fehlt es nicht an Unterhaltung. Sänger und Sängerinnen, Virtuosen aller Art, Kunstreiter und Akrobaten besuchen auf ihren Reisen auch Hongkong, Pferderennen und Regattas werden abgehalten, und an Zweckessen fehlt es ebenfalls nicht. Die Geselligkeit ist sehr groß; man kommt abends zwanglos bei dem einen oder andern zusammen und findet stets offenes Haus. Die Deutschen, deren es in Hongkong einige sechzig den höhern Schichten der Gesellschaft angehörige gibt, haben einen Club und halten brüderlich zusammen. Wir müssen ihnen das Zeugniß geben, daß wir selten ein so freundliches Entgegenkommen und eine so rückhaltslose Gastfreundschaft gefunden haben wie hier bei unsern Landsleuten, wofür dieselben hiermit noch einmal unsern herzlichsten Dank annehmen mögen.

Victoria ist durch Strandbatterien genügend befestigt, um jeden Angriff abzuschlagen; der Hafen wird aber jedem Feinde vollständig geschlossen sein, wenn die am gegenseitigen Ufer

bereits in Angriff genommenen Werke vollendet sind. Am äußersten östlichen Ende der Stadt erheben sich nahe am Wasser zwei ziemlich hohe Hügel. Auf dem einen ist das Militärhospital erbaut, auf dem andern liegen die Gebäude der deutschen Mission. Letztere steht hier eben nicht in großem Ansehen, ebenso wenig wie die englische und amerikanische. Man wirft diesen Anstalten Mangel an Eifer vor, und jedenfalls dürfen sich alle drei keiner großen Resultate rühmen. Die Jesuiten und andere katholische Missionare sollen bessere Erfolge erzielen, weil sie in das Innere gehen, sich dort niederlassen, im Aeußern ganz Sitten und Gewohnheiten der Chinesen annehmen, jahrelang unter ihnen und in ihren ärmlichen Hütten wohnen und allem Verkehr mit der Außenwelt und den früher gewohnten Kreisen entsagen. Soviel ich den Charakter der Chinesen kennen gelernt habe, ist dies jedoch nicht allein die Ursache, weshalb die katholischen Missionen mehr Convertiten machen; vielmehr, glaube ich, haben sie vor den protestantischen den Vorzug, weniger orthodox und abstract zu sein. Die Chinesen sind ein sehr sinnliches, zugleich aber ein sehr praktisches Volk. Kommen Religionslehrer zu ihnen, die mit drakonischer Strenge von vornherein ihre Fehler verdammen, unnachsichtlich ihre sinnlichen Neigungen verurtheilen und dafür nur die von jeder äußern Form entkleideten abstracten Lehren einer Religion bieten, die mit ihrem bisherigen Irrglauben in so grellem Widerspruch steht und für das Aufgegebene keinen sichtlichen Ersatz bietet, der ihrer Lebensrichtung annehmbar oder verständlich erscheint, so darf es nicht wunder nehmen, wenn die Bemühungen solcher Bekehrer von so geringem Erfolge gekrönt sind.

Die Jesuiten verfahren nicht auf diese Weise. Abgesehen davon, daß die katholische Religion sich in ihren Formen dem fast nur aus Ceremonien bestehenden Cultus der Chinesen, mag dieser Buddhaismus oder Taoismus heißen, weit

mehr als die protestantische nähert und schon dadurch den Chinesen weniger fremd erscheint, treten auch ihre Missionare ohne Schroffheit und mit kluger Nachsicht auf. Das Bestreben derselben geht zugleich dahin, ihre Schüler praktisch von der größern Vollkommenheit der christlichen Religion dadurch zu überzeugen, daß sie den Beweis führen, wie Christenthum und Civilisation voneinander untrennbar sind. Und das ist meiner Ansicht nach der einzig richtige Weg, um dem Christenthume in China die Wege zu bahnen, wenn es nicht mit Feuer und Schwert geschehen soll, was dem Geiste unserer Religion widerspricht. Im 16. und 17. Jahrhundert waren überall in China Jesuiten, und man rechnete die Zahl der durch sie bekehrten Christen über eine halbe Million. Sie schlugen genau denselben Weg wie ihre jetzigen Nachfolger ein, indem sie die Chinesen zu überzeugen suchten, daß der Missionare überlegene Kenntnisse, denen selbst der Kaiser Anerkennung zollte, die Folge einer Civilisation wären, welche nur unter dem Banner des Christenthums gedeihen könnte. Alle Erfindungen, alle Verbesserungen, die sie in China einführten und deren Nützlichkeit das Volk lebhaft empfand und würdigte, stammten aus christlichen Ländern, und das unausgesetzte Streben der Jesuiten in dieser Richtuug nöthigte endlich den Chinesen eine Achtung vor den Europäern ab, welche die Missionare stets auf die Religion zurückführten und so zu deren Verbreitung benutzten. Leider veranlaßten Ereignisse, deren Erörterung hier zu weit führen würde, eine Verbannung der Missionare aus China, die fast 200 Jahre gedauert hat, und damit fiel das so mühsam von denselben aufgerichtete Gebäude wieder zusammen.

Vor einigen Jahren versuchte ein deutscher protestantischer Missionar denselben Weg einzuschlagen, wurde aber von seinen starr orthodoxen Amtsbrüdern so verketzert, daß er aus ihrem Verein schied und in die Dienste der englischen Regie-

rung trat, wo ihm jetzt als Inspector sämmtlicher chinesischer Schulen in Hongkong ein angemessener Wirkungskreis eröffnet ist.

Die Insel Hongkong ist wegen ihrer fast kegelförmigen Gestalt nur an den Küsten bewohnt. Außer Victoria ist noch die Stadt Aberdeen an der westlichen Seite der Insel gegründet, die jedoch kaum 4—6000 Eiwohner zählt, und wo sich nur wenig Europäer aufhalten. Hier befinden sich die den Herren Jardine & Co. gehörigen, in Fels gehauenen drei Trockendocks, die so groß sind, daß sie Fregatten aufzunehmen vermögen. Nicht weit davon liegt ein chinesisches Dorf Little Hongkong oder Klein-Hongkong, das von etwas Wald umgeben ist und als romantischster Punkt der Insel öfter von Pickenickpartien aufgesucht wird. Der dorthinführende Weg quer durch die Insel und über die Berge ist ziemlich beschwerlich und so steil, daß man weder reiten noch fahren kann, sondern entweder zu Fuße gehen oder sich in Sänften tragen lassen muß. Dies letztere ist überhaupt wegen der bergigen Beschaffenheit der ganzen Insel das gewöhnliche Transportmittel auf Hongkong und versieht die Stelle der Droschken. Auf einigen dieser Pickenicks, die von unsern Landsleuten uns zu Ehren veranstaltet wurden, hatten wir ein Cortège von 50 Sänften mit nicht weniger als 200 Kulis zum Tragen, da bei den steilen Höhen zwei Träger für eine Sänfte nicht genügen. Derartige Partien erscheinen dem Europäer großartig und fürstlich, aber sie stimmen nur mit den Verhältnissen, die in Ostindien herrschen, und an die man sich erst gewöhnen muß, da sie von den unsern so ungemein abweichen.

8.

Die Bocca Tigris, ihre Forts und Kanonen. Die Uferlandschaften am Perlflusse. Die Pagoden. Hafenstadt Whampoa. Kanton, die Capitale des Südens. Bedeutung und Geschäfte der Stadt. Städtemauern in China. Bauart der Chinesen. Innere Einrichtung der Häuser. Hausgeräth. Gärten. Die Geschmacksrichtung der Asiaten.

Unser Aufenthalt in Hongkong dauerte etwas über fünf Wochen. Wir benutzten diese Gelegenheit, um so viel wie möglich von China zu sehen und Land und Leute kennen zu lernen. Eine tägliche Dampfschiffahrtsverbindung zwischen Hongkong und Kanton erleichtert den Besuch der letztern Stadt, und wir ließen es uns nicht entgehen, davon den besten Gebrauch zu machen.

Ich werde im Nachstehenden versuchen, die Eindrücke wiederzugeben, die der Besuch dieser mächtigen Stadt auf mich gemacht hat. Manches, was ich schildern will, mag mit den Wahrnehmungen anderer Reisenden durchaus nicht übereinstimmen. Indessen China ist das Land der Gegensätze, und wenn ich vielleicht öfter gerade das Gegentheil von dem wahrgenommen haben sollte, was andere Reisende vor mir beobachtet, so ist dies eben nur eine Folge der Widersprüche im chinesischen Charakter, den der eine so, der andere so kennen gelernt hat. Aus eben diesem Grunde habe ich meine Beobachtungen erst niedergeschrieben, nachdem ich bereits auch

den Norden Chinas gesehen und mich an den verschiedenen Plätzen des Landes fast ein Jahr lang aufgehalten hatte. So glaubte ich meinen Urtheilen die Einseitigkeit benehmen und denselben die möglichste Objectivität sichern zu können.

Die Dampfschiffe, welche die Verbindung zwischen Hongkong und Kanton vermitteln, sind amerikanische. Die Tour kostet exclusive Beköstigung 13½ Thaler oder 9 Dollars. Man legt die 25 deutsche Meilen betragende Strecke in 7—9 Stunden zurück, je nachdem man es mit der Flut oder Ebbe trifft.

Kanton, oder wie es auf chinesischen Karten heißt: Kwangtung Sangtschin, die Hauptstadt der Provinz Kwangtung, liegt am linken Ufer des Tschukiang oder Perlflusses und 15 geographische Meilen von Hoomun (d. i. Tigermund) oder der Bocca Tigris entfernt, welche Mündung von den Chinesen als die des Stromes betrachtet wird, während wir Europäer diese noch zehn Meilen südlicher bis über Macao hinausverlegen. Die Bocca Tigris, bei welcher sich der Fluß durch die Einbiegung beider Ufer und durch einige Inseln bis auf 2—300 Schritt verengt, hat ihren Namen von den Portugiesen erhalten, welche in den Umrissen der einen Insel die Gestalt eines Tigerkopfes mit geöffnetem Rachen erkennen wollten.

Bis zu diesem Punkte ist der Weg von Hongkong aus sehr traurig. Der bereits geschilderte Charakter der chinesischen Südküste setzt sich bis hierher ohne Abwechselung fort, und nur hier und dort erfreut ein Fleckchen Grün das durch so viel Oede ermüdete Auge, wo am Ausflusse eines kleinen von den Bergen rieselnden Baches Fischer ein Dorf gebaut und so viel Humus gefunden haben, um ein paar Bäume zu pflanzen, die keine chinesische Ansiedlung entbehren zu können scheint. Der einzige Trost für den Reisenden ist, daß er mit dem schnellen Dampfschiffe diese langweilige Strecke von zehn Meilen in drei Stunden zurücklegt. Mit dem Passiren der Bocca sieht er sich sodann von einer freundlichern Scenerie umgeben.

Die Bocca selbst macht von weitem einen sehr imposanten und kriegerischen Eindruck. Die beiden vorspringenden Landspitzen, welche sie bilden, und welche die Ausläufer zweier Höhenzüge sind, die in der Vorzeit die Ufer des Perlflusses eindämmten, fallen von einer Höhe von einigen hundert Fuß ziemlich steil gegen den Fluß ab, und ebenso kühn erheben sich die drei im Fahrwasser gelegenen Inseln. An ihrem Abhange sind nicht weniger als acht verschiedene Forts gebaut, deren einige über 80 Geschütze zählen oder vielmehr zählten, und welche bestimmt waren, die Oeffnung des Tschukiang den Kriegsfahrzeugen der „rothhaarigen Barbaren" zu verschließen. Wenn man die weißen Mauern dieser Festungswerke und deren unzählige Schießscharten, die das Feuer ihrer Geschütze sämmtlich auf das enge Fahrwasser concentriren, aus der Ferne sieht, so glaubt man, daß jedes Schiff dem unfehlbaren Untergange geweiht sein muß, welches versuchen wollte, diesen Eingang zu forciren. Bei näherm Herankommen erklärt es sich jedoch leicht, wie die Engländer schon verschiedene male diese furchtbaren Batterien zum Schweigen bringen und sie mit verhältnißmäßig geringem Verluste schließlich ganz zerstören konnten.

Wie in allen andern Dingen sind die Chinesen auch in der Kriegskunst stationär. In ihrer dünkelhaften Ueberhebung über alle Nationen, die namentlich unter der jetzigen Dynastie genährt und auf ihren Höhepunkt geschraubt ist, verschmähen sie hartnäckig die Annahme von Neuerungen und Verbesserungen, und ihre Befestigungskunst befindet sich nahezu auf demselben Standpunkte wie vor 1000 Jahren. Ihre Mauern und Festungswerke waren ursprünglich gegen Pfeile und Wurfgeschosse asiatischer Nomadenvölker errichtet und sind für die moderne Artillerie nur insofern geändert, als in der Krone Schießscharten für Geschütze eingeschnitten wurden. Ebenso ist ihre Artillerie selbst auf der Stufe stehen geblieben, auf

welche sie, nach der Eroberung des Landes durch die Tataren, der berühmte jesuitische Missionar Pater Verbiest, ein Deutscher, erhob, der im Jahre 1681 für den Tatarenkaiser Kanghy mehrere hundert Kanonen goß. Obwol es unzweifelhaft feststeht, daß schon 500 Jahre früher das Schießpulver in China bekannt war, benutzte man es zu Kriegszwecken doch nicht eher als im Jahre 1621, und jene Geschütze waren die ersten, welche im Lande gefertigt wurden.

Außerdem sind die Forts an der Bocca sämmtlich so angelegt, daß jede über sie hinweggehende Kugel von den unmittelbar hinter ihnen steil aufsteigenden Felswänden aufgefangen wird und von hinten in die Batterieen hineinprallen muß, wodurch die Bedienungsmannschaften, die ohnehin aus unkriegerischen Leuten bestanden, demoralisirt wurden. In Anbetracht dieser Umstände ist es erklärlich, weshalb nur wenige Lagen einiger englischen Fregatten dazu gehörten, um diese mittelalterlichen Befestigungen für immer zum Schweigen zu bringen. Beim Beginn des letzten Krieges wurden sie durch die französisch-englische Flotte gänzlich zerstört, und sämmtliche Geschütze, 600 an der Zahl, genommen. Die eingestürzten Mauern liegen jetzt in ihren Ruinen harmlos da. Wie alles in China, sind auch sie bei dem ersten gewaltsamen Anstoße morsch zusammengebrochen, und die Erschütterung hat die Zerstörung des kaiserlichen Palastes in Peking nach sich gezogen.

Jenseits der Bocca Tigris nimmt die Gegend einen ganz veränderten Charakter an. Die Höhenzüge treten in weiten Bogen in das Land zurück, und eine reich cultivirte, im üppigsten Grün prangende Alluvialebene dehnt sich vor uns aus, so weit das Auge reicht. Hunderte von Dörfern, von mächtigen Bäumen beschattet und theilweise in ihrem Grün versteckt, liegen an den Ufern des Flusses oder zwischen den üppig schwellenden Reisfeldern zerstreut, Tausende von schwerfälligen Dschonken und leichtern Booten bevölkern den Tschu-

kiang, der, in ununterbrochener Linie zu beiden Seiten mit Fruchtbäumen eingefaßt, sich durch die reiche Landschaft windet. Ueberall erhält man den Eindruck, daß man eins der fruchtbarsten und prachtvollsten Länder der Welt betreten hat. Reich und mannichfaltig ist die Scenerie, obwol sie weder etwas Romantisches noch etwas Großartiges bietet. Die nur spärlich von leisen Erhebungen unterbrochene Ebene ist das Bild des Friedens: ein wogendes Feld reiht sich an das andere, Tausende von geschäftigen Menschen heimsen die Früchte ihrer Arbeit ein, und vor den Dörfern thürmen sich die Korngarben zu Bergen. Hochbeladen damit ziehen Schiffe und Boote zur Hauptstadt, die wir zwar selbst noch nicht sehen, deren Nähe sich aber durch das immer regere Treiben auf den Wegen, durch die immer zahlreicher sich sammelnden Fahrzeuge kund gibt, und deren Hintergrund, von den Chinesen das Gebirge der Weißen Wolke genannt, am Horizont emporsteigt. Mit fliegender Eile trägt uns das Dampfschiff durch die üppige Landschaft. Bald sind wiederum 10 Meilen zurückgelegt, und wir erblicken jetzt am rechten Ufer des Flusses eins jener merkwürdigen Gebäude, die, eine Eigenthümlichkeit Chinas, in dem ganzen weiten Reiche verbreitet sind. Eine der drei Pagoden, welche vor Kanton das rechte Ufer des Perlflusses schmücken, erhebt sich vor unsern Blicken. Ihre eingestürzte Spitze, die hohen Bäume, welche ihre Krone zieren und auch, aus den verschiedenen Galerien hervorsprossend, wie Laubengänge das verwitterte Gemäuer des mächtigen Thurms umgeben, zeugen von dem hohen Alter dieser Baudenkmäler, deren Bedeutung und Ursprung wir vergeblich zu entziffern suchen und die vielleicht nicht einmal ein Chinese kennt. Die einen sehen in ihnen die Verewigung großer geschichtlicher Thatsachen, die andern verknüpfen damit die Einführung der Buddhareligion in China. Sie sollen ursprünglich als Thürme von Tempeln erbaut sein, und auch jetzt trifft man bei vielen

buddhaistische Klöster und Tempel an. Der Umstand, daß fast alle sieben Stockwerke haben, wird mit den sieben Verwandlungen Buddha's, die nach chinesischen Begriffen bis jetzt stattgefunden haben, in Verbindung gebracht, während die neunstöckigen, deren es in Nanking, Peking und Kanton gibt, als eine mystische Anspielung auf die neun Incarnationen Wischnu's gelten, als welcher Buddha in Indien betrachtet wird. Sei dem wie ihm wolle, immerhin bleiben diese Bauwerke, die sich oft über 200 Fuß in cylindrischer Form mit konischer Spitze erheben, merkwürdige Reliquien der alten Zeit, und es ist unverzeihlich von der jetzigen Dynastie, daß sie seit ihrer Thronbesteigung nichts gethan hat, um diese Denkmäler, die von den chinesischen Herrschern mit besonderer Pietät in Stand gehalten wurden, vor dem Verfalle zu schützen. Allmählich beginnen sie den Einflüssen der Zeit zu unterliegen. Stein für Stein bröckelt ab, der Regen dringt in die Spalten, manche kann man ohne Lebensgefahr nicht ersteigen. Nach einem Jahrhundert werden nur noch wüste Steinhaufen die Stellen anzeigen, wo diese mächtigen Säulen viele Jahrtausende den Stürmen der Zeit Trotz boten. Man steigt im Innern der Pagode zu ihrer Spitze hinauf. Die einzelnen Stockwerke sind durch Treppen verbunden; jedoch muß man merkwürdigerweise jedesmal auf die Galerien hinaustreten und einen Halbkreis um die Pagode beschreiben, ehe man durch eine Art Thür in der Mauer zu der nächsten Treppe und auf ihr zum folgenden Stockwerk gelangt.

Die zweite Pagode steht in der Nähe von Whampoa, einer Fischerstadt, die jedoch für die Europäer insofern von Bedeutung ist, als sich hier der eigentliche Hafen von Kanton, wenigstens für europäische Schiffe befindet. Theilweise bietet von hier bis Kanton die Schiffahrt wegen der vielen Wendungen des Stroms und seiner reißenden Schnelligkeit große Schwierigkeiten, theils auch haben die bedeutend geringern Ha-

fenabgaben die Handelsschiffe bewogen, hier zu ankern und sich mit Booten ihre Ladung von Kanton herunterkommen zu lassen. Whampoa bildet ein sonderbares Gemisch von europäischer und zugleich echt chinesischer Stadt. Ein unordentliches, willkürlich nebeneinander gesetztes Conglomerat von elenden Hütten erhebt sich auf Pfählen aus dem Flusse und macht bei der Ebbe den Eindruck, als ob es auf Stelzen im Sumpfe watete. Diese Hütten sind oft so klein wie Käfige, und man bekommt hier zuerst einen Begriff von der Anspruchslosigkeit der Chinesen und ihrer ökonomischen Raumbenutzung, wenn man sieht, daß in einem Vogelbauer von kaum 200 Kubikfuß Gehalt Familien von acht bis zehn Personen wohnen. Mitten dazwischen ragen hohe eiserne oder gemauerte Schornsteine in die Lüfte empor, aus denen dichte schwarze Rauchwolken hervorsteigen, während das ächzende Pulsiren eines kleinen Rohrs daneben in regelmäßigen Absätzen weißen Wasserdampf ausstößt und das Arbeiten einer europäischen Dampfmaschine verkündet. Sie pumpt das Wasser aus einem Trockendock, in das soeben ein reparaturbedürftiges Schiff eingelaufen. An diese Docks, deren sich drei in Whampoa befinden, reihen sich die luftigen und leicht zusammengeschlagenen Godowns oder Waarenlager speculativer Kaufleute, die durch die Bedürfnisse der Schiffahrt ein Vermögen erwerben. Fast auf Meilen liest man die gigantischen Buchstaben ihrer Schilder. Wie nirgends in der Welt, fehlt auch hier nicht der Deutsche, und der Name Müller erweckt neben einem Lächeln zugleich den Gedanken an die Heimat. Auch die Chinesen scheinen den Nutzen von Schildern begriffen zu haben und verkünden in englischer Sprache, daß hier Tschai Tscheong, genannt „der lahme Jack“, als most excellent tailor for gentlemen sein Atelier aufgeschlagen, und dort Ahoy, genannt „Sechsfinger“, bereit ist, alle fremden Silbermünzen on the most profitable terms, was natürlich nur auf ihn selbst

Bezug hat, gegen chinesisches Scheng oder Kupfergeld einzuwechseln, welches so schlecht ist, daß selbst die Chinesen verschmähen, es zu fälschen.

Die Umgebung des Städtchens ist reizend. Nördlich von ihm erhebt sich ein sanft ansteigender Hügel, der als Begräbnißplatz dient und den Eindruck eines freundlichen Gartens macht. Mit der bekannten Pietät der Chinesen für ihre Verstorbenen ist jeder Grabhügel sorgfältig im Stande gehalten und mit Bäumen und Blumen geschmückt. Damit das in der Regenzeit herabströmende Wasser die Gräber nicht beschädige, ist der ganze Abhang des Hügels terrassirt und durch Rinnen für den Abfluß gesorgt. Auf den andern Seiten rahmen Reis- und Gemüsefelder das Städtchen ein, und auf den Kanälen, die hinter ihm in reichlicher Zahl das Land wie ein Netz durchweben, schwimmen Hunderte von Dschonken, deren breite dunkle Mattensegel angenehm mit dem umgebenden Grün contrastiren.

Wir erreichten Kanton gegen Abend, nachdem wir die Tour von 25 Meilen diesmal in acht Stunden zurückgelegt hatten. Ich hatte mir ein anderes Bild von der Stadt gemacht, die in Europa einen so hohen Grad von Berühmtheit erworben, welche die zweite Stadt des weiten chinesischen Reiches ist und über eine Million Einwohner zählt. Erst als wir ganz nahe kamen, konnten wir überhaupt von der Stadt etwas erblicken, und dies war jedenfalls unsern Erwartungen nicht entsprechend. Allerdings entwickelte sich vor unsern Blicken allmählich ein unendliches Häusermeer, allein seine Gleichmäßigkeit schließt alle Schönheit aus. Der südwestliche Theil bot nur einen Haufen von Ruinen und Trümmern; seit dem letzten Bombardement der Alliirten, das diesen Theil der Stadt in Asche legte, ist nichts für seine Wiederherstellung geschehen. Seine Bewohner, man sagt eine Viertelmillion, sind in entfernte Provinzen ausgewandert,

und die geschwärzten Mauerpfeiler der niedergebrannten oder niedergeschossenen Häuser stechen in ihrer lautlosen Ruhe und düstern Einsamkeit merkwürdig gegen das rege Gewimmel und laute Treiben der dichtgedrängten Menschenmassen ab, die auf den Flüssen und Kanälen, auf den Wegen und Feldern umher wie ein Bienenschwarm durcheinander wogen.

Der übrige Theil der Stadt ist eine fast ununterbrochene Fläche von grauen Dächern in gleicher Höhe. Nur drei Pagoden erheben sich als einzige hohe Punkte aus dem ermüdenden Niveau, und im Nordosten findet das wandernde Auge einen Ruhepunkt an der „Weißen Wolke", welche Kanton an dieser Seite begrenzt und bis 1200 Fuß aus der endlosen Ebene als Höhenzug emporsteigt.

Die berühmten europäischen Factoreien sind nicht mehr. Auch sie wurden beim Bombardement niedergebrannt, und die ausländischen Consulatsflaggen wehen seitdem auf bescheidenen Gebäuden, die sich am rechten Ufer des Flusses unmittelbar am Wasser und Kanton gegenüber auf der Insel Honan erheben, welche zwei Arme des Perlflusses bilden. Ursprünglich zu Waarenlagern bestimmt, sind sie provisorisch in Wohnungen der Europäer verwandelt, aber so beschränkt, daß diese nicht einmal ihre Familien bei sich haben können.

Das Dampfschiff ankerte in der Nähe dieser Gebäude unweit der kleinen Felseninsel, die unter dem Namen French Folly in allen englisch-chinesischen Kriegen eine Rolle gespielt hat. Folly, sei hier bemerkt, ist nicht das englische Wort für Thorheit, wie es öfters übersetzt ist, sondern die chinesische Corruption des Wortes Fort, Festung. Die Werke sind jedoch jetzt rasirt, und die kleine Insel liegt unbenutzt und unbewohnt da.

Unsere Ankunft gab den Impuls zu einer ebenso originellen als belebten und interessanten Scene. Hunderte der kleinen Fährboote, von denen die Flüsse Chinas, namentlich der

Tschukiang bei Kanton, wimmeln, und die von ihrer eiförmigen Gestalt den Namen Tankea oder Eierhäuschen führen, flogen mit Windeseile von allen Seiten auf das Schiff zu, sobald der Anker gefallen war. Jeden Augenblick erwartete man, das eine oder andere überfahren oder zerschmettert zu sehen, aber mit wunderbarer Gewandtheit wußten die rudernden Frauen jeden Anstoß zu vermeiden und mit ihren langen Rudern den Booten jede gewünschte Richtung zu geben, ohne deshalb ihr Ziel, die Treppe des Dampfschiffs, außer Augen zu lassen, und schon auf dreißig, vierzig Schritt den Reisenden ihr Fahrzeug zur Passage anzubieten. Ich habe selten eine so schnelle Expedition von Reisenden gesehen. In Zeit von fünf Minuten waren sämmtliche Passagiere, etwa 50 an der Zahl, mit ihrer Bagage ausgeschifft. Die beladenen Boote wanden sich wie die Schlangen durch die Scharen der übrigen, und auch wir sahen uns, ehe wir es dachten, bei den Factoreien ausgesetzt, wo unsere deutschen Freunde unserer harrten.

In Kanton gibt es keine Gasthäuser; man ist lediglich auf die Gastfreundschaft der dort wohnenden Europäer angewiesen, und diese wurde uns bei den dortigen deutschen Kaufleuten auf die herzlichste Weise zu Theil. Aber nicht nur eine ungemeine Gastfreundschaft erwiesen uns unsere Landsleute, sondern sie führten uns auch mit der unermüdlichsten Aufopferung ganze Tage lang in der Stadt umher, zeigten uns alles nur irgend Interessante und theilten uns ihre langjährigen Erfahrungen in der Capitale des Südens über den Charakter der Bewohner und deren Eigenthümlichkeiten mit. Auf diese Weise sahen wir von Kanton sehr viel, wahrscheinlich mehr als die meisten Reisenden, und faßten manches auch mit einem andern und bessern Verständniß auf, indem unser liebenswürdiger Begleiter, Herr Menke, uns stets bereitwillig Aufschlüsse gab.

Kanton ist eine der ältesten Städte im südlichen China

und hat seit seiner Erbauung ebenso wie das ganze chinesische Reich die wechselvollsten Schicksale erlebt. Seine Gründung sowie seine ursprüngliche Lage und Benennung reichen bis in die mythologische Zeit der chinesischen Geschichte und sind deshalb schwer zu bestimmen. Jedoch dürfte es nicht ohne Interesse sein, einen kurzen Abriß der Geschichte der Stadt zu vernehmen, wie sie die chinesische Chronik, die wenigstens seit den letzten 2000 Jahren auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen darf, erzählt.

Um das Jahr 2150 vor Christo lebte der berühmte König Yai, der noch jetzt wegen seiner Weisheit und großen Herrschertugenden in China als das Muster aller Könige gilt. Er war der vorletzte König der zweiten Dynastie, welche den Thron Chinas innehatte und unter dem Namen der „fünf Fürsten" in den Annalen verzeichnet steht. Dem Anschein nach hat er den bis dahin in Barbarei versunkenen Süden Chinas mit den Segnungen der Civilisation bekannt gemacht und ihn mit dem Norden vereinigt. Er befahl einem seiner Minister, sich nach Nangkeai, das damals die Stelle von Kanton einnahm, zu begeben und dies so wie das umliegende Land zu regieren. Fast tausend Jahre lang wird dann der südlichen Staaten in der Geschichte kaum erwähnt. Erst 1123 v. Chr., unter der vierten, der Schang-Dynastie, welcher die Heas vorangegangen waren, treten sie wieder in den Vordergrund und werden als tributäre Staaten des Kaisers von China aufgeführt. China bestand damals aus einer Reihe kleinerer Vasallenreiche, die oft miteinander Krieg führten, dem Kaiser viel Sorge machten, und namentlich war es der Süden, der am wenigsten geneigt schien, seine Oberherrschaft anzuerkennen, bis endlich im Jahre 630 v. Chr., unter der fünften, der Tschan-Dynastie, der Süden gänzlich unterjocht und mit dem Norden zu Einem Reiche verschmolzen wurde. Einen interessanten Einblick in die Culturgeschichte jener Zeit

gewährt die Natur des Tributs, den nach der Chronik die Provinz Kanton und andere südliche Staaten lieferten. „Einige brachten Krabben und Frösche", heißt es in den Annalen, „andere Schlangen und Heuschrecken." Ich weiß nicht, ob noch jetzt Heuschrecken in China gegessen werden; jedenfalls sind aber die drei andern Thierarten sehr beliebt. Frösche fehlen auf keiner gutbesetzten Tafel. Krabben bilden nebst Fischen einen Hauptnahrungszweig der untern Klassen, und Schlangenfleisch liebt der Chinese sehr. Wie alle andern Verhältnisse scheint daher auch die Geschmacksrichtung in China seit Jahrtausenden stationär geblieben zu sein.

Das jetzige Kanton soll nach den chinesischen Geschichtsforschern unter Nanwang, einem der letzten Kaiser der Tschau-Dynastie, der 150 Jahre v. Chr. regierte, gegründet sein und ursprünglich den Namen Nan-wo-tsching, die kriegerische Stadt des Südens, geführt haben, obwol sie nur von einer aus Bambus nnd Morast aufgeführten Mauer umgeben war. Anfänglich klein, scheint sie allmählich erweitert und mehr als einmal nach verschiedenen Punkten verlegt worden zu sein. Ebenso hat die Stadt wie China selbst zu verschiedenen Zeiten verschiedene Namen gehabt, die ihr theils nach ihrer Lage, theils infolge anderer Anlässe beigelegt wurden. Einer der ersten Namen, unter denen Kanton auch jetzt noch öfter in Büchern erscheint, ist Yangtsching, „die Stadt der Ziegenböcke". Der Sage nach erschienen einst fünf Genien in der Stadt. Sie kamen aus Indien auf Ziegenböcken geritten, welche alle verschieden gefärbt waren, und ebenso trugen sie Gewänder von ungleichen Farben. Jeder der Böcke hielt einen Büschel Kornähren im Maule und bot sie dem Volke dar, während die Genien folgende Worte sprachen: „Mögen Hungersnoth und Mangel nie eure Märkte heimsuchen." Darauf verschwanden sie spurlos, und die fünf Ziegenböcke verwandelten sich in Steine. Nach diesem Ereignisse wurde die

Stadt auch gleichzeitig „Stadt der Genien" genannt und einer ihrer Tempel heißt noch jetzt „Tempel der fünf Genien". Letztere sind in ihm abgebildet, und zu ihren Füßen liegen die in Stein verwandelten Böcke, die jedoch als solche schwer zu kennen sind.

Im Jahre 250 v. Chr. unter Thin-tsche-wang muß der Süden arg revoltirt haben. Der Kaiser schickte nicht weniger als 500,000 Mann, um ihn zu unterjochen. Der Kampf dauerte drei volle Jahre; schließlich wurden jedoch die Kaiserlichen vollständig aufgerieben, und die Aufrührer unterwarfen sich erst 201 v. Chr. dem Gründer der Han-Dynastie. Seit dieser Zeit scheint „die kriegerische Stadt des Südens" sich mehr den Künsten und Beschäftigungen des Friedens zugewendet und in der Industrie große Fortschritte gemacht zu haben. Unter Tinkin, dem „kriegerischen Monarchen", im Jahre 540 n. Chr., schickte die Stadt ein Stück sehr feines Tuch als Tribut dem Kaiser. Dieser war jedoch mit der luxuriösen Feinheit des Stoffes so unzufrieden, daß er es zurückwies und die Verfertigung so kostbarer Stoffe in Zukunft verbot. Um diese Zeit herrschte schon ein reger Verkehr zwischen Kanton und den verschiedenen Völkerschaften Indiens, aber erst unter der Tang-Dynastie im Jahre 700 n. Chr. wurde in der Stadt ein regelmäßiger Markt für ausländischen Handel eröffnet und ein kaiserlicher Commissar ernannt, um statt des bisherigen Tributs fixirte Abgaben zu erheben. Von dieser Zeit datirt die gegenwärtige Bedeutung der Stadt, die jetzt rasch aufblühte. Nach dem Falle der Tang im Jahre 906 n. Chr. wurde sie wieder die Hauptstadt eines eigenen Königreichs, das dem Kaiser Tribut entrichtete, der aus Gold, Silber, Elfenbein und andern Kostbarkeiten im Betrage von 10 Millionen Thalern bestand. Zugleich jedoch scheint Kanton unter dem Drucke der grausamsten Despoten gestanden zu haben; seine Könige ließen die Verbrecher „kochen,

schinden, auf Lanzen werfen und mit Tigern und Elefanten kämpfen".

Der Nothschrei des Volkes über diese Greuelthaten bewog den Gründer der Sung-Dynastie, 964 das Königreich Kanton wieder zu erobern und durch den Sturz seiner Herrscher das gequälte Volk zu befreien. Letzteres muß damals noch ziemlich in geistige Barbarei versunken gewesen sein, da Sung und seine Nachfolger die Hexerei abschafften, die Zauberei verboten, die für die Ausübung abergläubischer Riten erbauten Tempel niederrissen, dem Volke untersagten „den bösen Geistern Menschen zu opfern", und Apotheken errichten ließen, um den Epidemien zu steuern, welche im Lande grassirten. Im Jahre 1067 wurde Kanton, das um diese Zeit zuerst unter seinem jetzigen Namen Kwangtung erscheint, mit einer Mauer von einer halben Meile Länge umgeben, die man zum Schutz gegen die Einfälle der Cochinchinesen, welche die Stadt häufig geplündert hatten, erbaute.

Die Gründer der Yuen-Dynastie überzogen 1279 den Süden Chinas mit Krieg und wütheten dort wie Bluthunde. Die Chroniken erzählen, daß sie Städte und Dörfer verwüsteten und so viel Menschen erschlugen, daß „das Blut in rauschenden Strömen floß". Aller fremde Handel in Kanton wurde unterbrochen und erholte sich erst um das Jahr 1300, als auch die Häfen der Provinzen Tschekiang und Fukien ihm geöffnet wurden.

Der erste Pionnier des europäischen Handels mit China scheint Fernao Perez de Andrad, ein Portugiese, gewesen zu sein, der das Cap der guten Hoffnung umsegelte und Kanton im Jahre 1517, während der friedlichen und glücklichen Zeit der Ming-Dynastie, erreichte. Ihm folgten bald spanische, englische und holländische Abenteurer, und die Häfen von Kanton, Macao und Tingi in der Provinz Kwangtung, Ningpo und Tschusan in der Provinz Tschekiang und Amoy in Fukien

wurden jetzt große Märkte für den europäischen Verkehr, obwol Kanton stets der wichtigste Stapelplatz blieb. Bis zur Eroberung Chinas durch die Tataren, die in den Jahren 1646 und 1647 vollendet wurde, erfreute sich der Süden einer glücklichen Ruhe. Ein Patriot, Yunglai, erhob aber damals das Banner der Rebellion für die gestürzte Ming-Dynastie und wählte Kanton zum Hauptquartier. Eine von Peking gegen ihn ausgesandte und hauptsächlich aus Tataren bestehende Armee unterwarf bald die Provinzen Fukien, Kwangsi und Kwangtung, wurde aber in ihrem Siegeslauf durch Kanton aufgehalten, das ihm muthig Trotz bot. Elf Monate lang machten die Tataren die wüthendsten Angriffe, sahen sich jedoch ebenso oft auf das blutigste zurückgeschlagen, und hätten unzweifelhaft unverrichteter Sache zurückkehren müssen, wenn ihnen nicht durch Verrath die Thore geöffnet und die unglückliche Stadt in ihre Hände gegeben worden wäre. Ein Jesuit, Martin Martinio, der sich zu jener Zeit im Süden Chinas aufhielt, beschreibt in Uebereinstimmung mit den chinesischen Chronisten die bei dem Falle der Stadt verübten Greuel als etwas über alle Begriffe Furchtbares. Am 24. November 1650 wurde die Stadt übergeben, und am folgenden Tage begannen die durch den muthigen und langen Widerstand erbitterten Tataren die Plünderung. Dieselbe dauerte fast vierzehn Tage lang bis zum 5. December. Weder Alter noch Geschlecht wurde geschont, sondern alles ohne Gnade gemordet; nur einige Künstler und Handwerker wurden gespart, um die nothwendigen Industriezweige fortzupflanzen, sowie eine Anzahl starker Männer, um die gemachte Beute fortzuschleppen. Während der ganzen Zeit hörte man nichts als das brüllende Geschrei der wilden Sieger, die sich mit den Worten: „Tödtet, tödtet diese barbarischen Rebellen!“ zu weiterm Schlachten anfeuerten. Am 6. December endlich kam die Ordre, mit der Plünderung aufzuhören, nachdem

während der Belagerung und nach der Eroberung 700,000 Menschen umgekommen waren.

Nachdem die Tataren ihr Todeswerk vollendet hatten, schlugen sie ihre Quartiere in der alten Stadt auf, wo sie noch bis auf den heutigen Tag wohnen, während Civilbeamte und unter ihnen auch der Verräther Fan-tsching-gan in der neuen Stadt ernannt wurden.

Von diesem schweren Schlage erholte sich Kanton nur langsam, und es dauerte volle fünfzig Jahre, bis es aus seinen Ruinen auferstand. Dann aber wuchs es schnell empor und wurde bald der Mittelpunkt der Industrie, des Handels und Reichthums, den selbst nicht die Land- und Seeräuberbanden, welche seit den ältesten Zeiten ihr Wesen in China treiben und nie haben unterdrückt werden können, zu beeinträchtigen vermochten.

Ebenso haben die englischen Kriege nur vorübergehend hemmend auf die Entwickelung der Stadt eingewirkt, und ihre andauernde Occupation von seiten der Westmächte hat durch die herbeigeführte größere Sicherheit des Eigenthums eher dazu beigetragen, den Wohlstand zu heben, als ihm zu schaden, wenngleich die Bevölkerung durch Auswanderung in Masse seit dem letzten Bombardement beträchtlich abgenommen hat. Von jetzt ab wird jedoch Kanton wahrscheinlich von seiner bisherigen Bedeutung verlieren. Es verdankte dieselbe zum großen Theil dem Umstande, daß die hauptsächlichsten Exportartikel des Landes, Thee und Seide, ihren Weg aus den nördlichen Provinzen, die sie hervorbringen, nach Kanton nahmen. Schon im Jahr 705 v. Chr. ließ der Kaiser Tschan-kin-ling, um die Stadt zu heben, jenen berühmten Paß durch das Meilinggebirge brechen, der in Verbindung mit einem Kanalsystem die einzige große Verkehrstraße zwischen Norden und Süden bildet, und deren Ausgangspunkt Kanton ist. Die Eröffnung der nördlichen Häfen Swata-u, Fu-tscha-u, Ningpo

und Schang-hae thaten dem Süden wol etwas Abbruch, allein empfindlichen Nachtheil wird Kanton erst jetzt durch die Eröffnung des Jang-tse-kiang erleiden, der die nördlichsten Provinzen durchströmt, eine Strecke von dreihundert Meilen schiffbar ist und für die Producte des Innern eine viel bequemere und billigere Straße als jener Landweg durch den Meilingpaß bietet.

Kanton besteht aus drei Theilen, der alten, der neuen und der Wasserstadt, die sowol in ihrer äußern als innern Erscheinung so verschieden sind, daß alle drei eine specielle Berücksichtigung verdienen.

Ein charakteristischer Zug aller größern Städte in China sind die hohen sie umgebenden Mauern, die, meistens ein und derselben Zeitperiode angehörend, fast ganz gleiche Größenverhältnisse haben und theilweise zum Schutze gegen die Einfälle der Tataren, theils gegen die Angriffe der chinesischen Nachbarstaaten erbaut wurden.

Die Höhe dieser Mauern, wie ich sie in Kanton, Schang-hae und Tientsin gesehen, und wie sie nach der Beschreibung auch Nanking und Peking besitzen, beträgt 25—30 Fuß. Sie bestehen inwendig aus festgestampfter Erde und sind äußerlich mit blauen Ziegelsteinen verkleidet. An der Basis circa 20 Fuß breit, steigen sie an der Außenseite perpendikulär, innen aber schräg auf und verjüngen sich bis zu einer Kronenbreite von 10—12 Fuß. Eine Crenelirung ziert regelmäßig die Krone, jedoch können weder deren Oeffnungen als Schießscharten für Geschütze dienen, noch habe ich je eins derselben auf dem Parapet gesehen. Ebenso wenig können die Mauern einer Kanonade widerstehen; ihre Höhe, Gewicht und perpendikuläre Außenseite würden das Breschеschießen sehr erleichtern. Bei den verschiedenen Thoren ist die Mauer durch einen halbkreisförmigen Vorsprung, eine Art Bastion, verdoppelt, dessen Eingänge seitwärts auf das innere Thor stoßen, und

in dem sich Thürme von mehreren Stockwerken zur Aufnahme von Soldaten befinden, während ähnliche Bastionen in Zwischenräumen von 150 — 200 Fuß die Courtinen ihrer ganzen Länge nach flankiren. Die berühmte Chinesische Mauer, dies mächtige Bauwerk, das sich vom Golf von Petschili in ununterbrochener Linie über 400 geographische Meilen weit bis zur westlichen Tatarei erstreckt, ist nach denselben Principien construirt. Da ich jedoch später darauf zurückkommen werde, erwähne ich sie hier nur beiläufig.

Die Kanton umgebende Mauer schließt sowol die alte als die neue Stadt ein, die jedoch beide wieder durch eine zweite Mauer voneinander getrennt werden. Der Flächenraum der Stadt ist im Vergleich zu der Einwohnerzahl nicht bedeutend; der ganze Umfang kann nicht 1½ Meile übersteigen, wenigstens sind wir mit mäßig schnellen Schritten in 2½ Stunden um die ganze Stadt gewandert. Zwölf Thore, von denen einige sehr sonderbare Namen, wie Thor der ewigen Reinheit oder der ewigen Glückseligkeit, haben, führen von außen in die Stadt, und vier andere vermitteln die Communication zwischen ihren beiden Haupttheilen. Bei Nacht sind sämmtliche Thore geschlossen und nur mit specieller Erlaubniß eines hohen Beamten zu passiren, obwol ein paar Kupfermünzen in den Augen der Wächter denselben Werth haben als jene Erlaubniß. Bei unserer Anwesenheit waren jedoch die Thore von Engländern und Franzosen besetzt und während der Nacht für jeden Chinesen ohne Ausnahme geschlossen.

Die Zahl der Straßen in Kanton ist sehr groß, nicht geringer als 600, die, ohne bestimmten Plan angelegt, kreuz und quer durcheinander laufen, meistens kurz, krumm und schmuzig sind. Die beiden letzten Prädicate gelten überhaupt von allen chinesischen Straßen, selten trifft man sie breiter als 10 Fuß. In der Mitte sind regelmäßig einen Fuß breite Fliesen der Länge nach gelegt, der übrige Theil jedoch unge-

pflastert. Da es weder Gossen noch sonstige Abzugskanäle gibt, auch die so eng zusammen stehenden und oben nach vorn überbauten Häuser den Sonnenstrahlen fast allen Zugang verschließen, so kann man sich denken, daß bei dem Verkehr einer halb auf den Straßen lebenden Bevölkerung von über eine Million, die selbst bekanntlich nicht sehr für Reinlichkeit eingenommen ist, ein Gang durch Kanton wasserdichte hohe Stiefeln beansprucht, um den überall herrschenden Schmuz zu überwinden. Namentlich ist die alte oder Tatarenstadt in dieser Beziehung das Nonplusultra asiatischer Unreinlichkeit, die um so greller in die Augen fällt, weil die baufälligen schmuzigen Häuser ebenso abstoßend erscheinen, während in der neuen Stadt doch wenigstens die Tausende von chinesischen Läden mit ihren oft kostbaren Stoffen und geschmackvoll zur Schau gestellten Verkaufsgegenständen den Blick fesseln.

Außer den Straßen durchziehen noch eine Menge größerer und kleinerer Kanäle die Stadt, welche den Transport der schweren Güter vermitteln, da in Südchina kein Fuhrwerk existirt und alles, was nicht von Menschen getragen werden kann, zu Wasser fortgeschafft werden muß.

Nirgends documentirt sich die in China alle Verhältnisse des socialen Lebens beherrschende Gleichmäßigkeit auffallender als in der Bauart, Form und Größe der Gebäude. Auf dem Lande sind die Häuser fast ohne Ausnahme, in den Städten der bei weitem größte Theil einstöckig, nie aber mehr als zweistöckig. Unser europäisches Bauen in die Höhe ist den Chinesen so unerklärlich, daß der Kaiser zu dem englischen Gesandten Macartney äußerte, es könne doch wol nur die große Beschränkung des Landes Ursache sein, daß die Europäer ihre Wohnungen so nahe an die Wolken thürmten.

Ein Baustil nach unsern gewohnten Anschauungen tritt an den Häusern nicht hervor; wenigstens haben wir nichts, mit dem

sich die Bauart vergleichen ließe. Der überall sich geltend machende Grundzug ist die Zeltform, die sich bei allen Gebäuden in der concaven Form des Daches, der Zierlichkeit der Pfeiler, sowie in der Leichtigkeit des Materials deutlich ausspricht. Oeffentliche und Privatgebäude, der Palast des Kaisers und die Hütten des hungernden Kuli, die Tempel und die Pavillons in den Gärten der Wohlhabenden — alles zeigt diesen Charakter, der, ohne Anspruch auf Schönheit oder Regelmäßigkeit machen zu können, dennoch durch seine Zierlichkeit das Auge angenehm berührt. Es ist nicht zu verkennen, daß die nomadisirenden Völkerschaften, welche zuerst in China sich feste Wohnsitze gründeten, in diesen das gewohnte Zelt nachahmten, und wenn auch im Laufe der Jahrtausende das Innere sich allmählich veränderte, ward doch die äußere Form fast gar nicht modificirt. Sie ist so alt wie die Geschichte des Reichs, durch vieltausendjährige Ueberlieferungen geheiligt, und eine Abweichung von ihr erscheint dem Chinesen eine Profanation. Der Grundplan der chinesischen Häuser im allgemeinen zeigt eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem der maurischen Gebäude. Eine Mauer ohne andere als Thüröffnungen schließt das Haus von der Straße ab, wenn dasselbe nicht ein Kaufladen ist, während alle Fenster nach dem Hofe münden. Durch den Haupteingang gelangt man zunächst in das größte Zimmer, das sowol zum Empfange von Gästen als zum Speisen dient. An dieses schließen sich die übrigen Räumlichkeiten, die von dem Hauptzimmer gewöhnlich durch Wände von oft kostbarem Schnitzwerk getrennt sind, und deren Eingänge durch Portièren von Seide oder Baumwolle, je nach der Lebenslage des Besitzers, geschlossen werden.

Das Ansehen und die Großartigkeit der Wohnungen richtet sich nach dem größern oder kleinern Flächenraum, den sie bedecken, sowie nach Größe und Zahl der innern Höfe und der sie umgebenden Baulichkeiten, die jedoch von außen

nicht gesehen werden können, da die Mauer sie gegen die Straße hin abschließt. Gewöhnlich bildet das Ganze ein Parallelogramm, und die Mauer stützt die Firste eines Daches, dessen untere Fläche auf einer innern mit jener parallel laufenden Mauer ruht und eine Reihe von Wohnlichkeiten für das Gesinde abgibt. Man betritt das Innere einer chinesischen Privatwohnung durch eine ziemlich enge Pforte, die sogar gewöhnlich in einer unscheinbaren Seitenstraße mündet und durchaus nicht auf die Pracht des Innern schließen läßt. In der Mitte der verschiedenen Höfe erheben sich die eigentlichen Wohngebäude, zunächst das oder die für die männlichen Insassen bestimmten, sodann das für die Frauen, und hinter diesem folgt gewöhnlich ein Garten mit Parkanlagen, Teichen und Pavillons. Wo irgendwie an den Thüren, auf den Dächern oder Fenstern sich hat Schnitzwerk anbringen lassen, ist es gewiß geschehen, und es fällt dieses dem Fremden ebensowol durch die Feinheit und Schönheit seiner Ausführung als durch die Bizarrerie des darin vorwaltenden Geschmacks auf. Der Drache, das Sinnbild alles Glücks und alles Guten in China, fehlt fast nie. In allen möglichen Größen und aus dem verschiedenartigsten Material gefertigt, schlingt er sich in den Verzierungen mit geöffnetem Rachen, um die Dämonen zu verscheuchen, die in dem Gehirn der abergläubischen Bevölkerung spuken und auf jede Weise in das Haus zu dringen suchen.

Der sonderbare und von dem unsern gänzlich abweichende Geschmack der Chinesen in Form und Einrichtung ihrer Umgebung äußert sich überall in ihren Wohnungen. Gerade und gleichmäßige Linien, wie sie unserm Auge behagen, scheinen sie möglichst zu vermeiden. Fast alle Thüren in der Welt, mögen sie zum Palaste des Fürsten oder in die Baumrindenhütte des Negers führen, sind regelmäßige rechtwinkelige Oeffnungen, nur in China nicht. Wandert man im Innern einer

chinesischen Wohnung umher, so tritt man bald durch eine kreisrunde, bald durch eine ovale oder elliptische Thür, oder sie hat die Form eines Blattes oder einer Vase, nie sieht man aber zwei gleiche. Dasselbe gilt von ihrem Mobiliar. Tische, Stühle, Bänke, Sofas, Bettstellen — alles ist verschieden und in ihren Formen herrscht eine vollständige Confusion. Sie sind nicht gleich hoch, nicht gleich breit, die Tische haben bald einen, bald drei, vier- und sechs Füße, die Stühle haben theils Lehnen, theils nicht, die Sitze sind entweder Holz, Bambusgeflecht, Marmor oder andere Steinplatten, bald rund, bald länglich, vier- oder sechseckig. Nur Eine Eigenschaft haben alle Möbel miteinander gemein, sie sind massiv, für die Ewigkeit berechnet und plump. Was uns mit ihnen aussöhnt, ist die kostbare Schnitzerei an ihren Lehnen und Füßen, und diesem Vorzuge haben sie es zu danken, daß die erträglich façonnirten Stücke nach Europa ausgeführt und hochgeschätzt werden. Der Reichthum und die Pracht dieser Schnitzereien ist oft wirklich wunderbar, und ich habe ein zum Versenden fertiges Mobiliar gesehen, das ein in Hongkong ansässiger Deutscher nach seiner Heimat schickte, dessengleichen man bei uns vergebens suchen würde. Jeder der Stühle kostete beinahe 100 Thaler und eine Bettstelle 500 Thaler. Bedenkt man, daß Arbeitslohn nirgends in der Welt so niedrig ist wie in China, so wird man den Werth der Schnitzereien ermessen können.

Die Chinesen sind die einzigen Asiaten, welche von Stühlen Gebrauch machen, aber sie haben dafür desto mehr, ihre Zimmer sind damit vollständig überladen, und ebenso ist man in ihren Gärten nie um Sitze verlegen, die dann gewöhnlich der Kühle und Leichtigkeit wegen aus Porzellan gefertigt sind und die Gestalt von hohlen Cylindern mit nach innen gebogenen Seitenflächen haben. Oft sind es jedoch auch hölzerne Sessel mit Steinplatten, die aber nicht behauen

sind, sondern nur eine gerade Fläche haben. Diese wird nach oben gekehrt und das Gestell der Form des Steins angepaßt. Kühl sitzt man auf solchen Steinen, aber auf die Dauer würden wir selbst im heißen Klima ein weicheres Material vorziehen. Die Chinesen scheinen jedoch in dieser Beziehung weniger verwöhnt zu sein, da sie auch einen steten Gebrauch von Porzellankopfkissen machen. Dieselben mögen ebenfalls kühl sein, als eine wohlthuende Unterlage für den Kopf habe ich sie jedoch nicht schätzen gelernt. Bei einer Picknickpartie nach einem chinesischen Kloster in der Umgegend von Kanton bekam ich infolge eines Fieberanfalles so heftige Kopfschmerzen, daß ich gezwungen war, mich niederzulegen. Ein gutmüthiger Mönch brachte mir eine Strohmatte als Unterbette und ein solches Porzellankopfkissen. Obschon es mir bei der höhern Lage des Kopfes Erleichterung gewährte, begann nach zehn Minuten mein Hals so zu schmerzen, daß ich das Kissen wieder entfernen mußte.

Die Gärten repräsentiren ein ebenso unregelmäßiges Gewirr von Bizarrerien wie das Mobiliar, denn die auch in Europa bekannte und nachgeahmte Verzwergung der Bäume, die hier ganz allgemein ist, rechne ich ebenfalls dazu. Jedenfalls kann ich nichts Schönes darin finden. Es ist keine Nachahmung, sondern eine Verkrüppelung der Natur, gerade so wie die sogenannten kleinen Füße der Frauen, die jedem andern als dem chinesischen Auge als Klumpfüße erscheinen und Ekel erregen. Den Zwergbäumen sieht man es immer an, daß sie Krüppel sind, und schon darum kann ein gebildeter Geschmack sie nicht schön finden.

Die Gärten enthalten auch manches wirklich Schöne. Die Chinesen sind große Liebhaber von künstlichen Felspartien, die man in allen Gärten und, wo diese fehlen, fast auf jedem Hofe einer anständigen Wohnung findet. Bisweilen gelingt ihnen hierbei die Nachahmung der Natur sehr gut, namentlich

wenn sie sich dabei in kleinen Dimensionen halten. Ich habe in Kanton einzelne solcher Anlagen gesehen, die wirklich reizend waren. Man konnte sich bei ihrem Anblicke in eine wildromantische Gegend versetzt fühlen. Dort stürzte sich durch die zackigen Klippen einer Felswand ein Gießbach hernieder, dessen Wasser eine verborgene Fontaine in die Höhe trieb; hier bekleideten feinblätterige Schlinggewächse mit einem dichten Teppich künstliche Grotten, während knorrige Zwergeichen jenen Felsgrat zierten. Es lag etwas Bezauberndes in dieser Umgebung, die noch erhöhten Reiz durch einen großen dahinterliegenden Teich erhielt, auf dessen Spiegelfläche die kreisförmigen Blätter der heilig gehaltenen Lotospflanze schwammen, deren gigantische, roth oder gelb gefleckte Tulpenblüten träumerisch sich über das Wasser neigten, während Tausende der prachtvollen chinesischen Gold- und Silberfischchen, mit Flossen und Schwanz so lang wie der Körper selbst, zwischen ihnen durchschlüpften und in den Sonnenstrahlen spielten.

Sobald die Chinesen jedoch die Miniaturform in diesem Genre verlassen, werden ihre Schöpfungen gezwungen, unnatürlich und häßlich. In einem der großen und öffentlichen Theegärten von Schang-hae, der damals in eine französische Kaserne verwandelt war, befindet sich eine solche künstliche Felspartie in größerm Maßstabe, auf deren Construction offenbar große Sorgfalt verwendet ist, ohne jedoch einen andern Eindruck als den eines Steinbruchs zu machen. Es mag sein, daß das fehlende Grün viel dazu beitrug, da ich im Winter dort war, allein immerhin blieb es ein wirrer Steinhaufen, dem man es ansah, wie viel Zwang erforderlich war, um ihm seine auffallenden und unschönen Formen zu geben.

Man kann sich denken, daß in dem Lande des Porzellans dies Material auch vielfältig zur Zierde der Wohnungen ge-

braucht wird, und in der That findet man nirgends so viel Vasen und Töpfe wie hier. Die Blumen in den Gärten werden nicht wie bei uns in Beeten, sondern stets in Töpfen gezogen, wodurch die Pflanzen viel von ihrem Reize verlieren. Es fehlt wieder die Natur. Topfblumen im Zimmer erfreuen das Auge; im Garten müssen sie meiner Ansicht nach frei blühen, wenn sich der Mensch an ihnen ergötzen soll. Der Chinese muß aber vor allem künsteln, er kann nichts so lassen, wie die Natur es geschaffen, und diese Künsteleien bleiben immer mittelmäßig, weil nie Kunst darin ist. Der Kunstsinn geht ihm gänzlich ab, und darin unterscheiden sich die Asiaten mit wenigen Ausnahmen von der kaukasischen Rasse. Der Chinese sowol wie der Japanese überragen den Europäer an Imitationsgabe, beide übertreffen ihn bei weitem an Feinheit und Genauigkeit der Arbeit, namentlich der Japanese; aber beiden ist Kunst fremd, und was sie aus eigener Kraft schöpfen, ist entweder Caricatur oder kleinlich und regellos. Die Lebhaftigkeit und Frische ihrer Farben ist weltberühmt, und keine Nation erreicht sie darin; ihren Gemälden aber fehlt Licht, Schatten und Perspective. Ihre Plastik beschränkt sich einzig auf Vasen und Töpfe von Porzellan und Bronze in barocken Formen; sobald sie die Bildhauerei versuchen, schaffen sie Ungeheuer. Einen Baustil besitzen sie nicht; ihre Musik ist ein lärmendes Getöse von Trommeln und kreischenden Instrumenten ohne Melodie und Harmonie. Ihr Theater ist ein Institut, von dessen künstlerischem Werth der Umstand hinlänglich Zeugniß gibt, daß die Schauspieler einer Kaste angehören, die ähnlich den indischen Parias kein Bürgerrecht besitzt, und die keine andere Beschäftigung als noch die eines Barbiers oder Lastträgers treiben darf.

Die Chinesen haben eine besondere Liebhaberei für Antiquitäten, und die Wohlhabenden besitzen oft eine ganze Sammlung echter oder nachgemachter, denn in diesem Industriezweige

sind die Söhne Han's Meister. Am werthvollsten und gesuchtesten sind die Vasen, deren Material aus einer Zusammenschmelzung von kostbaren Metallen stammt, die unter dem vierten Herrscher der Ming-Dynastie, Hoonghy, infolge eines Palastbrandes im Jahre 1440 stattfand. Ein anderer Häuserzierath sind Laternen in allen Formen und Dimensionen von transparentem Papier, Glas oder Horn. Die Behandlung des letztern Materials muß eigenthümlich sein, da ich Laternen sah, deren über 18 Zoll Durchmesser haltender Körper kugelförmig war und ohne Naht aus einem transparentem Stück Horn bestand. Diese Laternen sind gewöhnlich bemalt und zeigen in bunten Charakteren Namen und Titel ihres Besitzers.

Im Süden dienen entweder Bettstellen mit Bambusflechtwerk oder Matten als Schlafstätten; im Norden dagegen haben fast alle Zimmer eine breite gemauerte Bettstelle, die von unten geheizt wird und zugleich den Ofen vertritt, den man sonst in China ebenso wenig wie Kamine findet. Ein Kohlenbecken ist das ganze Präservativ gegen die Kälte, die oft sehr empfindlich auftritt und nur durch drei- und vierfache Pelze oder wattirte Röcke erträglich wird.

Glasfenster sind selten, und man trifft sie überhaupt nur in den Plätzen, die direct mit Europäern in Verbindung stehen. Sonst vertritt transparentes Papier, das in Korea und Japan fabrizirt wird, ihre Stelle, bisweilen jedoch in den Häusern der Reichen Seidengaze mit sehr hübschen Gold- und Silber-Stickereien und im Norden kleine dünngeschliffene Scheiben aus den Schalen der falschen Perlmuttermuschel.

9.

Die Yamuns oder Gerichtshäuser. Grausamer Charakter der Chinesen. Die Lage der Gefangenen. Die Strafe des Halskragens. Die Tempel in Kanton. Die drei Religionen in China. Aberglaube der Chinesen.

Von den öffentlichen Gebäuden Kantons und anderer chinesischer Städte verdienen die Yamuns, die Tempel und die Theater Erwähnung. Man mag hinkommen, wo man will, überall sind sie sich gleich, und überhaupt braucht man nur Eine größere Stadt gesehen zu haben, um alle zu kennen. Zwar weichen die Menschen in den verschiedenen Provinzen des weiten Reichs vielfach in Sprache und theilweise in Sitten und Gewohnheiten voneinander ab, ihre Wohnungen, Dörfer und Städte aber sind alle aus Einem Gusse.

Die Yamuns sind die Bureaux der Beamten oder Mandarinen, der Befehlenden, wie sie anfänglich von den Portugiesen, später von allen Europäern und jetzt auch schon von den Chinesen selbst genannt werden. In diesen Gebäuden, die zugleich die Privatwohnungen der Mandarinen einschließen, laufen die geheimnißvollen Fäden des Netzes zusammen, das der Kaiser über ein Volk von 360 Millionen Seelen gezogen, und an denen er seine „Kinder“ mit Hülfe „väterlicher Ermahnungen“, wie in China die verschiedenen Gesetzesstrafen, seien

es auch Folter, Hungertod oder sonstige Grausamkeiten, genannt werden, leitete, bis einige Millionen die in das Fleisch schneidenden Maschen zerrissen und ihn im Verein mit den „rothhaarigen Barbaren“ zwangen, vom „heiligen Stuhl des Drachen“ herabzusteigen und sich zur Rettung seines „himmlischen“ Lebens in seine Erblande, die Tatarei, zu flüchten.

Die Yamuns zeichnen sich vor andern chinesischen Wohnungen nur durch ihren Umfang und dadurch aus, daß ihre nach der Straße blickende Fronte einen großen und zwei kleinere Thorwege besitzt, durch die man sie betritt, und daß in dem Haupthause das Beamtenpersonal des Mandarinen logirt, während der letztere selbst mit seiner Familie in dem Gebäude des hintersten Hofes wohnt. Gewöhnlich halten, in Wasserfarben auf dem Eingangsthore gemalt, zwei riesige Tatarenkrieger mit gezückten Schwertern und zolllangen Zähnen Wache, und man erschrickt unwillkürlich, wenn man die ungeschlachten Leiber dieser Wächter mit ihren grimmigen Gesichtern plötzlich sich zur Seite sieht. Für das Volk sind diese Schreckbilder jedoch kaum nöthig. Die Yamuns mi ihren Verhörzimmern, Gefängnissen, Bambushieben und Marterwerkzeugen sind für den Chinesen ohnehin schon Schrecken genug. Wenn er es machen kann, weicht er ihnen schon von weitem aus, und wenn auch nicht über den Thoren geschrieben steht: Lasciate ogni speranza! so wissen Tausende von Unschuldigen, daß niemand ungestraft hinauskommt, der einmal als verdächtig vor das Forum des Yamun-Tribunals gezogen wurde.

In einem andern Yamun, von den Franzosen Pagode aux supplices genannt, sind zur heilsamen Furchterweckung bei den lieben „Kindern“ des „Sohnes der Sonne“ alle väterlichen Ermahnungen bildlich und sehr naturgetreu zu beiden Seiten des ersten Hofes unter den Colonnaden dargestellt. Es ist kaum glaublich, welche Varietäten von raffi-

nirten Grausamkeiten hier zu finden sind, und wenn auch einige humane Chinesenfreunde in Abrede stellen wollen, daß solche Strafen wirklich existiren, und sie diese Darstellungen auf die buddhistische Hölle beziehen, so bin ich doch nach allem, was ich erfahren, sehr geneigt, das Gegentheil zu glauben.

Fühllosigkeit bei Leiden anderer Menschen bildet einen Grundzug im chinesischen Charakter, und damit ist ausgesuchte Grausamkeit sehr verwandt. Wenn auch vielleicht Verbrecher nicht mehr auseinander gesägt oder gekocht werden, so ist es ebenso gewiß, daß man Falschmünzern die Augenlider abschneidet oder sie in einem Käfig verhungern läßt, und das ist wahrlich nicht viel besser. Man braucht nur ein chinesisches Gefängniß zu besuchen und die unglücklichen Geschöpfe anzusehen, die zu Hunderten in einem dunklen Loche von kaum 200 Quadratfuß Fläche auf bloßen Verdacht hin eingesperrt sind und fünf, sechs Monate ihres Urtheilsspruchs harren müssen, um zu wissen, daß das Wort Humanität im Wörterbuche des chinesischen Gesetzes oder vielmehr in dem seiner Ausleger nicht enthalten ist.

Ich sah in einem Gefängnißlokale auch den berühmten Cangue oder Halskragen in Anwendung gebracht, der eine gewöhnliche Strafe für kleine Diebstähle ist. Wenn bei der guten Einrichtung unserer Gefängnisse Verbrecher einzig darum rückfällig werden, um wieder hineinzukommen, nachdem sie freigelassen waren, weil sie ein warmes Zimmer, Kleidung und Nahrung finden, so ist das nicht zu verwundern. Wenn jedoch in China ein Dieb, der sechs bis acht Monate den Halskragen geschleppt, zum zweiten male stiehlt, so ist dies wenigstens nicht Schuld der Strafe.

Das Instrument besteht aus einem zwei bis dreizolligen Bretergerüst von 2½—3 Fuß im Geviert, in dessen Mitte sich ein Loch gerade groß genug für den Hals des Delinquenten befindet. Dieser Kragen von mindestens 25 Pfund Ge-

wicht wird ihm umgelegt, und er muß ihn ununterbrochen Tag und Nacht, je nach der Größe seines Vergehens, sechs bis acht Monate, ja ein Jahr lang schleppen. Man sagt, der Mensch gewöhne sich an alles, aber die Unglücklichen, welche ich mit dem Kragen sah, hatten sich in sechs Monaten nicht daran gewöhnen können, und ich werde sobald nicht ihre von Schmerz und Schlaflosigkeit abgezehrten Gesichter vergessen. Sie können nur schlafen, wenn sie sich auf den etwa einen Fuß hohen Pritschen ausstrecken, den Holzrahmen perpendikulär stellen und dann mit dem Halse in dem Ausschnitte ruhen. Da letzterer jedoch etwa einen halben Fuß höher als die Pritsche steht und Hals und Nacken von seinen scharfen Kanten beständig wund gescheuert sind, so kann man sich denken, wie die Nachtruhe der gequälten Geschöpfe sein muß. Ueberdies sind die also Bestraften nach ihrer Freilassung durch einen breiten Narbenring um den Hals für immer als Diebe kenntlich, selbst wenn ihnen der abgeschnittene Zopf im Laufe der Jahre wieder wachsen sollte.

In den Gefängnissen, zu denen uns ein französischer Polizeioffizier bereitwilligst Zutritt gestattete, sah ich auch zum ersten male gefesselte Frauen, die größere Verbrechen begangen hatten, unter andern eine Schwester, die ihren Bruder gemordet. Einige hundert Weiber, Mütter und Schwestern von Rebellen waren gleichfalls eingekerkert, doch hatten sie Freiheit, in den Höfen umherzugehen. Die Mutter des Rebellenhäuptlings oder „jüngern Bruders Christi“, wie er sich nennt, Tai-Ping-Wang, befand sich schon seit zehn Jahren hier und erzählte uns in Jammertönen ihre erlittenen Leiden. Die unglückliche Greisin war sogar gefesselt, und es ist ein Wunder, wie ein so gebrechliches siebzigjähriges Mütterchen solche Qualen überleben kann. Die chinesischen Behörden haben geglaubt, daß die im Volke so tief eingewurzelte kindliche Liebe Tai-Ping-Wang veranlassen werde, zur Befreiung seiner Mutter

von der Leitung der Rebellion abzustehen, haben dadurch abe nur ihre geringe Menschenkenntniß bewiesen. Ein Mann, dessen Ehrgeiz nach einem Kaiserthrone strebt, läßt sich nicht durch Familienbande zurückhalten.

Die gefangenen Rebellen, welche ich hier sah, machten keinen günstigen Eindruck auf mich. Jedoch, glaube ich, waren es weniger die männlichen, puritanisch strengen und tapfern Krieger, von denen die Rebellion ausgegangen, und die kürzlich den Tatarengeneral Sankolinsin geschlagen und die kaiserliche Armee fast aufgerieben hatten, als die ein jedes Heer umschwärmenden Marodeure, also im Grunde Mörder und Diebe, welche als Rebellen bezeichnet wurden, weil sie statt des Zopfes ungeschorenes Haupthaar trugen. Die Anhänger Tai-Ping-Wang's tragen nämlich statt des tatarischen Zopfes die alte chinesische Haartracht. Die Gefangenen waren sämmtlich gefesselt; die meisten schleppten an einer um den Hals befestigten Kette einen Stein, gingen aber sonst frei in den Höfen umher. Die ihnen von Staats wegen verabreichte Nahrung besteht in einem halben Pfunde Reis täglich. Außerdem erhalten sie 30 Cash oder zehn Pfennige, um ihre sonstigen Bedürfnisse, zu denen auch die Kleidung gehört, zu bestreiten, jedoch ist es ihren Angehörigen freigestellt, sie mit Nahrung und Kleidung zu versehen.

Ich besuchte mehrere der größten Yamuns. Der eine war der Palast des Tatarengenerals, ihm aber seit einiger Zeit von den Franzosen „abgeborgt", wie der beliebte Ausdruck hieß, und in das Generalcommissariat des französischen Expeditionscorps verwandelt. Dieser Yamun ist noch insofern merkwürdig, als der berühmte Yeh, der vor fünf Jahren den Engländern so viel Sorge machte, darin gefangen genommen wurde.

Yeh war jedenfalls ein Mann von Energie, namentlich den Rebellen gegenüber, und wenigstens trägt er an der Ver-

breitung der Rebellion nicht Schuld. Er ließ in drei Jahren nicht weniger als 70,000 Rebellen allein in Kanton hinrichten.

Die Zahl der Tempel in Kanton sowie überhaupt in China ist sehr groß, und jedenfalls wird äußerer Cultus genügend zur Schau getragen. Was ich von den Häusern gesagt, gilt auch von den Tempeln; sie sind sich überall gleich, sämmtlich einstöckig, und unterscheiden sich nur durch den von ihnen bedeckten Flächenraum und reichere oder geringere Ausstattung. Kanton zählt deren 124. Einer der ältesten ist der Kwangheaitse oder der „Tempel des Ruhms und der Kindespflichten". Derselbe wurde unter Sankow im Jahre 250 v. Chr. gebaut, gehört zu den größten und reichsten von ganz China und zeichnet sich durch die Masse der in seinen Hallen aufgepflanzten Götzenbilder aus. Ein zweiter berühmter Tempel, der fast von allen Fremden besucht wird, ist der von Honan. Honan ist, wie ich bereits weiter oben bemerkte, eine vom Tschukiang und einem Kanale gebildete Insel, die Kanton gegenüberliegt, und auf der seit dem Brande der Factoreien die fremden Kaufleute wohnen. Die Gebäude und Gärten dieses Tempels, die von einer Mauer eingeschlossen sind, umfassen einen Raum von 10—13 Morgen. Ursprünglich ein Privatgarten, baute ein frommer Priester 1400 n. Chr. hier einen dem Buddha geweihten Tempel, den er den Tempel „der 10000 Herbste" nannte. Bis zum Jahre 1650 blieb er indessen ein obscurer Platz, welcher seine jetzige Berühmtheit erst durch die Frömmigkeit eines Priesters mit Namen Ahtse erlangte, der zugleich ein Wunder verrichtete. Die Provinz Kanton widerstand bekanntlich am längsten der Tatarenherrschaft, und gegen das Ende des 17. Jahrhunderts schickte der Kaiser seinen Sohn, um den widerspenstigen Süden gänzlich zu unterjochen. Dieser nahm sein Hauptquartier in dem Tempel von Honan und traf Vorbereitungen, um dreizehn auf der

Insel liegende Dörfer wegen ihres verzweifelten Widerstandes nach den Befehlen seines Vaters von Grund aus zu zerstören. Zufällig traf sein Auge auf Ahtse, der sehr wohlbeleibt war. Pingnan, so hieß der Kaisersohn, nannte ihn einen Heuchler, weil er bei der vorgeschriebenen buddhistischen Priesterspeise, die nur aus Vegetabilien besteht, unmöglich so fett werden könne, und zog sein Schwert, um ihn höchsteigenhändig zu bestrafen. Plötzlich jedoch wurde sein Arm steif, und da ihm auch noch in der Nacht eine göttliche Person mit dem Befehle erschien, das Leben des heiligen Ahtse zu schonen, so gelobte er am andern Morgen dem Priester ewigen Gehorsam, worauf augenblicklich die Lähmung des Arms aufhörte. Durch die Vermittelung Ahtse's wurden nun auch die dreizehn Dörfer von ihrem Untergange gerettet, und die dankbaren Einwohner überschütteten ihren Wohlthäter mit so viel Ländereien, Geld und andern Gaben, daß der Tempel, zu dem Pingnan noch eine prachtvolle Halle „der himmlischen Könige" erbaute, der reichste in Kanton wurde und bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Durch das äußere Thor gelangt man auf einen großen mit Topfblumen, namentlich mit dem heiligen Lotos und dem in China so beliebten Hahnenkamm, gezierten Vorhof und durch diesen zu einem zweiten Thore, über dessen Eingang mit goldenen Charakteren der Name des Tempels, Haretschwang, geschrieben steht. Dieses Thor wird durch die kolossalen Holzstatuen zweier kriegerischer Halbgötter beschützt, die im Aeußern viel Aehnlichkeit mit den bei den Yamuns erwähnten Schildwachen haben. Durch einen dritten Hof gelangt man zum „Palast der vier himmlischen Könige", Bilder alter Heroen. Von hier führt ein breiter gepflasterter Weg zu dem eigentlichen Tempel, und man befindet sich jetzt in der geheiligten Gegenwart der „drei kostbaren Buddhas", des vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen, stattlicher Holzfiguren in reiche

Seide gekleidet und mit braun angemalten Gesichtern. Die Halle, in der sie aufgestellt sind, ist sehr geräumig, circa 100 Fuß im Gevierte, und enthält außerdem eine Menge Altäre, Götzenbilder u. s. w. Oben von der Decke hängen unzählige bemalte, mit Seidenbändern, Papierschnitzelchen und Troddeln verzierte Laternen herab. Ein mächtiger Gong von 3 Fuß Durchmesser ist bestimmt, mit seinem meilenweit schallenden Tone die Priester und Frommen zum Gebet zu rufen, und die Säulen und Wände sind mit Sinnsprüchen buddhistischer Weisen in goldenen Buchstaben auf großen schwarzlackirten Tafeln oder langen rothen Papierstreifen geschmückt. Auf den Altären paradiren Hunderte von Götzenbildern in Miniatur, meistens aus Speckstein geschnitten und zum Verkaufe bestimmt, und ein beständiger Dampf der zu Ehren der Götter verbrannten Räucherstäbe erfüllt wie eine Wolke den Tempel. Diese Stäbchen werden aus Sandelholzpulver gemacht, und ihr Verbrauch ist in China unglaublich groß. Täglich werden Millionen davon verbrannt, nicht allein in den Tempeln, sondern vor allen Hausaltären, die keinem chinesischen Hause und keinem Boote fehlen, und bei jeder Festlichkeit, sie mag Namen oder Zweck haben, welchen sie will. Der Rauch soll wohlriechend und den Göttern angenehm sein, Europäer vermögen ihn jedoch in geschlossenen Zimmern nicht zu ertragen.

An beiden Seiten dieser großen Halle laufen Reihen von Gemächern entlang. An der linken Seite befindet sich unter ihnen eine Druckerei, aus der die Briefe an die verschiedenen Götter des Himmels und der Unterwelt hervorgehen, aus deren Verkauf die Priester bedeutende Sporteln ziehen. Die übrigen Räume sind Zellen für die Priester oder Ställe für Schweine, Hühner und anderes Vieh, das fromme Gläubige den Insassen des Tempels als Opfer bringen. Rechts findet sich zunächst ein Pavillon für einen militärischen Halbgott Kwang-fu-tse, sodann eine Empfangshalle für Gäste, eine

Schatzkammer, ein Absteigequartier für Te-thiang-Wang, den vielgefürchteten König der Unterwelt, ferner die Wohnung des Oberpriesters, ein Speisezimmer und die Küche.

Hinter dem Tempel folgt ein großer Garten mit der gewöhnlichen chinesischen Ausstattung von künstlichen Felsen, Zwergbäumen, Goldfischteichen mit Lotosblumen und darüberführenden Brücken, die aber nicht, wie bei andern vernünftigen Menschen, in gerader Linie hinübergeführt, sondern in rechtwinkeligem kurzen Zickzack erbaut sind, wodurch die Passage nicht allein unbequem, sondern auch fünf- bis sechsmal so lang wird.

Am Ende des Gartens befindet sich ein Mausoleum, in dem die Asche der gestorbenen und verbrannten Priester einmal jährlich feierlich beigesetzt wird, und neben ihm der Ofen, in dem die Leichen verbrannt, sowie eine kleine Nische, in der die Gefäße mit der Asche bis zu ihrer Beisetzung im Mausoleum aufbewahrt werden. Gegenwärtig zählt der Tempel 180 Priester, die theilweise ihren Unterhalt aus den Fonds der Tempelgüter, theils durch den Verkauf von Räucherstäben, Briefen an die Götter u. s. w. beziehen und ein sorgenloses bequemes Leben führen. Meistens sind es Menschen ohne Erziehung, und sehr wenige können Anspruch auf Bildung machen.

Unter den übrigen Tempeln Kantons verdient noch der bereits erwähnte der fünf Genien Beachtung, als der älteste der Stadt, sodann der Tempel der fünfhundert Götter, in dem diese sämmtlich in Lebensgröße, aus Holz gehauen, aufgestellt sind, und endlich der mohammedanische Tempel, neben dem sich ein 160 Fuß hohes schlankes Minaret erhebt. Derselbe wurde unter der Tang-Dynastie 715 n. Chr. von „Fremden“ erbaut, und das Minaret heißt bei den Chinesen wegen der fehlenden Galerien die ungeschmückte Pagode. Unter der Ming-Dynastie 1468 wurde die Pagode umgebaut, und

Ab-tu-lah (Abdullah), ein chinesischer Beamter nebst 17 Familien, wahrscheinlich sämmtlich Mohammedaner, wohnten in seiner Nähe. Augenblicklich beläuft sich die Zahl seiner Nachkommenschaft auf 3500, die von den Chinesen als Leute bezeichnet werden „die weder Götzen in ihren Tempeln haben noch Schweinefleisch essen". Das scheint aber das einzige Ueberbleibsel ihres mohammedanischen Cultus zu sein. Sie unterscheiden sich weder in Sitten noch Sprache noch Kleidung von den Chinesen, tragen wie diese den Zopf und haben außerdem so viel buddhistische Ceremonien und abergläubische Riten aufgenommen, daß sie vor den Chinesen kaum etwas voraus haben.

In China herrscht vollständige Religionsfreiheit, d. h. es ist die Ausübung eines jeden Cultus und Proselytenmacherei mit seltener Toleranz gestattet, aber nur so lange, als beides sich von Einmischung in die Staatsverhältnisse freihält und nicht an den herrschenden socialen Verhältnissen rüttelt. Die im 16. und 17. Jahrhundert durch ganz China zerstreuten Jesuitenmissionen wußten sehr wohl diese Grenzen innezuhalten und bekehrten nicht nur Hunderttausende zum Christenthume, sondern wurden von den Herrschern wegen ihrer hervorragenden Kenntnisse mit hohen Ehrenstellen und Gehalten belohnt. Ihre zelotischen und ehrgeizigen Nachfolger verdarben alles, indem sie mit Hülfe ihrer Convertiten in das Staatsleben eingreifen, mit ihren geistlichen Waffen das ganze Reich für Rom erobern und es mit weltlichen beherrschen wollten. Die Folge war ihre Vertreibung und die Ausrottung des Christenthums, das trotz aller Missionsberichte jetzt so wenig Proselyten in China zählt wie kaum irgendein anderer nicht christlicher Staat.

Es existiren in China drei Hauptsekten in friedlicher Eintracht nebeneinander: die Confucianer, die Buddhisten und die Taoisten. Davon ist der Cultus des Confucius die Staats-

religion, weil auf ihren Principien die ganze chinesische Regierungsform beruht. Diese drei Religionen bestehen nun schon seit Tausenden von Jahren, nie aber ward die chinesische Geschichte durch solche Greuelthaten befleckt, wie sie die europäischen Religionskriege zur Folge hatten. Dieser ewige Frieden hat die drei Sekten einander so genähert, daß, wie verschieden auch ihre Principien anfangs waren, ihre äußern Formen fast übereinstimmen und mancher Chinese in Verlegenheit kommen würde, wenn man ihn darauf fragen wollte, zu welchem Cultus er sich speciell bekenne.

Es ist in wissenschaftlichen Werken über diese drei Religionen so Vieles und Gründliches geschrieben, daß ich mich einer nähern Erörterung füglich enthalten kann; nur einige wenige allgemeine Bemerkungen will ich über die drei Religionen und ihre Bekenner hier machen.

Confucius war weniger Religionslehrer als Philosoph und Politiker. Alle seine Lehren und Maximen beziehen sich schließlich auf den Staat. Sein Streben war die Schaffung einer Regierungsform, die ebenso einfach als natürlich und darum dauernd sein sollte. Er glaubte in der Familie und in ihren natürlichen Beziehungen das Vorbild eines solchen Staats zu erblicken, und stellte daher Abhängigkeit und Subordination, wie sie nach der Natur das Kind dem Vater schuldet, als die Grundprincipien seines Systems auf. Unabhängigkeit und Gleichheit, abstracte und in der Natur nicht vorhandene Begriffe, existiren auch für seine Staatskunst nicht: diese kennt nur Gehorsam der Kinder gegen die Aeltern, der Jüngern gegen die Aeltern. Der Kaiser ist der Sohn des Himmels und diesem allein Gehorsam und Ehrfurcht schuldig, aber er ist Vater des Volks, und wie der Vater einer Familie unumschränkte Macht über diese ausübt, so ist der Kaiser unumschränkter Herr des Volks. Diese Gefühle und Ideen werden der Seele des Kindes von frühester Jugend an ein-

geimpft, sie sind die Grundlage seiner moralischen Erziehung, ihre Entwickelung und Anwendung bildet das Studium des Jünglings und ihre stricte Ausübung ist das erste Erforderniß des Beamten oder Staatsmanns. Dem Einflusse dieser Principien auf den Geist und die Gefühle des Volks ist es aller Wahrscheinlichkeit nach zuzuschreiben, daß in China die größte Bevölkerung der Welt unter einem einzigen Herrscher zusammengehalten wird. Jedenfalls kann sich kein Philosoph rühmen, einen so großen Theil der menschlichen Rasse seit fast 2500 Jahren beeinflußt zu haben, und ebenso wenig hat jemand die ungeschmälerte Verehrung so vieler Millionen erworben wie Confucius.

Die von ihm hinterlassenen Schriften und Bücher bilden die Grundlage einer jeden Erziehung, und eine vollständige und genaue Kenntniß derselben sowie ihrer Commentare ist unerlaßliche Bedingung für jeden Bewerber um einen höhern Grad der wissenschaftlichen oder Beamtencarrière.

In jeder Stadt, bis zu den Ortschaften dritten Ranges, befindet sich mindestens Ein dem Confucius geweihter Tempel, dessen Priester die Staatsbeamten sind. Der Hohepriester der Staatsreligion ist der Kaiser, die vornehmsten Gottheiten sind Himmel und Erde. Ersterer ist ein höchstes Wesen, welches das Universum erhält und moralisch straft und belohnt. In dieser Beziehung wird der Kaiser „Sohn des Himmels“ genannt.

Wenn der Kaiser dem Himmel seine Anbetung darbringt, trägt er eine azurblaue, wenn der Erde, eine gelbe, wenn der Sonne, eine rothe und wenn dem Monde, eine weiße Robe, während die daran theilnehmenden Beamten in Hofkleidung erscheinen. Der Altar des Himmels ist rund, der der Erde viereckig, was auf ihre Gestalt Bezug haben soll. Bei dem großen Opferfeste der Natur werden weder Priester noch Frauen zugelassen; nur wenn der Göttin des Seidenbaues

Verehrung dargebracht wird, präsidirt die Kaiserin und nimmt eine Zahl ihrer Hofdamen theil. Das Fest des Himmels findet im Wintersolstitium, das der Erde zur Sommersonnenwende statt, und für die übrigen sind ebenfalls feste Zeitpunkte gewählt. Bei Mangel an der erforderlichen Vorbereitung oder den Opfern selbst werden den betreffenden Beamten Gehaltskürzungen oder Bambushiebe als Strafe erkannt. Letztere lassen sich jedoch durch Geld abkaufen. Der Mann aus dem Volke dagegen erhält ohne Gnade 80 Bambushiebe auf die innern Flächen der Schenkel.

Der Buddhismus wurde im Jahre 65 v. Chr. in China eingeführt und hat sich seitdem über das ganze Reich verbreitet. Er ist insofern dem indischen vorzuziehen, als er sich frei von allem Fanatismus hält und nie zu der religiösen Schwärmerei wie in Indien ausartet. Dies liegt jedoch hauptsächlich in dem praktischen Charakter der Chinesen, der sich an das Reale hält und seine Geistesthätigkeit allein auf die Erlangung materieller Genüsse concentrirt. Ueberhaupt haben die drei chinesischen Sekten durchaus nichts Finsteres, Bigotes und Fanatisches an sich; alles ist heiter, ruhig und friedlich. Das ist mit ein Hauptgrund, weshalb zelotische Missionen mit ihren Drohungen ewiger Verdammniß und ihrem Dogma der Erbsünde keine Erfolge erzielen. Der Cultus des Confucius lehrt gerade das Gegentheil; nach ihm ist der Mensch nicht sündig geboren, sondern trägt den Keim alles Edlen und Guten in sich.

Die buddhistischen Priester sind im allgemeinen unwissend, faul und schmuzig; vom Volke werden sie verachtet. Sie führen ein Leben ohne irgendwelche Zweckthätigkeit. Nach den Anschauungen ihrer Religion ist es die Aufgabe des Menschen, alle Leidenschaften, selbst die Gedanken zu unterdrücken nnd von keinen menschlichen Wünschen versucht zu werden. Die Folge eines solchen Strebens kann nur Ver-

nichtung aller Seelenthätigkeit sein, und in der That machen die meisten dieser Priester den Eindruck stumpfsinniger Menschen, wozu der geschorene Kopf noch beiträgt.

Auch buddhistische Nonnenklöster gibt es in China. Ich habe zwar keins derselben besucht, aber einige ihrer Insassen gesehen, die mir keine hohe Meinung von diesen geistlichen Genossenschaften einflößten. Sie haben wie die Priester das Haupt geschoren und tragen ein den katholischen Nonnen ähnliches grobes Gewand, legen auch wie diese das Gelübde der Keuschheit ab, stehen aber in dieser Beziehung in sehr schlechtem Ruf.

Der Buddhismus kann, selbst wenn er nicht im Verfall begriffen wäre, in China nie Staatsreligion werden und immer nur tolerirt bleiben, weil viele seiner Lehren mit den politischen Institutionen des Landes in geradem Gegensatze stehen. Ein beschauliches und von allen Sorgen befreites Leben zu führen, wie es Buddha als Weg zur ewigen Seligkeit vorschrieb, und das seine Anhänger zur Trägheit verführte, kann in China nie maßgebend werden, wo der Kaiser selbst einmal jährlich den Pflug führt, und wo nur die angestrengteste Arbeit die Masse des Volks vor dem Hungertode bewahrt. Ebenso wenig konnte der Cölibat dort Anklang finden, wo seit undenklichen Zeiten Fortpflanzung und möglichste Vermehrung des menschlichen Geschlechts durch frühe Heirathen das Hauptaugenmerk der Regierung war. Diese trug daher von jeher Sorge, daß die Buddhapriester keinen Einfluß auf das gemeine Volk erhielten, während die gebildeten Chinesen viel zu rationell sind, um sich von den Fabeln dieser unwissenden schmuzigen Rasse beherrschen zu lassen oder ihre Hunderte von Götzen für Götter zu halten.

Uebrigens ist der Buddhismus, wie bereits bemerkt, in China über seine Blütezeit lange hinaus, seine Klöster und Pagoden zerfallen, und je mehr das Land den Europäern

geöffnet wird, desto mehr werden sich die Anschauungen des Volks ändern. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Rebellen die gegenwärtige Dynastie entweder verdrängen oder, wie die neueste Zeit zu bestätigen scheint, sie zwingen werden, eine gänzlich veränderte Politik zu nehmen. Es kann dann nicht ausbleiben, daß damit auch die morschen religiösen Zustände des Landes zusammenbrechen müssen und eine neue Religion ihren Einzug halten wird. Einige christliche Sanguiniker sehen bereits in Tai-Ping-Wang, dem „jüngern Bruder Christi", wie er sich nennt, den Bekehrer von 300 Millionen Menschen zum Christenthume. Nach dem, was ich von den Rebellen gesehen und erfahren, konnte ich keine bedeutende Meinung von ihnen gewinnen, aber jedenfalls ist die Religion des Rebellenführers und seiner Anhänger besser als irgendeine der gegenwärtigen in China, weil moralischer und geeignet, einen Uebergang vom Heidenthum zum Christenthum zu bilden.

Die Taoisten oder Rationalisten, nach der Wurzel Tao, Vernunft, besitzen die wenigsten Tempel und Anhänger. Der Stifter dieser Religion lebte ungefähr gleichzeitig mit Confucius, 560 v. Chr. Ihre Lehre, deren Kern eine Verachtung alles Reichthums und weltlicher Ehren ist, entbehrt trotz ihres Namens aller Vernunft und ihre Priester beschäftigen sich hauptsächlich mit Teufelsaustreibung und als Quacksalber, werden jedoch nur von den unwissendsten und abergläubischsten Chinesen zu Rathe gezogen. Wenn nämlich in einem solchen Falle Arzneien nicht mehr anschlagen wollen, so haben sich nach chinesischen Anschauungen böse Geister des Kranken bemächtigt, die sich von ihm nähren, und es wird ein Taopriester gerufen, um sie zu bannen. Dieser läßt mit Gongs und andern Instrumenten einen furchtbaren Lärm machen, der noch durch das Abbrennen von Tausenden kleiner Knallschwärmer vermehrt wird, und glaubt dadurch den bösen Geist zu erschrecken und zu verjagen. Zugleich werden im ganzen

Hause Leckerbissen aufgestellt, um den Appetit der Dämonen zu reizen, und der exorcisirende Taotse murmelt während der Zeit Gebete oder Phrasen in einer ihm selbst unverständlichen Sprache, beschreibt mystische Figuren und entwickelt überhaupt alle jene Trugmittel, mit denen listige Pfaffen und Betrüger von jeher ihre unwissenden Mitmenschen geblendet haben.

Aberglaube ist überhaupt bei dem ganzen chinesischen Volke mehr als anderwärts zu finden und er wird durch den in Peking erscheinenden Hof- und Staatskalender, der für die verschiedenen Handlungen des menschlichen Lebens die guten und bösen Tage festsetzt, von oben herab nur noch befördert. Wenn man durch die Straßen einer chinesischen Stadt wandert, wird man durch nichts so frappirt als durch die Menge der Wahrsagerbuden, die man alle hundert Schritte antrifft, und die stets von großen Scharen Volks aus allen Ständen umlagert sind. Der Glaube an ein Fatum, an glückliche und unglückliche Tage und Stunden herrscht unumstößlich im Gemüthe des Chinesen. Dabei ist er jedoch so vorsichtig, dem kaiserlichen Kalender nicht unbedingt zu trauen, und bei jeder nur einigermaßen wichtigen Handlung befragt er noch Dutzende von Wahrsagern sowie die in jedem Tempel und an jedem Feldaltar zum unentgeltlichen Gebrauch aufgestellten Becher mit Orakelstäben, die, schräg gegen die Erde gehalten, so lange geschüttelt werden, bis einer herausfällt, der durch die darauf geschriebene Sentenz dem Frager eine Antwort gibt. Das Naive dabei ist, daß der Fragesteller sich durch eine abschlägige Antwort nicht entmuthigen läßt, sondern den Proceß so lange fortsetzt, bis er den gewünschten Bescheid erhält. Auch sind die chinesischen Wahrsager von den unsern durch Vielseitigkeit verschieden. Während die unsern sich auf Karten und die Linien der Hand, höchstens noch auf den Kaffeesatz beschränken, habe ich in China mindestens zwanzig derartige Künstler gesehen, von denen jeder ein anderes System befolgte.

Hier wirft einer zwei Kupfermünzen wie Würfel auf den Tisch und folgert die bevorstehenden Schicksalsfügungen aus ihrer gegenseitigen Lage und dem Umstande, welche von den beiden Münzen (deren eine mit tatarischer, die andere mit chinesischer Schrift bedeckt ist) nach oben gekehrt liegt. Dort versucht ein anderer dieselben Resultate aus den Stellungen zweier halber, der Länge nach gespaltener Ziegenhörner abzuleiten. Ein dritter treibt Physiognomik und schildert seinen Kunden aus der Vergleichung ihrer fetten verschwommenen Züge, der Kloßform ihrer dicken Nase und der Länge ihrer Ohren mit einem Normalgesicht, das auf einem weißen Brete seiner Bude als Aushängeschild dient, ihre brillanten Aussichten für die Zukunft. Wie wir nämlich in China so häufig den Gegensatz unserer Sitten und Anschauungen finden, so geht es auch mit den Ohren. Je mehr sich diese an Gestalt denen des Esels nähern, desto mehr Geist und Talent wird dem Besitzer zugeschrieben. Ein anderer Wahrsager wieder symbolisirt Worte. Die chinesischen Wortzeichen, deren jedes einen Begriff bedeutet, eignen sich ganz besonders zu dieser Art von Symbolik. Der Frager zieht aus einem Buche ein Papierröllchen, auf dem eins der vieldeutigsten Worte geschrieben steht. Der Wahrsager sucht nun die ursprüngliche Wurzel desselben auf, erklärt mit bewunderungswerther Zungenfertigkeit deren Sinn, ebenso ihre spätere Umformung, analysirt die hinzugefügten Zeichen und bildet aus den einzelnen Zeichen ein Anagramm, das er natürlicherweise für eine Reihe von Fällen in petto hat und als Antwort der Frage anpaßt. Ein fünfter legt Karte, ein sechster läßt durch Vermittelung abgerichteter Vögel aus einem Haufen mit vielseitigen Sentenzen beschriebener Blätter eins ziehen und erklärt dieses Blatt der an ihn gerichteten Frage gemäß. In solcher Weise betrügen diese Gauner, deren Zahl man in China über eine Million schätzt, das unwissende Volk und

locken ihnen das Geld aus der Tasche. Diese Beschuldigung will freilich nicht viel sagen. Die chinesischen Wahrsager sind Menschenkenner; sie wissen, daß ihre Landsleute wol sehr abergläubisch sind, aber ihr Geld noch lieber haben, und setzen deshalb ihre Preise sehr niedrig. Die Taxe für einen Orakelspruch irgendeiner Art beträgt sechs Cash oder zwei Pfennige, und das ist gewiß billig.

Ein anderer den Anhängern aller Religionssekten gemeinsamer Aberglaube ist der Gebrauch und der Glaube an Talismane. Von diesen ist das Geldschwert, die Nachbildung eines Schwertes mit Kreuzgriff aus einer Reihe alter Kupfermünzen, die unter verschiedenen Herrschern geprägt wurden, der gewöhnlichste. Man hängt diese Talismane über den Betten oder in Stuben und Häusern namentlich dort auf, wo ein Selbstmord oder eine andere blutige That begangen ward. Sie sollen die wandernden Geister, vor denen die Chinesen so große Furcht haben, abhalten. Zu demselben Zwecke werden am Neujahr Pfirsichzweige mit Blüten, und am fünften Tage des fünften Monats Kalmusstauden über den Thüren aufgehängt. Auch wird um den Hals von Kindern eine Art Flaschenkürbis befestigt, der das Symbol eines langen Lebens ist.

10.

Das chinesische Theater. Der Stand der Schauspieler. Die dramatische Literatur. Gesang und Musik der Chinesen.

Unter den übrigen Gebäuden einer chinesischen Stadt sind noch die Theater zu erwähnen. Das chinesische Volk kennt nur zwei Vergnügungsorte. Die Theehäuser oder Theegärten und das Theater. Ohne diese beiden Genüsse glaubt man in China nicht existiren zu können. Selbst in jede Colonie, wenn sie einigermaßen prosperirt, wird neben allen andern Sitten und Gebräuchen regelmäßig das Theater mitgenommen, während die Theehäuser als Eigenthum eines einzelnen in jedem Dorfe zu finden sind.

Wenngleich die Regierung nicht wie im alten Rom dem Volke auf öffentliche Kosten Schauspiele gibt, so trägt sie doch insofern der Vorliebe für Theater Rechnung, als sie erlaubt, dieselben in jeder Straße zu erbauen und die Kosten durch allgemeine Subscription aufzubringen. Diese sind nun, was das bloße Gebäude betrifft, allerdings nicht bedeutend. Die Theater zeichnen sich zwar durch ihre Größe vor den übrigen Häusern, aber keineswegs durch Stabilität und kostbare Ausstattung aus. Bambus und Matten sind ihre Hauptbestand-

theile; ersterer bildet das Gebälk, letztere die Wände und das Dach. Die innere Einrichtung ist gleich primitiv und bescheiden. Ein erhöhtes Bretergerüst bildet die Bühne, vor der das Orchester sitzt, und die Bühne wird durch eine angestrichene Papier- oder Mattenwand, die den Hintergrund vorstellt, von der Garderobe getrennt. Für das Publikum sind rohe Bänke amphitheatralisch aufgestellt, während die Wohlhabenden ihre eigenen Stühle halten. Rechnet man dazu noch ein paar kleine Holzbuden an den Eingängen für Kassirer und Billeteure, so hat man das Innere und Aeußere eines chinesischen Theaters vollständig vor sich. Coulissen und sonstige scenische Vorrichtungen gibt es nicht, wenn man nicht einige fest auf der Bühne stehende bemalte Papierschirme dazu rechnen will, hinter welche bisweilen die außer Scene gesetzten Personen treten. Es bleibt dem Publikum überlassen, sich mit Hülfe der Einbildungskraft alle Scenerie hinzuzudenken, deren Andeutungen ebenso originell als naiv sind. Wird z. B. ein General zu einer Expedition nach einer entfernten Provinz geschickt, so erscheint er mit einem Zügel in der einen und einer Peitsche, die er knallen läßt, in der andern Hand. Unter einem betäubenden Lärmen von Gongs, Trompeten und Trommeln schreitet er drei- bis viermal auf der Bühne umher, macht halt und theilt dem Publikum mit, daß er dort und dort angelangt sei. Soll andererseits die Reise über See gehen, so nimmt der Betreffende das Modell einer Dschonke unter den Arm und schreitet damit über die Bühne. Pferde werden durch einfache Besenstiele dargestellt, und wird die Scenerie geändert, so gibt ein Schauspieler als Regisseur dem Publikum die nöthigen Erklärungen.

In einer Sache dagegen übertreffen uns die Chinesen, in ihrer Garderobe. Es klingt unglaublich, ist aber doch Thatsache, daß man auf dem kleinsten Theater Costüme sieht, die so von schwerer Seide, Gold- und Silberstickerei starren,

daß ihr Werth sich nach unsern Preisen auf mehrere hundert Thaler belaufen würde. Fast alle ernsten Theaterstücke sind historischen Inhalts und spielen in den Zeiten vor der Tatarenherrschaft. Die Costüme sind Copien der Trachten jener Zeiten, die für die Frauen fast unverändert geblieben, aber bei den Männern durch die Tataren bedeutende Veränderungen erlitten haben. Fast alle in solchen Dramen auftretenden Personen sind im Gesicht mehr oder minder weiß bemalt. Die meisten Fremden halten dies für eine ebenso entstellende als merkwürdige Schminke, aber diese Malerei diente vor der Tatarenzeit als äußeres Zeichen des Rangunterschiedes. Je mehr Weiß das Gesicht zeigte, desto höher stand der Betreffende im Range.

Die Schauspieler gehören der untersten Klasse der Gesellschaft an. Vor etwa 500 Jahren revoltirten die Einwohner eines Districts gegen den Kaiser. Sie wurden bezwungen und damit bestraft, daß ihnen und ihren Nachkommen für ewige Zeiten der Weg zu allen Staatsämtern versperrt wurde. Ebenso ward ihnen verboten, an den literarischen Wettkämpfen, die zu Zeiten in China stattfinden, theilzunehmen, und ihnen nicht einmal die Wahl eines Berufs oder einer Profession gestattet. Diese chinesischen Parias, die in eigenthümlicher Uebereinstimmung mit einer der niedrigsten Kasten in Indien Dobi heißen, haben nur die Erlaubniß, Sänftenträger, Hausirer, Barbiere oder Schauspieler zu werden, während ihre Frauen das Geschäft des Heirathstiftens betreiben. Man kann sich also denken, daß von Künstlern unter den Schauspielern nicht viel die Rede ist, obwol es immer einige darunter gibt, die recht gut spielen.

Stationäre Theater wie in Europa gibt es nicht. Die Schauspieler ziehen in Trupps im Lande umher und werden bald hier bald dort von irgendeinem Unternehmer für eine bestimmte Summe auf eine Reihe von Vorstellungen gemie-

thet, und dieser nimmt dann Entrée; oder reiche Beamte oder Privatleute engagiren sie für eine gewisse Zeit, und dann hat jedermann unentgeltlich Zutritt.

Das chinesische Drama ist nicht dazu angethan, große Künstler zu bilden. Die dramatische Literatur ist zwar in China ungemein stark vertreten, und einige der besten Schauspiele sind zu verschiedenen Zeiten in das Englische oder Französische übertragen worden; allein die poetischen Schöpfungen erheben sich nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit. Weder in den ältern noch in den neuern dramatischen Erzeugnissen der Chinesen findet man tiefere Anschauung oder schwungvolles Pathos. Obschon ihre Tragödien äußerlich viel Aehnlichkeit mit den Compositionen der alten Griechen haben, stehen sie doch im Werthe tief unter den Leistungen eines Sophokles, Aeschylus oder Euripides.

In ihren Bühnenstücken machen die Chinesen keinen bestimmten Unterschied zwischen Tragödie und Komödie, vielmehr läßt sich dies nur aus dem Gegenstande des Stücks und dem Dialog abnehmen. Die Tragödie ist gewöhnlich an ihrem historischen oder mythologischen Charakter zu erkennen.

Bei der großen Sinnlichkeit des Volks ist natürlich auch das Repertoire sehr reich an frivolen und unsittlichen Schauspielen, doch werden, obwol es keine Theatercensur gibt, diese Stücke nicht so häufig öffentlich als in den Privattheatern reicher Lüstlinge aufgeführt. Bei solcher Gelegenheit überreicht der Regisseur dem vornehmen Gaste eine Liste der seiner Gesellschaft geläufigen Piècen, und der Gast trifft dann seine Wahl. Souffleure gibt es nicht in China, jeder kennt seine Rollen auswendig, aber deswegen beschränkt sich das Repertoire desselben Theaters auch nur auf eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Stücken.

Das erste chinesische Drama, „Die Waise von Tschau", wurde durch den Jesuiten Prémare, einen der ersten Sino-

logen seiner Zeit, in das Französische übersetzt und von Voltaire als Grundlage einer seiner besten Tragödien, „l'Orphelin de la Chine" benutzt. Das Stück spielt ungefähr 100 Jahre vor der Geburt des Confucius, und sein Inhalt ist folgender: Ein militärischer Chef erobert Länder, die dem Hause Tschau gehören, und beschließt die Ausrottung des ganzen Geschlechts. Ein treuer Diener rettet das Leben des letzten männlichen Erben, indem er ihn verbirgt und sein eigenes Kind statt dessen opfern läßt. Die Waise wird in Unkenntniß ihrer wirklichen Abkunft erzogen, bis ihr in ihrem Mannesalter ihr Retter und Pflegevater das Geheimniß enthüllt. Die Waise rächt nun das Schicksal ihrer Familie an dem Usurpator. Die Handlung im Stücke ist einfach und ohne Verwickelungen, der Dialog fließend, die Sprache gewählt, ohne jedoch sehr poetisch zu sein.

Ein zweites Drama, „Der Erbe in hohem Alter", wurde ein Jahrhundert später von dem Engländer Davis in das Englische übersetzt. Dies Stück ist insofern interessant, als es vielen Aufschluß über Charakter und Sitten der Chinesen gibt. Es schildert die Consequenzen, die das Volk an die Verrichtung gewisser Ceremonien am Grabe der Voraltern sowie an das Hinterlassen männlicher Erben knüpft, die allein diese Andacht verrichten können, deren Details genau beschrieben werden. Ebenso wird darin das Verhältniß des Kebsweibes zu der legitimen Frau geschildert und deutlich gezeigt, daß erstere nur eine Haussklavin ist, die ebenso wie ihre Kinder der rechtmäßigen Gattin gehört.

Fast alle chinesischen Dramen haben, einschließlich eines einleitenden Vorspiels, fünf Acte, die jedoch weniger auf der Bühne als im Buche markirt werden. Die Anweisungen für die Schauspieler sind wie bei uns in die Rollenbücher hineingedruckt. Frauen betreten nie die Bühne, ihre Rollen werden stets durch junge Männer gegeben.

Die Vorstellungen, namentlich diejenigen historischer Art, werden während ihrer Aufführung durch das Orchester auf eine Weise begleitet, die uns nicht bekannt ist. Die Musik dient dabei als Verstärkungsmittel, und jedesmal wenn einer Sentenz oder Worten Nachdruck verliehen werden soll, fällt auf ein gegebenes Zeichen die Musik ein und macht einen schrecklichen Lärm. Dies geschieht bisweilen so oft, daß man mehr Lärm von Instrumenten als Dialog hört und europäische Nerven selten die Anhörung eines ganzen Dramas zu ertragen vermögen.

An musikalischen Instrumenten besitzen die Chinesen eine große Auswahl, namentlich Lauten und Guitarren, die aber nur drei Saiten haben und nicht mit den Fingerspitzen, sondern mit Bambusstäbchen in der Form eines Buttersteches gespielt werden. Sodann verschiedene Geigen oder vielmehr Violoncellos mit zwei Saiten, zwischen denen der Strang des Bogens fährt. Ihre Töne sind ungemein schneidend, machen sich am lautesten und greifen die Nerven am meisten an. Ferner mehrere Arten von Flöten und Blechclarinetten, und endlich eine Menge von Trommeln, Gongs und Becken aus Metall oder hartem Holz. Die Saiten der Streichinstrumente sind nicht aus Darm, sondern aus Seide und Draht gemacht.

Ueber die Töne, welche diesen Geräthen entlockt werden, läßt sich nicht viel sagen; Musik nach unsern Begriffen existirt in China nicht. Man hört freilich eine oft wiederkehrende Melodie durch, aber von Harmonie ist keine Rede. Die Instrumente sind unisono gestimmt, und höchstens spielt das eine die betreffende Melodie eine Octave tiefer als das andere. Es gibt keine bestimmte Tonart, sondern Moll und Dur wechseln beständig während des Spiels miteinander ab. Ebenso wenig kennen die Chinesen halbe Töne, Contrapunkt oder Abtheilungen in der Musik, und ihre Melodien haben für uns durchaus nichts Anziehendes. Der Totaleindruck ihrer Musik

bleibt stets nur ein wüstes Zusammenklingen möglichst geräuschvoller Instrumente. Ihr Gesang ist nicht besser. Die Frauen quieken oder schreien in den höchsten Falsetttönen und die Männer durch die Fistel unisono mit den die Melodie angebenden und zugleich begleitenden Instrumenten, und ich werde so leicht nicht die Tortur vergessen, welche ich erlitt, als ich einst in Hongkong von einem Chinesen zu einem solchen Singsang eingeladen und drei Stunden zur Anhörung eines solchen Instrumental- und Vocalconcertes verurtheilt war. Die einzelnen vorhandenen Noten werden durch bestimmte Charaktere ausgedrückt und die Melodien in ihnen niedergeschrieben.

Nach dem Alter der Musik in China und den Aufmunterungen, die Confucius der Pflege dieser Kunst hat zu Theil werden lassen, sollte man voraussetzen, daß sie sich im Laufe der Zeit zu einer höhern Stufe hätte emporschwingen müssen, allein wie alles andere ist auch sie seit Tausenden von Jahren stationär geblieben. Das ist um so mehr zu verwundern, als der gebildete Chinese sehr wohl unsere bessere und harmonische Musik zu würdigen weiß, wie wir dies oft genug Gelegenheit hatten zu bemerken, wenn die Musik der Arcona öffentlich in Schang-hae spielte.

11.

Die Boote der Wasserstadt in Kanton und ihre Führerinnen. Fahrzeuge und Schiffahrt der Chinesen. Der Kompaß. Zustand der Kriegsflotte. Der Flußverkehr.

China ist so sehr übervölkert, daß namentlich in der Nähe großer Städte, die stets an Flüssen erbaut sind, ein Theil der Bevölkerung seine Wohnsitze auf dem Wasser aufschlagen muß, weil der für ihre Unterbringung nöthige Grund und Boden dem Ackerbau, der hauptsächlichsten Nahrungsquelle des Volkes, nicht entzogen werden darf. Diese Nothwendigkeit, die Bodenfläche für den Anbau zu reserviren, hat nun in Kanton eine förmliche Wasserstadt in das Leben gerufen, die nicht weniger als eine Viertelmillion Einwohner zählt. Die Bevölkerung von Kanton wird auf eine Million geschätzt, obwol ich sie für größer halte; die Wasserstadt bildet den vierten Theil.

Wenn man mit dem Dampfschiffe das südwestliche Ende Kantons passirt, erblickt man, so weit das Auge reicht, unzählige Boote von ganz gleicher Form. Bord an Bord liegend, bilden sie endlose Straßen zu beiden Seiten des Flusses, in denen sich wieder Hunderte und Tausende von andern Booten hin- und herbewegen und ein so buntes Gewimmel hervorrufen, daß der Fremde staunend steht.

Diese Boote, die ich bereits früher als Tankea oder Eierhäuschen erwähnte, sind die Häuser der Wasserstadt, von deren Bedeutung man eine Vorstellung erhält, wenn man bedenkt, daß im Polizei-Yamun von Kanton 90,000 dieser Tankea registrirt sind. Zu allen diesen Fahrzeugen gesellen sich nun noch die Arbeits-, Fähr- und Frachtboote sowie die zahllosen größern Handelsdschonken, die, entweder aus dem Innern oder von seewärts kommend, den Fluß bevölkern und von Whampoa bis eine Meile nordwärts von Kanton in Scharen von Hunderten neben- und hintereinander vor Anker liegen, oder auf dem Perlflusse und den Kanälen sich schwerfällig fortbewegen.

Ich muß gestehen, daß ich auf meinen Reisen nie etwas Aehnliches gesehen habe, und nichts kann meiner Ansicht nach den commerziellen geschäftigen Geist der Chinesen und die große Lebhaftigkeit ihres innern Verkehrs schärfer charakterisiren als die im wahren Sinne des Wortes unzählbare Menge ihrer Fahrzeuge, die meist noch von Passagieren vollgepfropft sind. Die Form, Bauart, Takelage u. s. w. der größern Handels- und Fischerdschonken sind fast in jeder Provinz verschieden, und zwar ist dieser Unterschied an der Seeküste so markirt, daß europäische Seefahrer, welche die chinesische Küste öfter besuchen, im Nebel genau die Position ihres Schiffes kennen, sobald sie einer der chinesischen Fischerflotten begegnen, die zwei, drei Meilen von der Küste ihr Handwerk betreiben und an der Form und der Besegelung ihrer Dschonken sofort als zu der oder der Seestadt gehörig erkannt werden.

Mit den Tankea ist dies jedoch nicht der Fall. Diese sehen sich im ganzen Reiche so ähnlich wie ein Ei dem andern, und der einzige Unterschied ist, daß sie im Süden ausschließlich von Frauen, im Norden jedoch auch von Männern geführt werden. Sie sind 12—14 Fuß lang, 4 Fuß breit,

sehr flach gehend und gegen Wind und Wetter in der Mitte durch ein halbrundes festes Dach von Bambusflechtwerk und vorn und hinten durch eben solche lose Dächer geschützt, die sich nach Belieben hinsetzen und fortnehmen lassen. In diesem Raume, der kaum 50 Quadratfuß einschließt und dabei nicht höher als 4 Fuß ist, wohnt jahraus jahrein eine ganze Familie von sechs, acht, ja zehn Personen, und man vermag sich so einen Begriff zu machen, mit wie wenig Platz Chinesen sich behelfen können. In diesen Booten wird gekocht, gegessen und geschlafen. Die Aeltern verlassen selten, die Kinder oft jahrelang ihre enge Behausung nicht. Dabei ist aber diese Bevölkerung wohlauf, kräftig und guter Dinge.

Die Boote zeichnen sich im Gegensatz zu den Wohnungen am Lande durch Reinlichkeit aus. Ihre Bewohner, obwol sie von der Hand in den Mund leben und oft am Morgen nicht wissen, woher sie Speise nehmen sollen, sind fast immer gut gekleidet, und ich bin oft und gern mit den Tankea gefahren und habe mich jedesmal über die rüstigen, fleißigen Mütter und die bausbäckigen starken Kinder gefreut, die oft schon in einem Alter von vier bis fünf Jahren mit schwachen Kräften die Mutter an ihrem schweren Ruder unterstützen müssen. Die Boote werden nicht, wie bei uns gebräuchlich, durch mehrere Ruder an der Seite, sondern durch ein größeres nach hinten hinaus fortbewegt. Dasselbe ist der größern Haltbarkeit wegen aus zwei Theilen zusammengesetzt und hat unten ein sehr breites Blatt, das abwechselnd nach beiden Seiten mit seiner schiefen Fläche auf das Wasser gedrückt wird und, nach dem Princip der Schraube wirkend, dem Boot nicht nur eine schnelle, sondern auch eine ununterbrochene und gleichmäßige Bewegung mittheilt und es je nach der Vermehrung des Drucks auf die eine oder andere Seite beliebig lenkt. Zur möglichsten Verminderung der Friction ruht das Ruder auf einem eisernen Pivot. So gleiten die

Fahrzeuge mit großer Geschwindigkeit über das Wasser, gelenkt von einer einzigen Frau, deren Geschicklichkeit man nicht genug bewundern kann, und die nur vieljährige Uebung unter einem solchen Bootsgewimmel, wie es der Perlfluß bietet, zu erzielen vermag.

Eine besondere Sorgfalt verwenden die Bootsfrauen auf ihre Haartracht. Alle Chinesinnen haben wunderschönes schwarzes Haar, und sie wissen dies auf die vortheilhafteste Weise zur Schau zu stellen. Während die Mandschu den besiegten Männern den tatarischen Zopf aufgezwungen und es unbegreiflicherweise im Laufe zweier Jahrhunderte dahin gebracht haben, daß die anfangs so sehr verhaßte Tracht der Stolz jedes Chinesen geworden und der Verlust des Zopfes als die größte Schande betrachtet wird, ließen sie die Haartracht der Frauen unberührt, und wir sehen dieselbe heute, wie sie vor tausend und mehr Jahren war. Bei Hohen und Niedrigen ist sie ganz gleich, nur zeichnen Goldspangen und Perlenschmuck die Reichen aus. Das Haar wird sämmtlich nach hinten gekämmt, zu einem Schopf gebunden und dieser mittels Pommade, Kämmen und Polstern zu einer Figur geformt, die Aehnlichkeit mit einem fliegenden Schmetterlinge hat. Eine derartige Coiffüre kostet natürlich ungemein viel Zeit; aber schon mit Tagesanbruch sieht man sämmtliche Bootsfrauen vollständig frisirt. Die Schmetterlingsflügel sind das Zeichen der Frauen; Jungfrauen tragen das Haar zu einem einfachen Zopfe geflochten und aufgewickelt.

Die Verhältnisse des Landlebens sind, soweit es irgend möglich, auf die Wasserstadt übertragen. In größern Booten finden wir Theater und Theehäuser, aus denen das unmelodische eintönige Geklimper von Guitarren mit obligater Begleitung von kreischenden Stimmen und den lauten Klängen des Gong hervorschallt, während diese Fahrzeuge sich am Abend durch unzählige bunte Laternen bemerklich machen. Die

vielen Hausirer und Lebensmittelverkäufer, welche die Straßen der Stadt durchziehen und deren jeder an einem besonderen Geschrei erkannt wird, fahren hier mit ihren Sachen von Boot zu Boot und versorgen deren Bewohner mit allen Bedürfnissen. Von Zeit zu Zeit fällt dem Auge eine Gruppe größerer, mit heitern Farben bemalter und mit allen möglichen Flaggen und Flitterstaat geschmückter Fahrzeuge auf. Dies sind die sogenannten Blumenboote, schwimmende Hotels, in denen Hochzeiten und andere Festlichkeiten gefeiert werden. Bei solchen Gelegenheiten sind die Chinesen in ihren Freudenbezeigungen ebenso laut als unermüdlich, und wehe dem armen Europäer, unter dessen Fenstern ein solches Boot seinen Ankerplatz wählt. Die ganze Nacht hindurch wird er von den schrecklichen Tönen disharmonischer Instrumente und dem Abbrennen krachender Schwärmer wach gehalten.

Man sollte glauben, daß eine Nation, von der so viele Millionen beständig auf dem Wasser leben, deren hervorstechendster Charakterzug die Liebe zum Handel ist, und die an den langgestreckten Küsten eine Zahl von Seeschiffen besitzt, gegen welche die Rhederei unserer größten Handelsstaaten wie England und Amerika verschwindend klein erscheint, auch in der Seeschiffahrt bedeutende Fortschritte gemacht habe, aber es scheint gerade das Gegentheil stattgefunden zu haben. Um einen Begriff von der Menge der Fahrzeuge zu geben, will ich nur erwähnen, daß wir während einer Kreuztour von Hongkong nach Japan eine Strecke von 60 deutschen Meilen an der chinesischen Küste hinauffuhren und während der fünf Tage, welche wir dazu gebrauchten, beständig von Tausenden großer Fischerdschonken umgeben waren. Eines Tages zählte ich nur an einer Seite unsers Schiffes deren nahe an 400.

Man darf jedoch nur einen Blick auf diese Fahrzeuge werfen, um an ihnen sofort den niedrigen Standpunkt chinesischer Schiffahrt zu erkennen. Ihre Formen sind plump,

ungeschickt und unpraktisch, das Vordertheil fast viereckig und das Hintertheil so schwach, daß man nicht begreift, wie Menschen in einem solchen Fahrzeuge zur See gehen können. Die Masten sind unverhältnißmäßig stark und werden durch kein Tauwerk gestützt; die Segel sind aus Matten gefertigt und unhandlich. Ihre Anker sind aus Holz gemacht, und die mechanischen Hülfsmittel, welche wir seit undenklichen Zeiten zur Handhabung der Segel und Raaen benutzen, wie Flaschenzüge, Kloben u. s. w., scheinen hier bis auf eine unpraktische Winde unbekannt zu sein.

Die Besatzung zählt viel Köpfe, aber auch viel Sinne, und dies sehr oft zum Unglück des Schiffes. Die Chinesen fahren nicht aus Neigung, sondern aus Zwang zur See. Nur wenn ihnen am Lande jede Subsistenz fehlt, verdingen sie sich als Matrosen auf eine Dschonke, und gewöhnlich ist es der Abschaum der Bevölkerung, der sich hier zusammenfindet. Außer dem Eigenthümer der Waaren oder dessen Vertreter hat das Schiff noch einen Kapitän oder Steuermann. Er führt nominell den Befehl über die Matrosen; jedoch gehorchen ihm diese nur, wenn es ihnen convenirt und behandeln ihn oft schlechter wie ihresgleichen. Jeder Mann der Besatzung darf eine bestimmte Quantität Waaren mitnehmen, und jeder beansprucht deshalb in der Führung des Fahrzeugs eine Stimme. Daher kommt es, daß Kapitän und Steuermann sich oft dem Willen der Bemannung fügen müssen, wodurch nicht selten das Schiff beschädigt wird oder verloren geht. Im Augenblick der Gefahr hört alle Ordnung und Disciplin auf, alles schreit durcheinander, und selten wird eine Dschonke aus einer gefährlichen Lage durch ihre Besatzung befreit. Dies sowie die Gebrechlichkeit der Dschonken und ihre Schwerfälligkeit im Manövriren und Segeln macht es auch erklärlich, daß in einem Teufun oft Hunderte von diesen Fahrzeugen auf einmal zu Grunde gehen oder an die Küste

geschleudert werden und Tausende von Menschen dabei umkommen.

Es ist bekannt, daß der Kompaß in China erfunden wurde. In einem ihrer Wörterbücher aus dem Jahre 121 n. Chr. wird von den Chinesen schon des Magnetsteins erwähnt, „mit dem der Nadel eine Richtung gegeben werden kann“. In einem andern Werke aus der Mitte des dritten Jahrhunderts ist der Gebrauch des Kompasses genau beschrieben, und in einem dritten Buche vom Jahre 419 n. Chr. wird gesagt, daß die Schiffe mit Hülfe des Magnets nach Süden gesteuert würden. Ebenso hat Klaproth nachgewiesen, daß die Bestimmung der Variation oder der magnetischen Abweichung der Nadel vom wahren Meridian in China lange vor uns bekannt war. Als Beweis für die Originalität des chinesischen Kompasses mag der Umstand dienen, daß sie den Attractionspunkt nicht, wie wir, im Norden, sondern ihm Süden annehmen und danach auch der Variation den entgegengesetzten Namen geben. Ebenso zeigt die Construction des Instruments das hohe Alter der Erfindung. Ich bin im Besitze eines solchen Kompasses, der nicht wie bei uns aus einer beweglichen, an die Nadel befestigten und sich auf einem Stift drehenden Windrose, sondern aus einer zehn Zoll im Durchmesser haltenden und einen Zoll dicken kreisförmigen Holzscheibe besteht, in deren Mittelpunkt die kleine kaum einen Zoll lange Nadel in einer Höhlung schwingt. Auf der Scheibe selbst sind die ältesten astronomischen Ideen der Chinesen eingravirt. In den von ihnen vor tausend Jahren geschriebenen Büchern findet man das genau Conterfei der jetzigen Kompasse, die ebensowol als Führer zur See wie über Land bei Reisen des Kaisers gebraucht wurden. Bei letzterer Gelegenheit stand mit der Magnetnadel eine kleine Figur in Verbindung, die auf dem Vordertheil des kaiserlichen Wagens angebracht war, mit dem aufgehobenen Arme stets nach Süden zeigte und der „Genius mit dem

Federkleide" genannt wurde. Auch in Japan wurde schon im 7. Jahrhundert derselbe Apparat benutzt, jedoch erwähnt der betreffende Chronist, daß die Entdeckung aus China stamme.

Mit dem Kompasse erging es den Chinesen wie mit dem Schießpulver, das gleichfalls von ihnen lange vor uns erfunden wurde. Die wichtige Entdeckung reizte sie nicht zur Vervollkommnung, und wenn sie mit Hülfe des Kompasses bereits vor tausend Jahren Indien aufsuchten und fanden, gehen doch ihre Schiffe jetzt nicht mehr weiter als bis Singapore und Java. Sie fahren an der Küste entlang, und es ist Aufgabe des Steuermanns, den Curs von einer Insel- oder Landspitze zur andern zu bestimmen. Theils erlaubt die Bauart ihrer Dschonken, theils die unbehülfliche Construction ihrer Takelage nicht, auf offener See gegen den Wind anzukreuzen. Sie können nur mit günstigem Winde segeln, gehen mit dem Nordostmonsun nach dem Süden und kommen nach sechs Monaten mit dem Südwestmonsun wieder zurück. Wenn sie das Land aus den Augen verlieren, so sind sie in der größten Verlegenheit, da sie weder Breite noch Länge zu bestimmen vermögen und in ihrer lächerlichen Selbstgenügsamkeit und Ueberhebung es verschmähen, sich von den Europäern belehren zu lassen. Der Missionar Gützlaff, der mit einer chinesischen Dschonke eine Reise machte, erzählt eine Thatsache, die besser als alles andere die arrogante Dummheit der Chinesen charakterisirt. Er wurde vom Kapitän und Steuermann aufgefordert, ihnen unsere Methode zur Bestimmung der Breite und Länge zu erklären. Als es ihm gelungen war, ihnen die Theorie verständlich zu machen, war der Kapitän sehr erstaunt, daß sich mittelst des Sextanten das Sonnenbild bis auf den Horizont herunterbringen lasse, und verlangte von Gützlaff, er solle ihm mit Hülfe desselben Processes die Tiefe des Wassers bestimmen oder, nach

seiner Ansicht, den Meeresgrund an die Oberfläche bringen. Als der Missionar dies als eine Unmöglichkeit erklärte, behauptete der Chinese: „dann wären die Observationen vollständig nutzlos und echt barbarisch".

Der Zustand der chinesischen Kriegsflotte ist um nichts besser als die Beschaffenheit der Handelsfahrzeuge. Die Kriegs- oder Mandarinendschonken sind ebenso plump gebaut, von ebenso unwissenden Führern commandirt, ebenso schlecht gehandhabt wie jene, und der Zustand ihrer Artillerie harmonirt mit der sonstigen Art des Schiffs. Alle möglichen Kaliber, Jahrgänge und Constructionen, nur nicht die der Neuzeit, sind dabei vertreten, und ich habe Hunderte von Geschützen gesehen, deren ehrwürdiges Alter und verrostete Außenseite darauf schließen ließ, daß sie zum Glücke ihrer Bedienung nie gebraucht wurden, weil sie höchst wahrscheinlich beim ersten Schusse gesprungen wären.

Jedes Geschütz zeichnete sich dadurch aus, daß ein Streifen rothes Tuch um die Mündung gebunden war. Obwol ich den Grund davon nicht erfahren konnte, schließe ich doch, daß den Kanonen eine ähnliche Verehrung gewidmet wird wie dem Kompaß, dem Steuerruder und dem Ankertau, die ebenfalls an Bord der Handelsdschonken mit einem rothen Tuchstreifen geschmückt sind und denen allerlei Opfer dargebracht werden. Täglich brennen vor diesen drei Gegenständen, die allerdings für die Sicherheit des Schiffs sehr wesentlich sind, Räucherstäbe und werden kleine Dschonken aus Goldpapier verbrannt. Ebenso wird bei allen Wind- und Wetterveränderungen der „Königin des Himmels", der Schutzpatronin der Seeleute, auf ähnliche billige Weise geopfert. Etwas mehr Ordnung und Disciplin herrscht wol auf den Mandarinendschonken, aber von europäischer Mannszucht ist keine Rede. Es ist gewiß nicht zu hoch gegriffen, wenn man die Zahl der Kriegsfahrzeuge auf 5—6000 anschlägt, aber ihr Nutzen ist

geradezu Null. Alle Flüsse und Küsten des ganzen großen Reichs wimmeln von Piraten, die unter den Augen der Kriegsdschonken ihr Handwerk betreiben, und wo die Mandarine aus Furcht vor dem kaiserlichen Bambus es einmal gewagt haben, europäischen Kriegsschiffen entgegenzutreten, haben sie stets die großartigsten Niederlagen erlitten. Von einem einzigen kleinen europäischen Kriegsdampfer sind oft 60—80 Dschonken in den Grund gebohrt, verbrannt oder in die Flucht geschlagen worden. In der Gegend von Schang-hae und Ningpo, wo die Seeräuber am häufigsten und frechsten sind, hat eine Gesellschaft chinesischer Kaufleute sich einen von Europäern befehligten und bemannten Kriegsdampfer bauen lassen, der ihre Dschonken escortirt, weil sie bei der kaiserlichen Flotte auf Schutz gegen die Piraten nicht rechnen dürfen. Die Frechheit der Piraten übersteigt bisweilen alle Grenzen. So z. B. wurde im Jahre 1861 eines Abends in der englischen Colonie Hongkong mitten im Hafen und keine tausend Schritt von der als Wachtschiff fungirenden Dampfcorvette Esk eine amerikanische Brigg von einigen Piratendschonken überfallen, die gesammte Mannschaft ermordet und das Schiff ausgeraubt. Nur Ein Passagier, ein deutscher Kaufmann, sprang über Bord, und es gelang ihm, sich durch Schwimmen auf die am westlichen Hafeneingange gelegene kleine Insel Green Island zu retten, die jedoch ganz unbewohnt ist. Nach einer Stunde hört er eine Dschonke vorbeirudern, ruft sie an und ersucht sie, ihn an das Festland zu bringen. Der Dschonkenführer fordert dafür den enormen Preis von 50 Dollars, die der Kaufmann auch verspricht; wie erschrickt er jedoch, als er beim Betreten des Fahrzeuges alle jene wilden Gesichter wieder erkennt, vor denen er kurz vorher über Bord gesprungen. Glücklicherweise verläßt ihn jedoch seine Geistesgegenwart nicht, und er verräth sich nicht. Als die Dschonke in der Nähe des Wachtschiffes vorbeirudert, ver-

langt er an Bord des Esk gesetzt zu werden. Die Piraten machen Schwierigkeiten, werden aber durch die Drohung des Deutschen, um Hülfe zu rufen, dazu vermocht. Sie bringen ihn an Bord, kaum hat er jedoch den Fuß auf die Leiter gesetzt, als die Räuber-Dschonke schon wieder abstößt, und ehe der Deutsche Zeit hat, dem Wache habenden Offizier den Vorfall zu erzählen, ist jene bereits in der Dunkelheit verschwunden. Zwar werden ihr sofort einige bewaffnete Boote nachgeschickt, allein ohne irgendwelchen Erfolg.

So traurig, wie es mit der Seeschiffahrt in China bestellt ist, so vorzüglich steht es mit der Flußschiffahrt. Abgesehen von unsern Dampfschiffen sind uns die Chinesen in ihrer Passagierbeförderung zu Wasser ganz gewiß überlegen. Der äußerst geringe Tiefgang der Flußfahrzeuge bei ungemein großem Laderaum, ihre steife Bauart und große Bequemlichkeit, sowie die Geschicklichkeit, mit der diese Fahrzeuge durch die schwierigsten Passagen gelenkt werden, erregen stets die Bewunderung der Europäer. Ihre Lenksamkeit haben sie dem obenerwähnten, nach hinten hinausliegenden Ruder zu danken, das bei größern Fahrzeugen oft 50 Fuß Länge besitzt und nicht selten von 20 bis 60 Menschen bewegt wird. Die Wirkung eines solchen gewaltigen Hebels muß bei den flachgehenden Fahrzeugen natürlich sehr bedeutend und augenblicklich sein.

Die Passagierboote können 80—100 Menschen fassen; sie sind durch ein festes Deck gegen die Witterung geschützt, und ihre Räumlichkeiten haben eine Höhe von 7—8 Fuß. Diese Räume bestehen aus einem Vorzimmer für die Dienerschaft, einem Wohnzimmer und verschiedenen Schlafkammern nebst allen Bequemlichkeiten, die chinesischer Comfort kennt. Im Gegensatz zu dem Schmuze der Häuser zeichnen sie sich durch merkwürdige Reinlichkeit aus, und wenn man von der Schnelligkeit absieht, läßt sich eine bequemere Flußschiffahrt kaum

denken. Geschwindigkeit freilich darf man nicht erwarten; die Form, welcher man die Bequemlichkeit verdankt, schließt jene aus. Selbst unter den günstigsten Umständen macht eine solche Barke höchstens drei bis vier Meilen an einem Tage.

12.

Eintheilung und Bevölkerung des chinesischen Reichs. Stabilität und Grundprincip der Regierungsform. Volksbildung und Unterricht. Der Kaiser, seine Stellung, seine Edicte. Das Reichsministerium und der Verwaltungsorganismus. Die Staatsprüfungen für die höhere Beamtenlaufbahn. Der chinesische Strafcodex. Grausamkeit und raffinirte Strafarten. Käufliche Vertreter in der Strafbüßung, selbst bei Todesstrafe.

Kanton ist der Sitz eines Gouverneurs oder Vicekönigs. Dieser hohe Beamte wird nämlich vom Kaiser mit königlicher Macht und durch das Symbol eines besondern kostbaren Schwertes mit Kreuzgriff, goldener Scheide, sowie mit Brillanten besetzt, mit dem Rechte über Leben und Tod beliehen, das, wie ich bereits bemerkt, unter andern von dem berüchtigten Yeh in solcher Weise ausgeübt wurde, daß in drei Jahren seiner Herrschaft allein in Kanton 70,000 Menschen durch Henkershand fielen.

Das ganze China ist in 18 Provinzen eingetheilt, deren Namen ich füglich übergehen kann, da sie in jedem geographischen Handbuch zu finden sind. Je zwei Provinzen sind einem Vicekönig unterstellt, und der Vicekönig von Kanton beherrscht Kwangsi und Kwangtung, die an Größe und Einwohnerzahl unsere bedeutendsten europäischen Reiche übertref-

fen. Die Angaben über die Gesammtbevölkerung des ganzen chinesischen Reichs weichen bedeutend voneinander ab. Unter dem vorigen Kaiser wurde eine Volkszählung vorgenommen, die 310 Millionen ergab. Gegenwärtig schätzt man die Einwohnerzahl auf 360 Millionen, was vielleicht etwas zu hoch genommen ist, da die Bürgerkriege, welche seit den letzten 10 Jahren im Innern wüthen, und die in letzter Zeit großartig gewachsene Auswanderung hierbei nicht gehörig beachtet zu sein scheinen.

Wie dem aber auch sei, so bleibt es immer wunderbar, daß eine so ungeheuere Bevölkerung seit Jahrtausenden unter einem Oberhaupte ein Reich gebildet und zusammengehalten hat, und es ist gewiß interessant, nach den Ursachen zu forschen, die eine solche in der Weltgeschichte einzig dastehende Thatsache begründeten.

Zunächst hat wol das chinesische Reich seine Stabilität der Regierungsform zu danken, und diese muß wenigstens im Princip für das Volk gut und zweckmäßig sein, da intelligente Menschen, wie die Chinesen unzweifelhaft sind und seit Jahrtausenden waren, eine schlechte verderbliche Regierung auf die Dauer nicht ertragen hätten. Kein Land der Welt hat aber eine so stetige geschichtliche Vergangenheit aufzuweisen wie China, und wenn nach dem Ausspruche eines berühmten Staatsmanns das Volk glücklich ist, dessen Geschichte langweilig ist, so sind die Chinesen bestimmt glücklich. Ihre Annalen sind das Bild eines ruhig dahingleitenden Stroms, der nur in jahrhundertlangen Zwischenräumen auf kurze Zeit durch das Aufbrausen der Wogen seine Ufer überflutet, bald aber in sein altes Bett zurücktritt, um abermals Jahrhunderte ruhig weiter zu fließen. Das Aufbrausen verursachten tyrannische Despoten, an deren Sturz sich gewöhnlich ein Dynastienwechsel knüpfte, und auch die jetzigen innern Kämpfe sind nur Widerstand und Auflehnung des Volks gegen einen

schlechten Herrscher, ein Kampf der Unterjochten gegen fremde Unterdrücker, der Chinesen gegen die Tataren.

Wie oft aber auch seit dem Bestande des Reichs Dynastienwechsel stattgefunden, nie hat sich damit die Regierungsform geändert. Es handelte sich stets um Personen, und wenn auch vielfach von der gegenwärtigen Revolution ein Systemwechsel erwartet wird, so ist dies meiner Ansicht nach eine irrige Voraussetzung. Mag der tatarische Zopf der alten chinesischen Haartracht, der buddhistische und taoistische Aberglaube einer bessern Religionslehre Platz machen, mögen die Rebellen siegen oder Prinz Kung sich zum Kaiser machen und, wie es den Anschein hat, dem Reiche liberale Einrichtungen geben und es den Fremden öffnen — ehe sich die Regierungsform ändern kann, müssen erst noch Jahrhunderte vergehen. Sie ist zu sehr mit dem Charakter des Volks verwachsen, ihre Institutionen sind durch ein hohes Alter zu sehr geheiligt, und sie wird zu bedeutend durch unveränderliche, ununterbrochen fortwirkende Naturgesetze unterstützt, als daß sie plötzlich oder in wenigen Jahren sich umwandeln ließe.

Nach allem, was ich vom chinesischen Volke gesehen und gehört, ist es die conservativste Nation der Welt, und der jetzige Kampf nur ein Kampf der Reaction gegen ein Herrscherhaus, das so unklug war, an dem Heiligsten des Volks, an seinen ehrwürdigen Institutionen zu rütteln. Der friedliche Charakter der Chinesen läßt sich aus ihrem Sprichwort erkennen: „Lieber ein Hund in Frieden, als ein Mann in Anarchie.“ Bis vor 50 Jahren hatten sie fast noch keine Feuerwaffen, und es ist genugsam bekannt, daß die Bevölkerung ihre Existenz allein ihrer friedlichen Thätigkeit und Industrie verdankt. Es muß daher ein mächtiger Beweggrund gewesen sein, der eine so unkriegerische Nation aufreizen konnte, zehn Jahre lang das blutige Kriegshandwerk zu betreiben. Weder Eroberungssucht noch religiöse Motive haben die Bewegung

veranlaßt. Das sogenannte Christenthum der Rebellen beschränkt sich, wenn es überhaupt vorhanden ist, auf die Führer; außerdem aber ist, wie ich bereits erwähnte, dem chinesischen Charakter jeder religiöse Fanatismus fremd, und er wird von ehrgeizigen Menschen nie für deren Plane ausgebeutet werden können. Ebenso würde kriegerischer Ehrgeiz unter einer solchen Bevölkerung ein Heer von Hunderttausenden nicht zu schaffen, geschweige denn zehn Jahre lang zu halten vermögen. Der Ehrgeiz des Volkes sucht allein Befriedigung in wissenschaftlicher Auszeichnung, und gerade weil die Tataren diesen Weg dadurch hemmten, daß sie die Staatsämter, zu denen Talent und hervorragende Kenntnisse auch den niedrigst Geborenen befähigten, an unwürdige Subjecte verkauften, verletzten sie die heiligsten Rechte des Volks und beschworen einen Kampf herauf, der ihnen die Herrschaft kosten wird, wenn auch noch 10—20 Jahre darüber vergehen sollten. Obwol die Westmächte es dahin bringen mögen, durch ihren Beistand den Mandschu die Herrschaft über die Küste wieder zu erobern und eine Zeit lang zu sichern, werden sie sicher dadurch die Bewegung nicht erdrücken oder auf die Dauer niederhalten.

Die Grundzüge der chinesischen Regierungsform habe ich schon bei Gelegenheit der Lehre des Confucius in kurzen Worten angedeutet. Ihre Basis ist väterliche Autorität, jene natürliche Gewalt, die fast ein jeder schon beim ersten Erwachen seines Bewußtseins anerkennt, und der er sich willig unterwirft. Mag diese Gewißheit oder ein anderes Motiv die chinesischen Herrscher bewogen haben, für ihre Regierung die patriarchalische Form festzuhalten, jedenfalls ist sie überall die erste und natürlichste gewesen, wo Menschen sich zu einem staatlichen Gemeinwesen vereinigten. Was wir in China zu bewundern haben, ist, daß sich diese Regierungsform so ungemein lange und hauptsächlich in einem so ausgedehnten und

von Hunderten von Millionen bewohnten Reiche bewährt und erhalten hat, ohne auszuarten.

Die chinesische Regierung gesteht den Vätern eine unbedingte Gewalt über die Kinder zu, sie beansprucht als Haupt des Staats aber dasselbe von allen Unterthanen. Der Kaiser ist der Vater des Reichs, der Gouverneur der Vater der Provinz, der Mandarin der Vater der Stadt oder des Districts. Auf diese Weise wird der Unterthan vom zartesten Kindesalter an bis zu seinem Tode als Kind des einen oder andern behandelt und saugt mit der Muttermilch die Grundsätze der Ehrfurcht und des Gehorsams gegen Aeltern und Vorgesetzte ein. Wenn bei diesem System die individuelle Freiheit und Entwickelung auch ziemlich Null ist, so hat es doch den Vortheil, ruhige Unterthanen zu erziehen, und es läßt sich nicht leugnen, daß dies in China der Fall ist.

In unsern europäischen Staaten heißt ein Grundsatz: „Unkenntniß des Gesetzes schützt nicht vor Strafe.“ Dies Princip mag vieles für sich haben, ganz bestimmt liegt aber eine Härte darin, und es ist gewiß ein humaner Zug in der chinesischen Gesetzgebung, daß sie diese Härte zu vermeiden strebt. Obwol in China von zehn Menschen gewiß neun so viel lesen und schreiben können, um sich mit den Gesetzen bekannt zu machen, setzt die Regierung dies doch keineswegs voraus. Vielmehr hat sie die Pflichten der Unterthanen in ein Buch zusammengefaßt und läßt dasselbe im ganzen Reiche zweimal monatlich durch die Magistratspersonen öffentlich vorlesen. Der erste Abschnitt dieses Buches lehrt die Pflichten der Kinder gegen die Aeltern, der Jugend gegen das Alter, des Volks gegen die Regierung und wiederholt nur den Erwachsenen, was die Kinder von den Alten lernen, was die heiligen Bücher des Confucius als Fundament der Erziehung hinstellen, und was die Schulen lehren, erläutern und befestigen.

Es kann freilich nicht geleugnet werden, daß die väterliche

Gewalt des Kaisers oft gemisbraucht, daß das Volk öfter von seinen Herrschern oder dessen Dienern tyrannisirt wird, und daß sich vieles an der Regierung aussetzen läßt; allein solche Zustände sind nur vorübergehend, und das Volk leidet sie auf die Dauer nicht. Jedenfalls aber muß man anerkennen, daß die Regierung im großen Ganzen ihre Pflichten gegen das Volk seither selten vernachlässigt hat. Davon gibt der Reichthum des Landes, die unermüdliche und fröhliche Thätigkeit seiner Bewohner und deren rührende Anhänglichkeit und Liebe zu ihrem Vaterlande genügendes Zeugniß. Die Anhänglichkeit geht so weit, daß Chinesen nur auswandern, wenn ihnen alle Mittel fehlen, im eigenen Lande zu existiren, daß sie nie daran denken, im Auslande für immer zu verbleiben, sondern einzig nach Geld und Gut streben, um dereinst in der Heimat ihre Tage zu beschließen. Sehr wenige kehren zwar zurück, aber wer es vermag, der trägt dafür Sorge, daß wenigstens seine Gebeine in heimatlicher Erde ruhen, und aus allen Welttheilen kommen in den verschiedenen Häfen des Landes Schiffe mit den Leichen ausgewanderter Chinesen an.

Zum großen Theil muß die allgemeine Prosperität und Ruhe des Landes dem Einflusse zugeschrieben werden, den Schulen und Erziehung auf die untern Klassen üben. Wenn der Zustand der Volksbildung in China früher auch vielfach überschätzt und erst durch den deutschen Missionar Lobscheid, gegenwärtigen Inspector aller Schulen in Hongkong, auf sein wahres Maß zurückgeführt ist, so gibt doch dieser Missionar in einer den Gegenstand behandelnden Broschüre selbst zu, daß wenigstens von der männlichen Bevölkerung fast jeder lesen und schreiben kann. Diese hohe Culturstufe verdankt aber das Volk der Regierung, die seit undenklichen Zeiten nicht nur bestrebt gewesen, die Nothwendigkeit einer guten Erziehung und Verbreitung von Kenntnissen durch Vernunftgründe zu

beweisen und durch einschlägige Vorschriften einzuschärfen, sondern auch Kenntnisse und Talente auf die ehrendste Weise belohnt. Dadurch, daß die Regierung die Aeltern für die Vergehen ihrer Kinder, mögen diese noch so alt sein, verantwortlich, sie andererseits aber auch zu Theilnehmern an deren Ehre und Ruhm macht, zwingt sie die erstern, alle Sorgfalt auf die Erziehung der Kinder zu verwenden, und obwol der Staat selbst nichts für Schulen thut, hat doch jede Stadt, jedes Dorf eine öffentliche Schule und jeder Wohlhabende hält für seine Kinder Privatlehrer. Lobscheid tadelt die Oberflächlichkeit des Unterrichts und die Unwissenheit der Lehrer, welche meistens durchs Examen gefallene Candidaten für Staatsämter sind; jedoch scheint mir sein Urtheil zu streng, da man an China nicht den pädagogischen Maßstab Deutschlands legen darf, auch es noch gar nicht so lange her ist, ja vielleicht jetzt noch der Fall vorkommt, daß selbst bei uns Volkslehrer Schulmeister und Schweinehirten zu gleicher Zeit waren. Immerhin ist das in China erzielte Resultat ein großes. Ich bin erstaunt gewesen, auf einem Dorfe, zwei Meilen von Schang-hae, Kinder von sieben bis acht Jahren die vier classischen Bücher des Confucius mit Geläufigkeit lesen zu hören. Dies war freilich in einer Privatschule, die nur sechs Zöglinge zählte, aber es ist immer sehr viel, da bekanntlich das Lesen und Schreiben der chinesischen Sprache für Kinder viel schwieriger als das irgendeiner andern Sprache ist, weil die Worte nicht aus Buchstaben zusammengesetzt sind, sondern jeder Begriff sein besonderes Zeichen hat. Wenngleich sich diese Zeichen auf eine bestimmte Anzahl von Wurzeln zurückführen lassen, welche die Stelle des Alphabets vertreten, und die Zahl der Wurzeln nicht, wie mehrfach behauptet wird, 6000, sondern nach Davis, einem der besten Sinologen, nur 214 beträgt, so geht daraus doch schon hervor, daß das chinesische Kind 214 Wurzeln oder Buchstaben-

zeichen kennen muß, während das europäische sich nur die Bilder von 25 einzuprägen hat. Dabei kommt noch in Betracht, daß in China nicht weniger als sechs verschiedene Schreib- und Druckweisen existiren, die einander viel ferner stehen als z. B. unsere deutsche Fractur der lateinischen Currentschrift.

An der Spitze des Reichs steht als absoluter Herrscher der Kaiser, „der Sohn des Himmels" oder „Zehn Tausend Jahre", wie seine officiellen Titel sind. Er wird als allgegenwärtig im ganzen Reiche gedacht, ist Hoher Priester der Staatsreligion, und man erweist ihm göttliche Ehre. In allen großen Provinzialstädten befindet sich eine ihm geweihte Halle, in der die Staatsbeamten und vornehmsten Einwohner der Stadt an seinem und der Kaiserin Geburtstage ihre Huldigungen darbringen. Diese Halle ist mit gelbem Tuche, der kaiserlichen Farbe, ausgeschlagen und mit einem Thronsessel versehen, vor dem von jedem Besucher die neun Kniefälle vollzogen werden müssen, welche die Anwesenheit des Kaisers selbst erfordert.

Ungleich andern asiatischen Fürsten, zeichnet sich der Kaiser vor seinem Hofstaate nicht durch Pracht, sondern durch Einfachheit der Kleidung aus, und während die Uniformen seiner Minister und Beamten von Gold, Silber, Juwelen und Stickereien starren, erscheint er bei Audienzen in einfachem seidenen Rocke und mit einer Sammtmütze bekleidet, die nur durch eine große Perle geschmückt wird.

Der Kaiser hat das unumschränkte und seit undenklichen Zeiten bestehende Recht, sich seinen Nachfolger zu wählen, und es ist öfter vorgekommen, daß von ihm tüchtige Männer mit Uebergehung der eigenen Söhne auf den Thron berufen wurden. Alle Edicte, welche die kaiserliche Sanction erhalten, werden mit seinem Siegel versehen, seine Bemerkungen mit rother Tusche hinzugefügt und alle Erlasse in der Staatszeitung, dem einzigen öffentlichen Blatte, das China besitzt,

publicirt. Auf Fälschung irgendeines Artikels in dieser officiellen Zeitung, die nur Berichte an den Kaiser oder dessen Antworten darauf enthält, steht der Tod. Dies schließt jedoch nicht aus, daß die Berichte selbst sehr häufig durchaus falsch sind, namentlich wenn es sich um einen Aufstand, eine Schlacht oder dergleichen handelt. Die sich auf Erhöhung oder Milderung von Strafen beziehenden Edicte gelten jedoch keineswegs später als Präcedenzfälle bei Anwendung des Strafgesetzbuches, im Gegensatz zu den Edicten der römischen Kaiser, die Gesetzeskraft erhielten.

Das Ministerium oder Nuiko besteht aus vier Personen, zwei Tataren und zwei Chinesen, von denen die erstern jedoch stets den Vorsitz führen. Die Minister bilden mit einer Anzahl anderer höherer Beamten den Staatsrath, und sie gehen aus dem kaiserlichen Collegium oder Hanlin hervor, das sich am besten mit der ehemaligen pariser Sorbonne vergleichen läßt, indem dieses Institut als höchste Instanz in Religionssachen, die in China zugleich Staatsgrundsätze sind, entscheidet.

Die ausführendeu Organe des Ministeriums sind sechs Behörden, deren erste alle Beamte anstellt und controlirt. Ihr folgt das Finanzministerium, dann das des Cultus, das alle staatlichen Ceremonien und Riten zu überwachen hat. Zunächst kommt das Militärdepartement, zu dessen Räthen jedesmal die Gouverneure der verschiedenen Provinzen gehören, dann der oberste Criminaljustizhof und schließlich das Departement der öffentlichen Arbeiten. Alle diese Behörden residiren in Peking und gelten für das ganze Reich.

In den Provinzen sind die höchsten Beamten folgende: 1) der Generalgouverneur oder Vicekönig, der je zwei Provinzen beherrscht, ziemlich selbständig regiert und das Recht über Leben und Tod besitzt. Er ist Mandarin erster Klasse, Präsident des Provinzial-Kriegsdepartements und führt als

solcher nominell den Oberbefehl über sämmtliche in seinen Landen stehende Truppen. 2) Der Gouverneur, welcher nur Eine Provinz unter sich hat und ziemlich dieselbe Autorität wie sein Vorgesetzter besitzt, indem er das Recht übt, wie dieser über alle Angelegenheiten an den Kaiser persönlich zu berichten. Gewissermaßen ist er der Spion seines Vorgesetzten, sodaß es im Interesse des letztern liegt, sich mit dem Gouverneur möglichst gut zu stellen. 3) Der Provinzial-Steuerdirector mit den Functionen, wie sie dieser Beamte in Deutschland hat. Außerdem zahlt er den Sold für alle Beamte in der Provinz und bekümmert sich wie die Gouverneure auch um allgemeine Angelegenheiten. Er darf dreimal jährlich dem Kaiser direct Bericht erstatten und dient dadurch als Spion seiner Vorgesetzten. Ihm folgt 4) der Provinzialrichter, die höchste Behörde der Provinz für Justizsachen und zugleich Inspector der kaiserlichen Posten. 5) Der Salzcommissar, der den Salz- und Eisenhandel überwacht, die beide Monopol der Regierung sind. 6) Der Tschutau, ein schwer zu übersetzender Ausdruck. Während nämlich der Provinzial-Steuerdirector alle Geldsteuern einzieht, überwacht der Tschutau die Naturalabgaben und sorgt zugleich für die Verpflegung der Truppen. 7) Der Tautai. Jede Provinz ist in fünf oder mehrere Regierungsbezirke getheilt und an der Spitze eines solchen steht der Tautai. Was der Gouverneur für die Provinz, ist er für den District, d. h. er hat keine bestimmte Branche zu vertreten, sondern sich um alles zu kümmern. 8) Der Tschifu, welches Wort sich am besten mit Landrath übersetzen läßt, da er die oberste Kreisbehörde bildet. Als Assistent steht diesem 9) der Tungtschi oder Unterpräfect zur Seite, und den Schluß der obern Beamtenreihe bildet 10) der Tschitschu, eine Art Polizeimeister, der die erste Instanz in allen Klagesachen ist und ziemlich die schwierigste Stellung von allen seinen Collegen hat, da er fast

überall, wo etwas vorfällt, persönlich zu erscheinen und die ersten Maßregeln zu treffen hat.

Diese zehn verschiedenen Beamten sind Mandarine erster bis siebenter Klasse. Sie avanciren bis zur dritten Klasse nach persönlichem Verdienst und nachdem sie bei Beginn ihrer Carrière ein Staatsexamen abgelegt haben. Zu den zwei ersten Klassen können sie jedoch nur gelangen, wenn sie ein zweites Examen, und zwar in Peking selbst vor Mitgliedern des Hanlin, abgelegt und bestanden haben.

Für die höhere Staatscarrière finden in allen Provinzialhauptstädten alle drei Jahre Prüfungen statt, bei denen zwei Räthe des Hanlin den Vorsitz führen, während ihnen zehn Examinatoren aus den höchsten Beamten am Orte beigegeben sind. Zu diesen Prüfungen wird jeder zugelassen, der sich bereits bei den jährlichen Vorprüfungen einen literarischen Grad erworben. In Kanton allein beläuft sich die Zahl der Candidaten, welche sich für jedes Staatsexamen melden, auf 5—6000. Man kann sich denken, was für Aufregung bei diesen Prüfungen herrscht, da nur 70 bis 80 der Fähigsten bestehen und eine hohe Staatsanstellung erhalten können. Das Examinationsgebäude oder Kunghuen ist eine mächtige Halle mit Tausenden von engen und niedrigen Zellen, in denen die Examinanden drei Tage und zwei Nächte, die man ihnen zur schriftlichen Beantwortung der ihnen vorgelegten Fragen gibt, unter strenger Clausur gehalten werden.

Den Candidaten werden Themata aus den vier heiligen Büchern des Confucius aufgegeben, die sie auslegen und erläutern, und ein viertes, über das sie ein kurzes Gedicht in Reimen schreiben müssen. Am zweiten Tage erhalten sie ein Thema aus einer andern Abtheilung der Lehren des Confucius, und am dritten fünf Fragen, die sich auf die Geschichte oder Nationalökonomie des Landes beziehen. Alle die Themata müssen von wichtigem Inhalte und dürfen früher noch nicht

behandelt sein, ebenso darf keins derselben auf die Politik der gegenwärtigen Dynastie Bezug haben.

Die Aeußerlichkeiten dieses Examen sind gleichfalls scharf geregelt und überwacht. So z. B. wird das zu den schriftlichen Arbeiten erforderliche Papier in einer bestimmten Größe und Dicke vom Staate zu bestimmten Preisen geliefert. Am Ende der Arbeit muß der Candidat wahrheitsgemäß angeben, wie viel Charaktere er ausradirt oder geändert hat. Uebersteigt die Zahl solcher Aenderungen hundert, so wird er von der Liste gestrichen, sein Name an das Thor des Kungyuen geschlagen und er von dem Examen ausgeschlossen. Eine gleiche Strafe trifft die Candidaten, die auf irgendeine andere Weise gegen die Prüfungsregulative verstoßen, unter sich oder mit jemand anders communiciren und auf heimliche Art sich Hülfe zu verschaffen suchen.

Fünf und zwanzig Tage nach der Prüfung werden die Resultate veröffentlicht, und während Tausende mit zerstörten Hoffnungen, entmuthigt und niedergeschlagen in ihre Heimat ziehen, werden die Namen der wenigen Glücklichen unter dem ehrendsten Jubel ihrer Anverwandten und des Publikums bekannt gemacht. Ein Salut von sechs Kanonenschüssen begleitet diese Feier, und der Gouverneur der Provinz ehrt die Bestandenen dadurch, daß er sich dreimal vor ihrer Namenliste verbeugt, die in der Examenhalle angeschlagen ist. Außerdem werden ihre Namen zum Kaiser nach Peking eingesandt, und man gibt ihnen ein Fest, dem alle Examinatoren und die Civilbeamten der ganzen Provinz beiwohnen. Der Präses der Prüfungscommission führt auch den Vorsitz bei Tische. Rechts von ihm sitzt der Vicekönig, links der erste Examinator; Subalternbeamte haben die Bedienung, und zwei als Najaden gekleidete Knaben mit einem Olivenzweige in der Hand verherrlichen die Scene durch einen Gesang aus den alten classischen Büchern.

Wenn der Staat der Wissenschaft und dem Talent solche Auszeichnungen gewährt und jedem Unterthan der Weg zu den höchsten Ehren und Ehrenstellen offen steht (der Handel mit Staatsämtern unter der gegenwärtigen Dynastie ist nur als Ausnahme zu betrachten), so ist es leicht erklärlich, daß der ganze Ehrgeiz der Chinesen sich dahin concentrirt, durch hervorragende Kenntnisse die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Es kann sonach auch nicht mehr auffallen, daß das untere Volk, verhältnißmäßig nämlich, einen Bildungsgrad erreicht, wie ihn unsere civilisirtesten Staaten kaum aufzuweisen vermögen. Ebenso natürlich ist es, daß Bildung und Wissenschaft überall den Vorrang haben, und selbst die tatarischen Eroberer mußten sich in dieser Beziehung vor dem dem Volke innewohnenden Geiste beugen. Sie können wol an unwissende Menschen Staatsämter und Ehrenstellen verkaufen, aber sie haben es nicht vermocht, diese Creaturen vor allgemeiner Verachtung des Volkes zu schützen, und ebenso wenig ist es ihnen gelungen, ihrem Militär eine andere als secundäre Stellung zu verschaffen. Die Offiziere oder Militärmandarinen avanciren nicht nach wissenschaftlicher Auszeichnung, auch nicht einmal nach Kühnheit und Tapferkeit als Führer der Truppen, sondern nur nach ihrer Geschicklichkeit in Handhabung der Waffen, kräftigem Gliederbau und rein persönlicher Tapferkeit. Diese Eigenschaften stehen aber bei dem Volke in so geringer Achtung, daß z. B. ein Militärmandarin erster Klasse oft zu Fuß gehend gesehen wird, während ein Civilmandarin vierter Klasse schon als degradirt betrachtet werden würde, wenn man ihn nicht in einer Sänfte mit vier Trägern erblickte.

Wie vortheilhaft diese literarischen Institutionen aber auch auf die geistige Entwickelung des Volks vor Zeiten gewirkt und wie friedliche Unterthanen sie geschaffen haben mögen, haben sie sich doch seit langem überlebt und sind ganz gewiß auch die Ursache, daß China seit Jahrtausenden auf derselben

Culturstufe stehen geblieben ist. Die hinterlassenen Schriften des Confucius, die, insofern sie Staatskunst und Moral behandeln, unter dem Namen der classischen Bücher bekannt sind, mögen für die damalige Zeit passend gewesen sein, aber daß man ihr Studium und Verständniß als alleiniges Bedingniß für die Besetzung von allen Staatsstellen fordert, kann unmöglich dem Aufblühen der Cultur förderlich sein und muß namentlich in einem größern Staate nicht allein der Regierung große Schwierigkeiten bereiten, sondern auch unfehlbar zu einem Stillstande aller staatlichen und individuellen Entwickelung führen.

Ich habe bereits bemerkt, daß die Regierung gar nichts für den Unterricht thut, es gibt weder Bürger- noch höhere Schulen, noch Universitäten oder Fachschulen. Die erwähnten Examina sind staatlich; sie stellen ihre Forderungen, aber es bleibt jedem einzelnen überlassen, wie er sich die nöthigen Kenntnisse verschaffen will. Die Forderungen sind für jeden höhern Beamten, mag er für einen Verwaltungszweig irgendeiner Art ambitioniren, dieselben, und zwar beschränken sie sich allein auf das Gebiet der Moralphilosophie, die auf die Staatskunst angewandt wird, auf Schöngeisterei, indem der betreffende Candidat ein Gedicht liefern muß, und auf fünf Fragen über die Geschichte des Landes und Nationalökonomie, freilich aber auf die vorhundertjährige, da die Politik der gegenwärtigen Dynastie ausgeschlossen bleibt. Nun denke man sich aber an der Spitze aller Verwaltungsbehörden in einem europäischen Staatswesen nur Moralphilosophen ohne irgendwelche sachliche Vorbildung. Man stelle sich einen Regierungsbaurath ohne eine Idee von Mathematik oder Zeichnen, einen Regierungspräsidenten oder Landrath ohne irgendwelche Kenntniß der Verwaltung vor oder gar einen Tribunalrath, der abwechselnd als General-Postmeister oder als Salzcommissar fungirt. Wenn man auch nach dem Verhältniß

der Bestandenen zu den Examinanden darauf schließen darf, daß in China nur eine Auswahl der gescheidtesten Köpfe überhaupt zu den höhern Staatsstellen gelangt, und ebenso angenommen werden kann, daß sie sich allmählich in ihr Fach hineinarbeiten, so ist es ebenso gewiß, daß sie bei dem Mangel aller einschlägigen Vor- und Fachstudien im allgemeinen stets nur mittelmäßige Beamte bleiben und zur Förderung der ihnen unterstellten Branche nichts leisten können. Sie werden stets mehr oder minder von ihren Untergebenen abhängig sein, und jede geistige Entwickelung muß gehemmt werden. Unser deutsches Sprichwort: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand“, ist nirgends angebrachter als in China, und es ist überhaupt zu verwundern, daß bei solchen Einrichtungen noch alles so gut geht.

Ein äußerst wirksames Instrument, mit dessen Hülfe die Beamten die zahllosen Millionen des Reichs der Mitte regieren und überwachen, ist das Strafgesetzbuch. Der Engländer Sir George Staunton, der es übersetzt hat und zugleich ein befähigter Kritiker chinesischer Zustände ist, sagt darüber: „Das Auffallendste bei diesem Codex ist seine Klarheit, Logik und vernunftgemäße Abfassung, die geschäftsmäßige Kürze und Bestimmtheit seines Inhalts und die deutliche und maßvolle Sprache, wodurch es sich so wesentlich von den Gesetzbüchern anderer asiatischer Nationen unterscheidet und den europäischen nahe tritt.“

Dieses Urtheil ist unzweifelhaft richtig, trotzdem leidet das chinesische Gesetz an bedeutenden Mängeln. In seiner väterlichen Fürsorge geht es viel zu weit, mischt sich in alle Verhältnisse der Familie und des Lebens, die einen viel passendern Richter in dem Herzen und Gefühle der Menschen finden, und ebenso wie es Diebstahl und Mord bestraft, will es durch Strafen auch die Ausübung von Tugenden erzwingen. Wir haben zwar in einigen europäischen Ländern und vor noch

gar nicht langer Zeit in unserm lieben Deutschland etwas ganz Aehnliches gehabt, wenn z. B. Angestellte aus Furcht vor Entlassung zu bestimmten Kirchen- oder Abendmahlsgängen gezwungen wurden; aber ein solches Verfahren ist wenigstens nie durch Gesetze sanctionirt worden und konnte überhaupt nur immer gegen einen Bruchtheil der Bevölkerung in Anwendung gebracht werden. In China jedoch ist die religiöse Pflicht, die Gräber der Vorfahren zu bestimmten Zeiten zu besuchen, gesetzlich geboten und eine Unterlassung derselben mit harter Strafe bedroht. Ein anderer Fehler ist die Aengstlichkeit, mit der das Gesetz bestrebt ist, alle erdenklichen Möglichkeiten zu begreifen und für alle vorkommenden Fälle, mögen sie auch noch so sonderbarer Art sein, eine Bestimmung zu erlassen. So z. B. führt Davis ein Citat aus dem die Erbschaftsangelegenheiten betreffenden Theile des Codex an, das in dieser Beziehung sehr charakteristisch ist. Danach erhält ein Sohn einen Theil, eine Tochter einen halben Theil der Hinterlassenschaft. Für uns würde diese Bestimmung allerseits ausreichen, für die Weisheit und Voraussicht des chinesischen Gesetzes nicht. Dasselbe zieht auch den Fall in Betracht, daß ein Kind ein Zwitter sein könne, und verfügt, daß unter solchen Umständen der Zwitter die Hälfte von den Erbtheilen des einen und der andern, also drei Viertheile erhalten soll!

Diese Aengstlichkeit führt aber andererseits zu Gesetzen, die im directen Widerspruche mit dem Geiste der Klarheit und Präcision stehen, der nach dem augenscheinlichen Willen der Gesetzgeber den ganzen Codex durchwehen soll, und es entstehen Vorschriften, die dem Richter die unbegrenzteste Willkür in der Auslegung der Gesetze gestatten. Als Beispiel diene hierfür folgende Stelle: „Wer sich eines unpassenden Benehmens schuldig macht und gegen den Geist der Gesetze verstößt, soll, wenn er auch keine Vorschrift dadurch übertreten, mit nicht

unter 40 Bambushieben, ist das Ungehörige in seiner Handlungsweise aber ernsterer Art, mit nicht unter 80 Hieben bestraft werden.“ Man sieht, wie schwer es ist, den Klauen des chinesischen Gesetzes zu entrinnen.

Die Strafen für Verbrecheu und Vergehen sind, wie ich schon bei den Yamuns erwähnte, hart und grausam. Ihre Classification lautet: Hiebe mit dem Bambus auf den Rücken oder die innere Fläche des Schenkels; Gefängniß mit oder ohne Fesselung; der Halskragen; endlich der Tod des Enthauptens, des Verhungerns in einem Käfig oder durch langsames Abschneiden der verschiedenen Körpertheile. Letztere Strafe steht auf Hochverrath oder Vergehen gegen die Person des Kaisers oder der Aeltern, die ganz gleich geahndet werden. Ein französischer Gelehrter, der bei Beginn des letzten chinesischen Krieges mit dem englischen Consul Parkes gefangen genommen wurde, saß in einem der beschriebenen Gefängnisse mit einem Chinesen zusammen, der bereits 19 Jahre in der Höhle schmachtete, weil er als achtjähriger Knabe seinen Vater in den Daumen gebissen hatte.

Zur Erpressung von Geständnissen ist die Anwendung der Folter gestattet, die meistens in Hieben auf die innern Schenkel besteht. Eide kennt das chinesische Gesetz nicht; eine bewiesene Unwahrheit wird aber sehr hart bestraft; daß noch andere Grausamkeiten und raffinirte Strafarten in Anwendung kommen, ist unzweifelhaft. Ich selbst war Zeuge, wie in Chefu ein Greis mit weißem Haar, der in Verdacht stand, ein Rebell zu sein, auf die grausamste Weise gefoltert wurde, um ein Geständniß zu erpressen. Nachdem er vor unserer Ankunft bereits 300 Hiebe auf die innern Schenkel erhalten, war er an einen Pfahl in der brennenden Sonne mit den Daumen hinter dem Rücken zusammen und so hoch gebunden, daß er nur auf den Fußspitzen den Boden berührte. Der Unglückliche war dem Tode nahe, als unsere Dazwischenkunft

(bei der Belagerung der Stadt durch die Rebellen waren die Europäer Halbgötter) ihn rettete. Er wurde losgebunden und später als unschuldig vom französischen Consul auf freien Fuß gesetzt

Diese Strafen und Quälereien sind zwar nicht gesetzmäßig; ob aber ein Mensch verhungert oder durch Entziehung von Schlaf getödtet wird, ob man ihn durch langsames Abschneiden der Gliedmaßen umbringt oder ihm die Augenlider abschneidet und ihn mit glühenden Zangen zu Tode zwickt, bleibt sich am Ende gleich. Das eine ist nicht grausamer als das andere, und beides wirft einen unlöschbaren Flecken auf das Gesetz und seine ausführenden Organe.

Es gibt in China zehn privilegirte Klassen, die nur verurtheilt und bestraft werden können, nachdem vorher dem Kaiser darüber Bericht erstattet ist. Zu diesen gehören die Anverwandten des kaiserlichen Hauses und die höhern Beamten. Bei dem jetzigen Zustande des Reichs vermag jedoch jeder sich dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen, wenn er reich genug ist, nicht allein die Richter zu bestechen, sondern einen Stellvertreter zu kaufen, der für ihn die Strafe erleidet. Dieser letztere Usus steht in China einzig in seiner Art da und liefert einen merkwürdigen Beitrag zur Culturgeschichte dieses Volks. Das Gesetz verlangt für jedes Vergehen eine Sühne, ihm muß unter allen Umständen Genüge geleistet werden; ob jedoch der Schuldige bestraft wird, darauf kommt es weniger an, als daß überhaupt nur gestraft wird. Begeht mithin ein reicher Mann ein Verbrechen, dessen er überführt ist, so hat er nur einen Vertreter zu schaffen, der sich als Thäter bekennt und dem Gesetze verfällt. Bei uns mag bisweilen wol etwas Aehnliches vorkommen, aber dann ganz bestimmt ohne Wissen des Richters, und in sehr vereinzelten Fällen. In China dagegen ist es allgemein, und so unglaublich es klingen mag, für eine verhältnißmäßig geringe Summe

sind sogar Leute zu kaufen, die als Stellvertreter die Todesstrafe erleiden! Ein District in der Nähe von Kanton liefert dieselben. Für 300 Taels oder 600 Thaler nach unserm Gelde lassen sie sich hinrichten oder erleiden die schrecklichsten Todesqualen.

Man fragt unwillkürlich: wie ist es möglich, daß ein Mensch um Geld für einen andern stirbt? Aber dies kann nur in China stattfinden. Ich habe schon bemerkt, daß das Familien- und Staatsleben auf den unbedingtesten Gehorsam, Ehrfurcht und Hingebung gegen Aeltern und Staatsoberhaupt basirt ist. Der Vater bleibt bis zu seinem Tode unumschränkter Herr und Gebieter seiner Kinder, mögen diese selbst Väter oder Großväter sein. Die Söhne sind durch die heiligsten Gesetze gebunden, für die Aeltern zu sorgen, wenn Alter und Schwäche sie erwerbsunfähig machen. Wehe dem Kinde, das seine Aeltern vorsätzlich darben ließe; nicht nur die Strafe des Gesetzes würde es ereilen, sondern das Volk es ausstoßen und ächten. Bei der Uebervölkerung des Landes geht unglaublicher Reichthum neben der schrecklichsten Armuth einher. Der erwähnte District ist einer der ärmsten des Reichs, er wird fast jährlich von Hungersnoth heimgesucht, und Tausende von Familien kämpfen mit dem unglaublichsten Elende. Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn ein Sohn, um die vor Hunger sterbenden Aeltern zu retten und ihnen eine sorgenlose Zukunft zu sichern, sich selbst dem Tode weiht und in kindlicher Resignation seinen Nacken dem Henkerbeile bietet. Er stirbt unter den Segnungen des greisen Vaters, der geliebten Mutter in dem Bewußtsein, das höchste Maß der Kindespflichten erfüllt und sich dadurch der himmlischen Seligkeit theilhaftig gemacht zu haben.

Ein auffallendes Beispiel dieser Art trug sich vor einigen Jahren in der Nähe von Kanton zu. Mehrere reiche Chinesen hatten, unzufrieden mit dem Mandarin ihrer Stadt, eine Verschwörung gegen ihn angestiftet und ihn ermordet. Der

Provinzialrichter wurde mit Truppen gegen sie ausgesandt, fand aber einen so drohenden Widerstand, daß er es gerathen fand, die Unruhestifter nicht mit Gewalt anzugreifen, sondern mit ihnen ein Compromiß einzugehen. Wenn er nicht selbst sein Amt und vielleicht seinen Kopf verlieren wollte, mußte er Schuldige finden und richten. Dies sahen die Verschwörer selbst ein, und da sie sich auch vor einem längern Widerstande fürchteten, kauften sie 20 Stellvertreter, die sich als Rädelsführer bekannten und sofort hingerichtet wurden. Um das Stillschweigen des Sohnes des Ermordeten zu erkaufen, wurde ihm eine Summe von 100000 Taels angeboten, die dieser annahm. So war allen Theilen geholfen. Die Schuldigen gingen frei aus, sie waren von ihrem Verfolger befreit, der Richter behielt Amt und Kopf, die Ruhe war wiederhergestellt und dem Gesetze Genüge geschehen.

Ein guter Zug in der chinesischen Gesetzgebung ist die Milde, wo es sich um Bestrafung Mitschuldiger handelt, wenn diese mit dem Verbrecher durch Familienbande verknüpft sind. Gemäß dem Ausspruche des Confucius: „Der Vater mag die Vergehen seines Sohnes, der Sohn die des Vaters verheimlichen, dies ist nur recht", werden Verwandte und Diener, die unter demselben Dache leben, nicht bestraft, wenn sie die Vergehen ihrer Mitbewohner verheimlichen, ja sogar, wenn sie zu deren Flucht behülflich sind. Ich habe bereits bemerkt, daß die Regierung ängstlich darauf bedacht ist, ihre Unterthanen durch öfteres Vorlesen der Gesetze mit diesen bekannt zu machen. Um dies noch mehr zu fördern, sind alle Individuen, welche die Gesetze nach ihrem wahren Sinne auszulegen vermögen, im ersten Falle für alle solche Vergehen straffrei, die nur zufällig oder die Folge von Verbrechen anderer sind, mit Ausnahme von Hochverrath oder Rebellion, deren Theilnehmern nie Gnade gewährt wird.

So ist der chinesische Strafcodex ein Gemisch von guten und schlechten Gesetzen, von Milde und Grausamkeit. In seiner Sorge, das Wohl der Unterthanen zu befördern, beraubt er sie fast aller individuellen Freiheit, behandelt sie wie kleine Kinder und will sie nicht nur vor dem Abweichen vom Pfade des Rechts warnen, sondern sie zur Tugend zwingen. Seine Mängel sind groß, aber immerhin behält das Werk den Ruhm, das beste seiner Art in ganz Asien zu sein und viel Gutes geschaffen zu haben.

13.

Die chinesische Armee, ihre Stärke, Bewaffnung, Eintheilung. Unkriegerischer Geist der Armee und des Volkes. Vernachlässigung der gesammten Kriegskunst im Reiche der Mitte. Beschaffenheit der Rebellenarmee.

Wenn man die Resultate der verschiedenen Kriege, welche China seit 1840 mit England und Frankreich führte, in Betracht zieht, in denen die gesammte militärische Macht der Westmächte kaum 5—10000 Mann betrug und dennoch stets die numerisch zehnfach überlegenen chinesischen Truppen schlug, so kann man von vornherein keinen hohen Begriff von der Tüchtigkeit und Tapferkeit der letztern bekommen. Wer die Vertheidiger des Reichs der Mitte aber selbst gesehen, wird sich nicht mehr wundern, daß sie stets geschlagen wurden. Ein unkriegerischeres Institut als das chinesische Militär kann es kaum geben, und sein Zustand kennzeichnet mehr als alles andere die vorwiegende Friedensliebe der Söhne Han's. Die gesammte soldatische Macht Chinas ist nach den Verhältnissen der Gegenwart geradezu eine Lächerlichkeit und einzig und allein im Lande selbst zu verwenden, aber selbst da noch so unzulänglich, daß es z. B. den Hunderttausenden der Armee trotz beständiger Kämpfe seit dem Beginn der Tatarenherrschaft nicht gelungen ist, einen kriegerischen Volksstamm im

Süden des Reichs, die Mi-au-tse oder Gebirgsbewohner, zu unterjochen. Bis auf den heutigen Tag haben diese ihre Unabhängigkeit bewahrt. Zu verschiedenen Zeiten haben sie ungeheure Geldsummen für eine scheinbare Unterwerfung angenommen, wodurch sie die gegen sie ausgeschickten Generale vor dem Verluste ihres Kopfes retteten, aber sie sind dennoch ebenso frei geblieben, wie sie vor 200 Jahren waren, als die Tataren das Land eroberten. Mögen die letztern damals tapfere Krieger gewesen sein, jetzt sind sie fast ebenso unkriegerisch wie die Chinesen. Uniformirung, Mannszucht und Bewaffnung sind unpraktisch und elend, und man kann mit Sicherheit annehmen, daß 20000 europäische Truppen in einem Jahre das ganze Reich erobern würden, ebenso wie es dieselbe Zahl Tataren vor 200 Jahren that.

Die chinesische Armee enthält drei verschiedene Elemente, die tatarischen, die regulären chinesischen Truppen und die ebenfalls nur aus Chinesen bestehende Reserve. Die erstern kann man als die besten, zuverlässigsten und als eine Art kaiserlicher Garde ansehen, die dem Throne weit ergebener und ihm eine weit sicherere Stütze ist als die ganze übrige Armee, da schon ihr tatarischer Ursprung sie enger an die Person des Kaisers knüpft.

Bis vor kurzem (denn augenblicklich ist die Armee ziemlich reducirt) betrug die Zahl der Tatarentruppen 80,000, die unter acht verschiedenen Fahnen, deren Farben aus gelb, weiß, roth und blau zusammengesetzt sind, sich zu Corps von 10000 Mann vereinigen. Jeder militärische Tatarenmandarin gehört zu der Fahne, unter der seine Vorfahren dienten, und seit der Invasion Chinas im Jahre 1660 ist die Eintheilung der Mandschu-Armee dieselbe gewesen. Die gewöhnlichen Waffen des tatarischen Soldaten sind Säbel, Bogen, Pike, Partisane und der Dreizack. Sein Sold beträgt monatlich ungefähr $3\frac{1}{2}$ Thaler und eine tägliche Ration Reis. Die Farbe seiner

Uniform richtet sich nach der Fahne, unter welcher er dient, besteht jedoch gewöhnlich aus einem weiten Rock mit fliegenden Aermeln. Ich hatte Gelegenheit, in Kanton tatarische Cavalerie zu sehen, von der 1000 Mann in dieser Stadt garnisoniren; doch waren sie augenblicklich zur Infanterie degradirt, da ihnen die Franzosen sämmtliche Pferde „abgeliehen" hatten, um sie vor Peking in eigenem Interesse zu verwenden. Aber schon der bis auf die Knöchel reichende und mit unendlich weiten Aermeln versehene Uniformrock ließ darauf schließen, daß sie nicht viel Beweglichkeit auf dem Pferde haben, und die Niederlage des Sankolinsin an der Spitze von 20,000 Mann Cavalerie durch 5000 Mann Engländer und Franzosen, welche von der chinesischen Reitermacht gänzlich umzingelt waren, gibt einen weitern Beleg für ihren Werth.

Zu diesen 80000 Tataren gesellen sich noch etwas über 600000 chinesische Truppen, die jedoch mehr den Charakter einer Miliz an sich tragen, in ihren heimatlichen Districten oder Provinzen bleiben, und neben ihrer militärischen Beschäftigung das Land bebauen oder ihre gelernte Profession betreiben. Daß ein solches System keine tüchtigen Soldaten schaffen kann, ist selbstverständlich, und in den letzten Kriegen gegen die Engländer hat sich dies auch hinreichend herausgestellt. Die unter dem grünen Banner fechtenden Chinesentruppen liefen nach dem ersten Schusse davon.

Eine Masse von diesen Truppen figurirt auch auf dem Papier, wie in jedem schlecht regierten Lande. In der Nähe von Schang-hae ist eine große Ebene, auf der sich an einem Pfahle eine große prahlerische Inschrift befindet: „Hier ist ein Lager von 10000 Mann; fürchtet und zittert!" Ich habe dies Lager besucht, es befanden sich keine 1000 Mann darin. Trotzdem sendet der Gouverneur von Schang-hae jährlich die Musterrolle dieser imaginären Armee nach Peking,

nebst specieller Angabe von den Leistungen und Verdiensten eines jeden Offiziers und Soldaten. Die Regierung läßt die Betreffenden avanciren und schickt die nöthigen Fonds zum Unterhalt dieser Armee, an deren Vorhandensein sie so gut ist, nicht zu zweifeln, und die Behörden von Shang-hae stecken den Ueberschuß in ihre Tasche.

Einige Reisende haben die chinesische Cavalerie als sehr zahlreich geschildert, dies ist jedoch eine irrige Ansicht. Zwar machten die Tataren in frühern Zeiten mit bedeutenden Reitertrupps Einfälle in China, allein die Pferdezucht hat sehr abgenommen und ist jetzt kaum der Schatten von früher.

Die factische Eintheilung der Armee ist der unsern sehr ähnlich. Sie zerfällt in Divisionen, Brigaden, Regimenter, Bataillone und Compagnien, deren letztere 100 Köpfe zählen. Die Generaloffiziere haben ihren Wohnsitz in der Nähe des Cantonnements ihrer Truppen. Diese werden so wenig als möglich in Städten einquartiert, sondern leben nach alttatarischer Weise unter Zelten, wenn sie zu einem Corps gehören. Ein militärisches Uebergewicht ist in China so gefürchtet, daß stets ein Theil der Truppen unter den Befehl der Gouverneure und Vicegouverneure gestellt wird, deren Dienst hauptsächlich ein administrativer ist, da man durch diese Maßregel die Autorität der Militärmandarine und ihre factische Gewalt zu beschränken hofft. Die Erziehung des chinesischen Soldaten beschränkt sich auf die Behandlung des Bogens, der Pike und der Luntenflinte. Wenn die Bogenschützen eingeübt werden, stellen sie sich im Kreise um ihre Offiziere auf, die gemüthlich und ihre Pfeife rauchend unter einem Zelte sitzen. Von Zeit zu Zeit nähert sich ein von seinem Hauptmann aufgerufener Soldat, um Befehle zu empfangen, wobei er niederknieet. Dann thut jeder Schütze drei Schuß nach einer Scheibe auf ungefähr 75 Schritt Entfernung und kehrt zurück, um sich abermals vor seinem Offizier auf die Knie zu werfen

und Lob oder Tadel zu empfangen. Das Exercitium mit Säbel und Lanze bei den Chinesen gleicht eher einer Spielerei als einer militärischen Uebung. Nichts kann grotesker sein als die Stellungen und Gesten dieser unglücklichen Krieger bei ihren Evolutionen.

Die jungen Mandarine, welche sich dem Militärfache widmen, müssen sich ebenfalls einer Prüfung unterwerfen, in der sie ihre Geschicklichkeit in der Behandlung der Waffen und Pferde nachzuweisen haben. Nach dem Ausfalle dieser Prüfung wird ihnen ein militärischer Rang zugewiesen.

Vom gemeinen Soldaten aufwärts bis zum Divisionsgeneral oder Tetu können alle Militärpersonen eine körperliche Züchtigung erhalten, und nicht selten werden höhere Offiziere auf kaiserlichen Befehl auf offenem Markte mit dem Bambus bestraft. Von militärischem Ehrgefühl ist natürlich bei den chinesischen Truppen keine Rede, und ich sah bei einer Gelegenheit in Schang-hae, daß es sowol den Soldaten als ihren Führern gänzlich abgeht.

Ein hoher Militärmandarin traf dort mit einer Escorte ein, als ich mich in Schang-hae befand. Zuerst kamen zwei schäbig gekleidete Soldaten mit einer aus Bambus geflochtenen Kopfbedeckung in Zuckerhutform, kurzem blauen Rock mit dunkelblauem Kragen, dergleichen kurzen Beinkleidern und Schuhen. Als Waffe trugen sie ein kurzes verrostetes Schwert von höchstens 1 Fuß Länge mit Holzscheide und auf dem linken Arme einen mit einem Tigerkopfe bemalten Schild aus Bambusgeflecht. Dann folgten acht ungleich uniformirte Fahnenträger, jeder eine große dreieckige Fahne aus buntem Seidenzeuge tragend. Hinter ihnen marschirten sechs Mandarine der untern Grade, und diesen auf dem Fuße folgte die Sänfte des Generals von vier behelmten Soldaten getragen. Ihre Helme hatten Aehnlichkeit mit den Pickelhauben des Mittelalters und waren hinten mit einem langen Anhängsel ver-

sehen, das den Nacken gegen Hiebwunden schützen soll, eine Vorsicht, die darauf schließen läßt, daß die chinesischen Soldaten ihren Feinden sehr oft den Rücken zeigen. Der Sänfte folgten dann etwa 60 Mann Infanterie. Man kann die Bürgerwehr von Krähwinkel unmöglich mehr als Caricatur betrachten, nachdem man solche Linientruppen gesehen. Ebenso bunt wie Uniform und Tracht war die Bewaffnung. Der eine trug Bogen und Pfeile, der zweite Schild und Schwert, der dritte eine Luntenflinte, der vierte ein Gewehr mit Steinschloß, der fünfte eine Pike, dieser die Waffe auf der linken, jener auf der rechten Schulter, das Schwert in einer beliebigen Hand oder in der Scheide. Der Zug begegnete drei französischen Soldaten vom 101. Regiment, das Schang-hae zum Schutze gegen die Rebellen besetzt hielt. Dieselben waren ohne Waffen, aber etwas angetrunken, und der eine hielt einen Stock in der Hand. Er stellte sich ganz nahe an die Truppe und machte sich ein Vergnügen daraus, jedem einzelnen Soldaten mit seiner Gerte den Hut vom Kopfe zu schlagen. Das feige und jeden Ehrgefühls bare Volk ließ sich das ruhig gefallen, und selbst die Mandarine machten nicht die geringste Miene, den Franzosen Einhalt zu gebieten.

Die wenigen intelligenten chinesischen Staatsmänner, die sich in den letzten Jahren durch Umgang mit den Europäern gebildet haben, und unter ihnen der jetzige Regent und Bruder des verstorbenen Kaisers Hienfung, der Prinz Kung, machen sich auch kein Geheimniß aus der betrübenden militärischen Inferiorität ihres Vaterlandes und dem schlechten Zustand der nationalen Vertheidigungsmittel. Prinz Kung geht nach den neuesten Nachrichten auch wirklich damit um, die Armee zu reorganisiren, europäisch zu bewaffnen und zu discipliniren. Amerikanische, englische und französische Instructeurs bilden einen Kern, der vielleicht zum Bessern führt,

namentlich da der Mandschu-Dynastie das Messer an der Kehle sitzt. Das Material dafür ist da, und gut, namentlich in Nordchina, wo ein außerordentlich kräftiger und großer Menschenschlag wohnt. Es kommt nur darauf an, den Chinesen einen kriegerischen Geist einzuflößen, und bei unserer Anwesenheit in Tientsin versuchte Prinz Kung den ersten Schritt, indem er das Ehrgefühl der Soldaten durch Vertheilung von Medaillen an alle diejenigen, welche die letzten Kämpfe gegen die Alliirten mitgemacht, zu wecken suchte. Das Experiment gelang vollständig. Zuerst machten die damit Decorirten ihre Glossen darüber, schon nach wenigen Wochen betrachteten sie es jedoch als eine Ehre, und damit ist allerdings schon viel gewonnen.

Das Studium der Kriegskunst, Taktik und Strategie ist vollständig vernachlässigt, obwol Bücher darüber existiren. Von diesen fiel im Opiumkriege ein chinesisches Werk mit dem Titel „Handbuch des Soldaten" in die Hände der Engländer, das einige elementare Regeln über den Marsch einer Armee, die Construction von Brücken, über Lager, Feldbefestigung und über Recognoscirungen enthält. Ebenso behandelt es den Gebrauch der verschiedenen Waffen, die Art, eine Schlacht zu beginnen und einen Rückzug zu leiten, empfiehlt die Nützlichkeit von Spionen und lobt die Vortrefflichkeit der Soldaten, welche beim Beginne eines Gefechts nicht zittern — eine Vorschrift, die mit wenigen Ausnahmen ein chinesischer Soldat ebenso schwer befolgen lernt als ein Civilmandarin die Morallehre des Confucius.

Ihre Fortification liegt ebenfalls noch in der Kindheit, und ich hatte Gelegenheit diese bei dem Besuche eines wegen der Nähe der Rebellen auf Kriegsfuß befindlichen verschanzten Lagers bei Wusung aus nächster Nähe zu beurtheilen. Schon auf einige Meilen war das Lager durch Hunderte von aufgepflanzten Fahnen sichtbar. Fahnen spielen überhaupt eine

große Rolle in der chinesischen Kriegführung, und es scheint sich der als der muthigere und siegesgewissere zu betrachten, der die meisten Fahnen hat. Jede Compagnie zählt deren wenigstens 15, und bei den Schantung-Rebellen, welche Chefu während unserer Anwesenheit daselbst belagerten, hatte fast jeder dritte Mann eine Fahne.

Die Fahnen waren roth, grün, gelb, weiß, dreieckig, aus Seide gefertigt und in dem Hauptfelde mit Charakteren beschrieben. Sieben verschiedene Banner bezeichneten ebenso viel verschiedene Lager, die in dem Umkreise von ungefähr einer Meile zerstreut lagen und ziemlich gleich groß waren. Wir besuchten das größte. In der Mitte desselben befand sich ein etwa 30 Fuß hohes Holzgerüst, oben mit einem Häuschen für eine Schildwache, die aus dieser Höhe das umliegende Flachland auf viele Meilen weit übersehen konnte und alles Fremdartige signalisirte. Die Wachsamkeit schien jedoch nicht sehr groß zu sein, da unsere Anwesenheit erst bemerkt wurde, als wir bereits das Glacis beschritten und den ersten Festungsgraben passirt hatten. Ich spreche hier in Ausdrücken, wie sie in unserer Fortification gebräuchlich sind, jedoch darf man damit keineswegs genau die Begriffe verbinden. Jedes Lager schloß ungefähr einen Flächenraum von 2 Morgen ein, war kreisförmig und zunächst von einem 12 Fuß breiten Graben umgeben, über den als Zugbrücke eine Bohle führte, auf der ein Mann passiren konnte. Dieser Graben war, da es kurz vorher geregnet, zufällig naß, doch stand kaum 1 Fuß Wasser darin. Hinter ihm kam die erste Enceinte, eine Mauer von Schlamm aus dem Graben von 8 Fuß Höhe mit Brustwehr und Schießscharten, aber ohne Kanonen. Hinter dieser erschien statt der Palissaden ein Verhau von Dornengebüsch und hinter diesem ein zweiter Graben mit einer zweiten Mauer, gerade wie die erste construirt. Danach betrat man das eigentliche Lager, das circa 60 Zelte à

10 Mann, also wahrscheinlch ein Bataillon faßte. Der Eingang wurde durch ein auf der Brustwehr der innern Mauer stehendes Positionsgeschütz gedeckt, mit der unvermeidlichen Zierath von rothem Tuch um die Mündung. Dies war aber das Schrecklichste daran, sonst erschien sie bei näherer Betrachtung gänzlich harmlos. Sie besaß ein einpfündiges Kaliber, ein ehrwürdiges Alter von mindestens 200 Jahren, hatte wahrscheinlich mehrere Decennien im Wasser gelegen, und das sorgsam zugedeckte Zündloch war so zugerostet, daß es als nicht vorhanden betrachtet werden konnte und ein Schießen unmöglich gewesen wäre, selbst wenn Munition und Ladezeug da gewesen, die aber beide fehlten. Ich fragte den commandirenden Mandarin, ob er mir die Antiquität nicht verkaufen wolle, und er schien auch gar nicht abgeneigt, jedoch durfte er es wol so offen nicht thun und bis zum Abend hatte ich keine Zeit.

Die Zelte waren sehr gut gemacht, viele mit doppelten Wänden aus Baumwollenzeug, und ein Holzgerüst gab ihnen die nöthige Festigkeit. Die der Mandarine waren sehr geräumig, bestanden inwendig aus zwei Zimmern und hatten auch eine ziemlich comfortable Einrichtung von Matten-Decken, ja sogar von soliden Betten. In den Zelten der Gemeinen fehlte oft das Stroh, und die Soldaten lagen alle auf dem bloßen Erdboden.

Die hier stationirten Truppen schienen zur Elite des Heeres zu gehören, da sie sämmtlich mit Feuergewehren bewaffnet waren. Allerdings darf man sich darunter keine Minié-, Enfield- oder Zündnadelbüchsen vorstellen; im Gegentheil hatten sie den Vorzug, weniger furchtbar als diese modernen Mordinstrumente, ja in den meisten Fällen ganz unschädlich zu sein. Von eben so ehrwürdigem Alter wie das erwähnte Positionsgeschütz gehörten sie sämmtlich dem Geschlecht der Luntenflinten an, aus einer Zeit, wo sich dies noch in ursprünglichster

Kindheit befand. Diese Flinten geben einen weitern schlagenden Beweis für die Friedseligkeit des chinesischen Volkes, da eine kriegerische Nation unmöglich mit solchen Waffen gegen einen Feind, und sei er auch der hasenherzigste, ziehen kann. Wir besahen uns einige funfzig dieser Reliquien verflossener Jahrhunderte, aber auch nicht zehn waren davon zu gebrauchen. Bei den meisten Flinten war das Zündloch ganz zugerostet, bei andern fehlte ein Theil oder auch das ganze Luntenschloß, und jedenfalls war seit vielen Jahren aus keinen geschossen, obwol man jetzt die Absicht zu haben schien, da in einem Zelte von den Soldaten Pulver angefertigt wurde. Letztere liefen jeden Augenblick einige Schritte weit von ihrer Arbeit weg, um eine Pfeife zu rauchen, und wir zogen es darum vor, uns so schleunig als möglich aus der gefährlichen Nachbarschaft zu entfernen. In China gibt es keine Pulvermühlen; alles Pulver wird im Felde von den Soldaten gemacht, und nur die Ingredienzen nimmt man dazu mit. Die Zusammensetzungsverhältnisse desselben sind den unsern fast gleich, nämlich 75,7 Salpeter, 14,8 Weidenkohle und 9,9 Schwefel, jedoch ist es bedeutend schwächer als das europäische, und die Rebellen sind klug genug, lieber 5 Thaler für das Pfund englisches Pulver zu bezahlen, als es wie die Kaiserlichen selbst zu bereiten.

Die Soldaten waren ziemlich kräftige und große Leute. Viele trugen auch Uniform, gelb mit blauen Aufschlägen und auf der Brust wie auf dem Rücken ein fußgroßes kaiserliches Wappen gedruckt; doch waren auch viele Greise darunter, und im ganzen machten sie durchaus keinen militärischen Eindruck.

Die Taku-Forts, welche ich später besuchte, bestanden aus einem Erdwalle, welcher der größern Haltbarkeit wegen mit schweren Teakholzbalken durchfuttert war. Ihr Hauptschutz bestand in ihrer Lage am Wasser und dem sie umgebenden

Sumpfboden; in der Kehle waren sie jedoch vollständig offen, und die Engländer würden die Werke sofort genommen haben, wenn sie diese beim ersten Angriffe umgangen hätten, anstatt direct durch den Schlamm zu waten und dabei eine Niederlage zu erleiden.

Mit der chinesischen Artillerie steht es nicht besser wie mit allem Uebrigen. Die im Lande gefertigten Geschütze sind sehr roh, nicht gebohrt, sondern blos in einer Form gegossen, in deren Mitte ein cylinderförmiges Stück Holz von der Stärke des gewünschten Kalibers aufgerichtet ist. Dieses oft nasse Holz verursacht eine zu schnelle Abkühlung des innern flüssigen Eisens, und daraus entstehen Unebenheiten und nicht selten Risse. Die aus dem Auslande bezogenen und mit theurem Gelde bezahlten Geschütze sind kaum besser, nach keinem einheitlichen System beschafft und fast alle sehr schlecht gehalten.

Diese Thatsachen können auch allein die wunderbaren Kriegserfolge der Westmächte gegen die Chinesen erklären und auf ihr wahres Maß zurückführen. Es ist keine Kunst, mit disciplinirten Leuten und modernen Waffen gegen wehrlose Leute zu kämpfen.

Die chinesischen Rebellen sind in dieser Beziehung viel besser daran; sie haben nur Feuergewehre neuerer Construction, die sie wohl zu schätzen und zu handhaben wissen, und dadurch ist es ihnen möglich geworden, mit ihrer verhältnißmäßig kleinen Armee gegen die Massen der Kaiserlichen Stand zu halten, diese zu schlagen und oft aufzureiben. Trotz der überlegenen Taktik und Bewaffnung der Europäer sind die regulären Tatarentruppen ihnen gegenüber nicht feige zu nennen. In den Kämpfen der letzten Jahre ist es häufig vorgekommen, daß diese Truppen im heftigsten Kartätschfeuer muthig Stand hielten und sich decimiren ließen, ohne zu weichen, bis ein Bajonnetangriff auf sie geschah. Diesem wider-

standen sie nie. Die moralische Wirkung einer ihnen entgegenstarrenden Eisenmasse jagte sie wie Spreu auseinander. Auch die Rebellen haben ihre letzten Vortheile hauptsächlich dem Umstande zu danken, daß sie den Kaiserlichen mehrere Regimenter mit Bajonnetflinten entgegenführen konnten. Außerdem haben sie bessere Führer als ihre Gegner, die kühnen, unternehmenden Muth durchaus nicht als eine gute Eigenschaft bei Offizieren betrachten. Bei den Kaiserlichen kann jeder General öffentlich ausgepeitscht oder mit dem hölzernen Kragen geschmückt ausgestellt werden, und schon aus diesem Umstande geht hervor, wie wenig moralischen Einfluß solche Führer auf ihre Untergebenen haben müssen. Bei den Rebellen dagegen ist jeder Offizier zugleich Beamter oder umgekehrt, und er nimmt dem Volke gegenüber dieselbe exclusive und bevorzugte Stellung ein wie der Civilmandarin bei den Kaiserlichen.

14.

Die Chinesen als Gegensatz zu den Europäern. Charakteristik des chinesischen Volkes in Sitten und Gebräuchen. Die Festtage der Chinesen. Das Neujahrsfest. Das Todtenfest. Das Laternenfest. Vergnügungsspiele.

Nachdem ich in den vorhergehenden Kapiteln eine Beschreibung von Kanton gegeben, die in ihren Hauptzügen auf alle größern Städte Chinas paßt, und die allgemeinen Verhältnisse des Landes insoweit berührt habe, als ich es für den Leser von Interesse erachtete, will ich jetzt zur Charakteristik des merkwürdigen Volkes selbst übergehen und dasjenige mittheilen, was ich während eines elfmonatlichen Aufenthaltes im Reich der Mitte in dieser Beziehung zu beobachten Gelegenheit hatte.

Ein Reisender hat in einer kleinen Schrift folgende Schilderung seines ersten Eintritts in China gegeben: „Auf meine Frage an den Bootführer, in welcher Richtung Macao läge, wurde mir die Antwort: im «West-Norden» und der Wind sei «Ost-Süd». Wir sagen nicht so in Europa, dachte ich bei mir, staunte aber noch mehr, als er mir bei Gelegenheit des Kompasses erklärte, daß die Magnetnadel nach Süden zeige. Um den Gegenstand des Gespräches zu wechseln, bemerkte ich hierauf, daß er wahrscheinlich zu einer hohen Festlichkeit gehe, da er ganz weiß gekleidet sei. Er antwortete

mir jedoch mit einem verächtlichen Blick, sein einziger Bruder sei vor acht Tagen gestorben, und er befinde sich deshalb in tiefster Trauer. Bei meiner Landung wurde meine Aufmerksamkeit zuerst durch einen Militärmandarin angezogen, der einen gestickten Unterrock, ein Perlenhalsband und einen Fächer, aber keine Waffen trug, und von der rechten Seite sein Pferd bestieg. Ich sah mich von Eingeborenen umgeben, die ihren Kopf geschoren trugen, während ein Theil von ihnen das Haar im Gesicht wachsen ließ. Auf dem Wege nach dem Hause, wo ich absteigen wollte, begegnete ich zwei chinesischen Knaben, die mit großem Ernste sich über den Besitz einer Orange stritten. Die Debatte war von sehr lebhaften Gesten begleitet; schließlich setzten sie sich jedoch ruhig nieder und theilten die Frucht gleichmäßig unter sich. Kurz darauf bemerkte ich einige alte Chinesen mit grauen Bärten und außerordentlich großen Brillen, die Drachen steigen ließen, während eine Gruppe von Kindern mit gespannter und ernster Aufmerksamkeit den unschuldigen Beschäftigungen der Greise zuschaute ....

„Ich verharrte bei meinem Entschlusse, auszudauern, und erhielt am nächsten Morgen einen chinesischen Lehrer, der glücklicherweise englisch verstand. Ich wußte, daß ich eine Sprache ohne Alphabet zu studiren hatte, war jedoch nicht darauf vorbereitet, daß mein Lehrer, als er das Buch öffnete, von hinten an zu lesen fing. Er begann mit dem Tage der Publication des Werks: «Fünftes Jahr, zehnter Monat, dreiundzwanzigster Tag!» Ich bemerkte ihm, daß wir unser Datum auf andere Weise bezeichnen, und bat ihn, mir etwas über chinesisches Ceremoniell zu erzählen. «Wenn Sie», begann er, «in China einen hohen Gast empfangen, so vergessen Sie nicht, ihn an Ihre linke Seite zu setzen, denn das ist der Ehrenplatz. Ebenso hüten Sie sich, das Haupt zu entblößen, dies würde eine unpassende Vertraulichkeit verkünden.» Im

Verlauf unsers Gesprächs kam auch die Rede auf chinesische Philosophie, und indem er das Buch wieder zur Hand nahm, las er mit dem größten Ernst: «Die gelehrtesten Leute sind entschieden der Ansicht, daß der Sitz der menschlichen Vernunft im Magen zu suchen ist.» Nun wurde es mir aber zu arg, ich ergriff in Verzweiflung mein Buch und stürzte zur Thür hinaus ....“

Obwol der Verfasser des Schriftchens diese Thatsachen wahrscheinlich absichtlich aneinander gereiht, hat er wenigstens nichts übertrieben, und das Erzählte hat seine Richtigkeit. Nur die Eine Bemerkung, wonach die Chinesen den Sitz des Verstandes in den Magen verlegen sollen, ist wol unrichtig, da sie vielmehr das Herz als die Hülle der Vernunft bezeichnen. Abgesehen hiervon veranschaulicht jedoch jene Zusammenstellung sehr zutreffend, in wie vielen Beziehungen die Chinesen gerade der Gegensatz von uns Europäern sind. Es ist schwer, den Charakter der Chinesen richtig zu beurtheilen. Sie zeigen sich dem Fremden selten so, wie sie wirklich sind, und nur wer ihre Sprache versteht und lange Jahre mit ihnen umgegangen oder unter ihnen gelebt hat, vermag sie getreu zu schildern und die Gegensätze zu erklären, die sich in ihrem Denken und Handeln offenbaren und dem Fremden oft räthselhaft erscheinen. Ich werde daher nur insofern auf ihren Charakter eingehen, als er sich in ihren Sitten und Gebräuchen kund gibt und keine Misdeutung zuläßt.

Ich beginne mit den Festtagen der Chinesen, deren jedoch kaum ein anderes Volk so wenige zählt. Eigentlich gibt es nur zwei Feste, die im ganzen Lande gefeiert werden, das Neujahrsfest und das Todtenfest zur Erinnerung an die Verstorbenen. Letzteres ist jedoch mehr eine religiöse Feier und beschränkt sich auf einen Tag, während ersteres fast vierzehn Tage dauert, in alle Verhältnisse des socialen Lebens eingreift und alle Geschäfte unterbricht, ein Umstand,

der in China mehr als alles andere für seine Bedeutung spricht.

Es beginnt an dem Tage, wo die Sonne den 15. Grad nördlicher Breite schneidet, was ungefähr am 10. Februar stattfindet. Schon 10 Tage vorher hören alle Geschäfte auf, die alten werden abgewickelt, aber keine neuen unternommen. Ein durch tausendjähriges Bestehen sanctionirter Gebrauch legt nämlich jedem Bewohner des Himmlischen Reichs die moralische Verpflichtung auf, alle laufenden Rechnungen abzuschließen, zu bezahlen und mit Einem Worte in seinem Geschäfte völlig reine Bahn zu machen. Dies Gesetz ist so streng, daß der Chinese, welcher ihm nicht strict nachkäme, in den Augen seiner Mitbürger als ehrlos dastehen würde, und was Drohungen, gerichtliche Klagen und Schuldarrest im civilisirten Europa nicht zu bewirken vermögen, erzwingt hier die öffentliche Meinung. Ja die Kaufleute sind so penibel, daß sie, wie gesagt, wochenlang vor dem Termine gar keine neuen Geschäfte eingehen, sondern nur nach Kräften bemüht sind, die laufenden abzuwickeln. Ein solcher Abschluß mag denn wol bei einzelnen drückende Gefühle hervorrufen, im allgemeinen wird aber jeder mit erleichtertem und frohem Herzen das neue Jahr beginnen, und seine Feier ist ein Fest der Freude und der Heiterkeit.

Am letzten Abend des alten Jahres bleibt alles wach, und sowie die Gongs der Wachthäuser mit ihrem sonoren Klang Mitternacht verkünden, beginnt ein endloses und über alle Beschreibung großartiges Abbrennen von Schwärmern, sodaß nach kurzer Zeit die ganze Atmosphäre mit Salpeter geschwängert ist. Diese Feuerwerkskörper, von Gestalt und Größe eines kleinen Fingers, sind von chinesischen Festlichkeiten unzertrennlich und werden in unglaublichen Quantitäten angefertigt und verbraucht. Man zieht sie zu Hunderten und Tausenden auf Schnüre und steckt einen derselben an, der dann in schneller

Reihenfolge die übrigen entzündet, bis unter lautem Geknatter die Schnur verbrannt ist. Es sollen jährlich über 600000 Centner Pulver zur Fabrikation dieser Schwärmer in China verwandt werden, aber nach dem, was ich davon habe verbrauchen sehen, namentlich am Neujahrsfeste, scheint mir die Angabe viel zu gering gegriffen, da außerdem auch ganze Schiffsladungen davon nach Nordamerika ausgeführt werden, mit denen die ebenso wie die Chinesen Geräusch liebenden Yankees den Jahrestag ihrer Unabhängigkeitserklärung feiern. Der ideale Zweck dieser Schwärmer ist, durch ihr Knallen die Dämonen zu erschrecken und zu vertreiben, von denen der Chinese die Erde bevölkert glaubt und vor denen er eine stete Angst hegt. In Wirklichkeit stiftet aber das Abbrennen dieser Schwärmer in sanitätischer Beziehung nicht wenig Gutes, und ihrer quantitativen Verwendung ist es wol mit zu danken, daß die von allen Verhältnissen in China begünstigte Erzeugung von Miasmen durch den vielen Pulverdampf paralysirt wird und nicht verheerende Krankheiten bringt.

Bis Tagesanbruch ist jedermann in China beschäftigt, sein Haus für die Feierlichkeit des Neujahrs vorzubereiten oder heilige Ceremonien zu verrichten. Die ganze Wohnung wird von oben bis unten gereinigt und ausgeputzt. Vor dem Altar der Hausgötter werden mächtige Porzellangefäße mit fetten Speisen, Oliven, Citronen, künstlichen und natürlichen Blumen, namentlich Narcissen aufgestellt, die in keinem Hause fehlen und die in Vasen so gezogen werden, daß sie gerade mit Neujahr in vollster Blüte stehen.

Schon am frühen Morgen des Neujahrstages sieht man große Volksmassen nach den Tempeln strömen, um dort zu opfern. Alle haben sich mit dem Besten geschmückt, was sie besitzen, und der Herr erkennt oft seinen eigenen Diener nicht, wenn dieser im Feststaate an ihm vorbeistolzirt. Der ärmlichste Kuli, der das ganze Jahr in Lumpen und barfuß

oder mit elenden Sandalen umherläuft, stolzirt heute mit blauem ungeflickten Nankingrock, weißen bis an die Knie reichenden Strümpfen und den dickbesohlten Filzschuhen einher. Das struppige Haupthaar ist gestern unter dem kleinen dreieckigen Messer des Barbiers gefallen, der Schädel erfreut sich eines seltenen Glanzes und der sorgsam mit falschem Haar und Bändern verlängerte Zopf reicht mit seiner Spitze gerade bis auf den Fußboden. Alles, was nur einigermaßen Anspruch auf Wohlhabenheit macht, erscheint in Seide und Pelz und oft bedecken zwei, drei kostbare Pelze übereinander im Werthe von 800—1000 Thalern den Körper eines reichen, frostigen Kaufmanns, während die reiche, gestickte und mit rother Seidenquaste versehene Pelzmütze das Haupt ziert.

Die Andacht in den Tempeln dauert nicht lange; in höchstens fünf Minuten ist die Sache abgemacht. Ein Opfer von einigen Kupfermünzen in die Tempelkasse, bei der ein kahlgeschorener Buddhapriester mit blödsinnigem Gesichtsausdruck sitzt und gedankenlos die Rauchwolken seiner langen Tabackspfeife aus Pfefferrohr mit kleinem Messingkopf in die Luft bläst, einige Verbeugungen und Kniefälle vor einem der Hauptgötzen und ein Opfer von Saisis aus Silberpapier, die an den Altar gehängt werden — das ist das Ganze und wahrhaftig wenig genug. Beten kostet zu viel Zeit, man überläßt es dem Priester, dieser wird dafür bezahlt. Die Hauptsache ist ja auch das Vergnügen, Musik, Spiel, Essen, Trinken und Visitenmachen. Saisis heißen die wie ein kleiner Kahn geformten Silberstücke von gewöhnlich 20 Dollars Werth, welche als einzige einheimische Silbermünze in China cursiren. Zum Neujahrsfeste werden Millionen dieser Kähnchen aus Silberpapier gefertigt und auf dem Altare den Göttern geopfert, um von diesen, in Erwiderung des Geschenks, im Laufe des neuen Jahrs ebenso viele Stücke aus reellem Silber zurückzuerhalten. Die Chinesen

speculiren so gewissermaßen auf die Dummheit ihrer Götter, während die Priester ebenfalls ihre Rechnung dabei finden, indem sie die geopferten Saisis wieder verkaufen, die auf diese Weise oft vier- bis fünfmal aus verschiedenen Händen am Altare niedergelegt werden. Die Tempel in Schang-hae, die ich bei Gelegenheit des Neujahrsfestes besuchte, sind übrigens die schmuzigsten, stinkendsten Rauchhöhlen, die ich je in China gesehen, die Götzen rußig wie Schornsteinfeger, und wenn man die Räume betritt, möge man gut darauf achten, daß man seine Kleider nicht beflecke.

In den Vorhöfen der Tempel sieht es wie ein Jahrmarkt aus. Bude für Bude, Tisch neben Tisch ist aufgeschlagen, Zuckerwerk, von dem die Chinesen so große Freunde sind, religiöse Opfergegenstände, Saisis, Räucherstäbe, bunte Opferkerzen werden überall feil geboten und gekauft. Vor allem fällt aber die Masse der Spielbuden auf. Alle möglichen Hazardspiele chinesischer und europäischer Erfindung sind hier vertreten, und die Masse der umstehenden Spieler von jedem Alter und Geschlecht, sowie der gierige Eifer der Einsetzenden zeugt von der großen Spielwuth der Chinesen, die nach ihrem Götzendienste sogleich praktisch erproben wollen, ob das Opfer ihnen geholfen hat. Die schon erwähnten Wahrsager in allen Varietäten geben an Zahl den Spielbuden kaum nach, und auch ihre Tische sind von einem gedrängten Publikum umgeben. Die Schlauheit beutet hier die Dummheit und den Aberglauben auf das gründlichste aus.

In den Theehäusern herrscht ein ebenso lebendiges Treiben und Gewoge wie auf den Straßen und in den Tempeln; sie sind fast Kopf an Kopf gefüllt. An einer Unzahl von Tischen sitzen Männer, Weiber und Kinder, schlürfen ihren heißen Thee, essen Erdnüsse, Backwerk oder geröstete Sonnenblumenkerne dazu, und eine dichte Wolke von Tabacks- und Opiumdampf hüllt die ganze große Stube in einen trüben Nebel,

während man vor dem endlosen Geschnatter der redseligen Besucher kein Wort verstehen kann.

Nach dem Tempelbesuche kommt das Visitenmachen und Gratuliren, gegen das unsere Gratulationen gar nichts sagen wollen. Unser Ceremoniell dieser Art beschränkt sich doch wenigstens auf einen Tag und auf unvermeidliche Besuche bei den nächsten Verwandten und Vorgesetzten. In China dauert die Sache dagegen mindestens acht Tage. Es ist fast wie am Osterfeste in Rußland. Leute, die sich nie gesehen haben, begrüßen sich wie alte Bekannte, arm und reich, niedrig und hochgeboren wünscht sich Glück, doch begleitet hier nicht wie bei uns die offene Hand die Gratulation, sondern die Wünsche sind uneigennützig und aufrichtig gemeint.

Vor jedem Hause halten Sänften, an denen dicke Packete gedruckter rother Visitenkarten hängen. Roth ist in China die Farbe der Freude und Höflichkeit; nur Trauerbriefe werden auf weißes Papier geschrieben. Die Neujahrsvisitenkarten sind ziemlich groß und enthalten einen Holzschnitt, der die Symbole der höchsten irdischen Glückseligkeiten darstellt, die nach chinesischen Begriffen in männlicher Nachkommenschaft, in einer Staatsanstellung oder Beförderung und in langem Leben bestehen. Diese drei Wünsche werden durch die Figuren eines Knaben, eines Mandarin und eines Greises mit einem Storche personificirt. In jedem Hause empfängt man die Besucher mit Thee und Betel, und überall auf den Straßen und vor den Häusern sieht man das Verbeugen und Complimentiren mit den affectirten Versuchen, es zu hindern, die einen so bedeutenden Theil der chinesischen Höflichkeitsformen ausmachen. Ebenso werden am Neujahrsfeste zwischen allen Bekannten Geschenke ausgewechselt, die aus seltenen Früchten, Eingemachtem, feinem Thee, bisweilen auch aus seidenen Kleiderstoffen und Zierathen verschiedener Art bestehen und sofort in derselben Weise erwidert werden. Der Ueber-

bringer führt eine Liste der Sachen auf einem rothen Papierstreifen mit sich, die der Empfänger mit dem Vermerk: „Mit Dank empfangen“, zurückstellt, während der Diener jedesmal eine Belohnung erhält.

Das Todtenfest findet zweimal im Jahre statt; wir sahen es an zwei verschiedenen Orten mit an, einmal im August in Singapore, das andere mal im April in Schang-hae. Beide Festlichkeiten unterschieden sich wenig voneinander und die dabei beobachteten Riten scheinen im ganzen Reiche ungefähr dieselben zu sein. Die Ehrfurcht der Chinesen für ihre Vorfahren ist ungemein groß, und das Todtenfest ist der Ausdruck dieses Gefühls, das überdies, wie ich schon bei Gelegenheit des Strafcodex bemerkte, durch das Gesetz stets wach erhalten wird. Dieses schreibt jedoch nur das Ausschmücken der Gräber vor, und an diesem Tage strömt daher alles vor die Thore, um die heilige Pflicht zu erfüllen. Wer es irgend vermag, nimmt dazu Blumen, und es ist ein wunderhübscher Anblick, wenn plötzlich der Kirchhof in einen Blumengarten verwandelt wird. Außerdem aber wird auf jedes Grab ein Büschel von bunten oder weißen Papierstreifen gesteckt, als Controle für die Polizei, daß jeder seine Obliegenheit erfüllt hat.

Hiermit ist der ernstere Theil der Ceremonie, die übrigens das geschäftliche Leben nicht weiter unterbricht, beendet, das eigentliche Fest findet jedoch erst abends statt. Da sich aber der chinesische Cultus möglichst von allem Abstracten frei und nur an das Sinnliche hält, so ist auch das Todtenfest eigentlich nur ein Zweckessen, zu dem die Verstorbenen durch verschiedene Ober- und Unterpriester mit Gesang und Instrumentalbegleitung eingeladen werden. Der möglichste Skandal ist bei allen religiösen Ceremonien der Chinesen immer Hauptsache, und somit wurde auch dieses Fest durch das Abbrennen von vielen Tausenden von Schwärmern, Illumination von Hun-

derten von kleinen Lichtern vor jeder Thür mit obligater Begleitung des Gong und anderer lärmmachender Instrumente eingeweiht. Gegen Abend stellte man in den verschiedenen Straßen Tische auf- und aneinander, sodaß diese bisweilen eine Länge von 300 Fuß erreichen. Sämmtliche Chinesen, die es vermochten, hatten dazu beigesteuert, diese Tafeln mit Speisen zu besetzen, und ich muß gestehen, daß ich nie in meinem Leben eine solche Masse von Gerichten gesehen habe. Wahrlich, gegen chinesische Kochkunst sind alle andern Nationen Stümper, und von dem ganzgebratenen vierhundertpfündigen Schweine an bis zu den fricassirten Froschkeulen, den farcirten Ratten und Salat von Regenwürmern war alles so reizend und appetitlich arrangirt, daß einem das Wasser im Munde zusammenlief. Von sechs zu sechs Fuß waren rings um die Tafeln 8—10 Fuß hohe Pyramiden von verschiedenem Backwerk aufgestellt, unter denen einige aus Nudeln jedenfalls den Vorzug der Originalität besaßen. Das Merkwürdigste auf der ganzen Tafel war jedoch eine Gebirgslandschaft, die nur von Fett und Fleisch gefertigt war. Concave Rippenstücke von Schweinen und Hammeln stellten Grotten, große Fleischstücke mit der Netzhaut überzogen Felsen, Berge und Gletscher vor. Nur das Laub der Bäume war natürlich, aber selbst ihre Stämme aus Knochen und alles so täuschend nachgeahmt, daß man nur ganz in der Nähe den sonderbaren Stoff unterschied. In der Aufstellung der Speisen herrschte große Ordnung. Zunächst erschienen kolossale ganzgebratene Schweine mit Rosensträußen in der Schnauze, denen ebenso zugerichtete Hammel und Ziegen als vis-à-vis beigegeben waren; dann kam alles mögliche Wild, dann Geflügel in jeder möglichen Varietät und Zubereitung, dann Fische, unzählbare Arten von Riesenpuddings, Kuchen, Gemüse, dann Schüsseln von undefinirbaren specifisch chinesischen Speisen, für die wir weder Namen noch Geschmack haben, und den Beschluß

machten eine Legion Salate. Ich glaube, es gibt kaum eine Pflanze, aus der die Chinesen nicht Salat bereiteten. Wir zählten die Salate; es waren hundert und einige dreißig Arten. Das nenne ich doch Vielseitigkeit! In sämmtliche Speisen waren eine Masse der unvermeidlichen Räucherstäbe gesteckt, deren Qualm in einer dichten Wolke über der von allen möglichen bunten Laternen erleuchteten Tafel lagerte und auf 30—40 Schritte die Atmosphäre verpestete.

Gegen 8 Uhr abends, nachdem alles aufgestellt und kunstgerecht arrangirt war, erschienen verschiedene Bonzen in langärmeligen gelben Talaren, die jedoch, wie Gesicht und Hände ihrer unsaubern Eigenthümer, in sehr langer Zeit nicht gewaschen waren. Es waren ihrer drei, und das Kleeblatt nahm mit einem Flötenbläser am obern Ende der Tafel Platz. Hier war für sie eine originelle Nische gebildet. Diese bestand aus zwei Tischen, auf deren einem ein geschlachtetes Schwein, auf dem andern eine Ziege paradirte. Beide waren blendend weiß rasirt, trugen Citronen im Maule und waren noch anderweitig mit Blumen geschmückt. Der Oberpriester breitete eine Reihe Becher mit Reis, Mais und Erdnüssen gefüllt vor sich aus und begann mit einer schauerlichen Stimme Gebete abzusingen, die, wie wir erfuhren, eine Einladung an die Verstorbenen zu dem ihnen servirten Mahle enthielten. Von Zeit zu Zeit wurden einige der Körner aus den Büchsen auf die Erde geworfen. Der Flötenbläser begleitete den Gesang unisono, und die beiden Gehülfen des Bonzen accompagnirten mit Becken und ein paar Castagnetten. Diese Einladung dauerte mit Zwischenräumen bis gegen 10 Uhr. Als bis dahin die Verstorbenen von der ihnen zu Ehren veranstalteten Festlichkeit keine Notiz genommen hatten, beschloß man, nicht länger auf sie zu warten. Die Speisen wurden abgetragen und in den Häusern der Bezirksvorsteher an die Armen vertheilt. Gewiß ist an diesem Abende kein Bedürftiger der

ganzen Stadt ungesättigt zu Bett gegangen. Die Gastgeber selbst versammelten sich aber gleichfalls zu Zweckessen, und wie sehr sie denselben Ehre anzuthun wußten, ging aus dem Umstande hervor, daß am folgenden Tage fast sämmtliche Läden geschlossen waren.

Auf den ersten Vollmond im neuen Jahre fällt das Laternenfest, das jedoch weder eine religiöse noch eine sociale Bedeutung hat, sondern weiter nichts als eine öffentliche Schaustellung von allen möglichen Arten Laternen ist, die in der chinesischen Häuslichkeit eine große Rolle spielen. In jedem Zimmer, auf den Fluren, vor den Thüren, in den Gärten und Pavillons hängen Massen von Laternen aus allen möglichen Stoffen und von den verschiedensten Dimensionen und Farben. Jeder Kuli trägt abends eine Laterne; jeder der Tausende von ambulanten Köchen und Krämern zählt deren drei bis vier auf seinem Tische, und den Sänften der Wohlhabenden werden sie oft zu Dutzenden, den Namen des Besitzers darauf gemalt, angehängt und vorgetragen. Am Laternenfeste, das übrigens nur einen Abend dauert und weiter nicht das Volksleben berührt, bemüht sich ein jeder, die schönsten und künstlichsten Exemplare zum Vorschein zu bringen, damit zu prunken und sie von der Menge bewundern zu lassen. Vor den Häusern der Reichen werden 50—60 Fuß hohe Bambusstämme mit daran befestigten langen Querhölzern aufgerichtet, die, mit unendlich vielen buntfarbigen Papierlaternen geschmückt, wie riesige Weihnachtsbäume sich in die Lüfte emporstrecken. Alle Formen, alle möglichen Arten von Thieren, die so construirt sind, daß sie sich durch die ausströmende Hitze oder im Luftzuge bewegen, sind dabei vertreten. Ein gigantischer Drache, das Symbol alles Guten in China, von 60—80 Fuß Länge, dessen Glieder durch hohe Bambusstangen unterstützt sind, wird in Procession durch die Straßen getragen und gewährt von weitem ein prachtvolles

Schauspiel. Wie eine glühende Schlange windet er sich langsam über die Stadt, und die Bewegungen seiner Träger scheinen ihm Leben einzuhauchen.

Trotz des Mondlichtes ist der Anblick dieser vielen Tausende von Lichtern, die an schwankenden Bambusstäben hoch über den Häusern schweben, großartig und bezaubernd, und ich werde nie den Eindruck vergessen, den das auf diese Weise in Lichtern schwimmende Schang-hae auf mich machte.

Im Juni findet in Kanton noch ein Volksfest, eine Art Regatta statt, eins der wenigen gymnastischen Spiele der Chinesen, die zwar sehr thätig, aber keine Freunde von freiwilligen Leibesübungen sind. Dieses Wettrudern geschieht in sehr langen und schmalen Booten, die von reichen Chinesen ausdrücklich für diese Zwecke gebaut und mit 40—80 Ruderern besetzt sind, welche ihre Ruder nach dem Takt des Gongschlags handhaben. Die Aufregung bei diesen Fahrten und das Streben, den Preis zu gewinnen, ist so groß, daß fast immer einige Boote dabei zu Grunde gehen.

Neben den erwähnten Festen und den Familienfeierlichkeiten bei Geburtstagen, Hochzeiten u. s. w. kennen die Chinesen weder Sonn- noch Feiertage. Die Vergnügungen und Zerstreuungen, denen sie sich außer dem Hause hingeben, suchen sie im Theater, in den Theehäusern oder in Spielen und Beschäftigungen, die wir den Kindern überlassen. Das sogenannte Murmelspiel unserer Knabenwelt, das Anpicken mit Geldstücken, das Federballspiel, das hier jedoch ohne Schlägel nur mit Hand oder Fuß getrieben wird, namentlich aber das Steigenlassen von Drachen sind Amusements von Erwachsenen und Greisen. Die chinesischen Drachen sind freilich reizend, und ich glaube, daß auch bei uns Erwachsene ihr Vergnügen an dieser Spielerei finden würden. Alle möglichen Figuren, Männer, Frauen mit Kindern auf dem Arme, Schiffe unter Segel, Thiere, die Töne von sich geben, Raubvögel mit aus-

gebreiteten Schwingen u. s. w. werden als Modelle genommen und so natürlich nachgebildet, daß man, namentlich bei den Vögeln, sehr häufig getäuscht wird und sie für wirkliche ansieht. Die größte Fabrik dieser Drachen ist in Kanton und zwar werden sie dort mit vielem Geschick von den tatarischen Soldaten der Garnison gefertigt.

15.

Brautwerbung und Hochzeit. Das Concubinat bei den Chinesen. Verhältniß der Frau zum Ehemann, der Kinder zu den Aeltern. Die Ehescheidungsgründe. Nachkommenschaft ein Segen. Noth der niedern Klassen. Tod und Begräbniß eines Familienhauptes. Die Grabstätte.

Nach den erwähnten öffentlichen Festen nehmen die häuslichen eine nicht wenig bedeutende Stelle im Leben der Chinesen ein. Die drei großen Abschnitte des Familienlebens: Geburt, Hochzeit und Tod, werden auch von ihnen hervorgehoben und mit entsprechenden Feierlichkeiten begleitet.

Das freudigste und wichtigste Ereigniß ist die Hochzeit, und schon im frühesten Alter der Kinder beschäftigen sich die Aeltern mit der Regelung dieser Angelegenheit. Nach ihrer Ansicht vereinigt Yuelau, „der alte Mann im Monde", den sich auch unsere Volkspoesie aus den dunkeln Stellen des Gestirns construirt, mit einer seidenen Schnur alle füreinander bestimmten Paare schon vor ihrer Geburt, und nichts vermag dieselben je mehr zu trennen. Die Aufgabe der Aeltern und Verwandten ist es nur, für ihre Kinder die durch Yuelau erwählten Gatten ausfindig zu machen.

Dieses schwierige Geschäft beginnt daher sehr früh und wird hauptsächlich durch Freiwerber geleitet, die entweder aus

den Verwandten oder aus einer eigenen Klasse von Leuten, den Frauen der Schauspieler, gewählt werden. Diese letztern Frauen betreiben die Sache geschäftsmäßig, haben ihre bestimmten Districte und besitzen innerhalb dieser die nothwendige Familien- und Personalkenntniß, um ihren Clienten die gewünschte Auskunft über Vermögensverhältnisse u. s. w. zu geben, die eine Hauptrolle dabei spielen. Gleichheit an Rang und Lebensstellung ist das nothwendigste Bedürfniß für das junge Paar, und ohne diese ist eine Verbindung nicht denkbar. Bei der großen Achtung jedoch, in der Gelehrsamkeit steht, kann ein sich auszeichnender junger Gelehrter, mag er auch aus der untersten Volksklasse entsprossen sein, dreist sein Auge zu dem angesehensten Mädchen der Stadt erheben und wird stets willkommen sein. Glauben die Aeltern, den Auserwählten oder die Auserwählte ihres Kindes gefunden zu haben, so werden zunächst verschiedene Wahrsager befragt, und diese stellen den jungen Leuten das Horoskop. Fällt dieses zur Zufriedenheit aus (dies hängt natürlich lediglich von der Bezahlung ab), so ist alles in Ordnung; das Paar wird als verlobt betrachtet und die beiderseitige Mannbarkeit abgewartet. Auf gegenseitige Neigung wird dabei keine Rücksicht genommen; ja in vielen Fällen sieht der Bräutigam die ihm bestimmte Gattin am Hochzeitstage zum ersten mal.

Die Festsetzung dieses Tages erfordert gleichfalls wieder eine Menge Vorbereitungen, und die Wahrsager werden dabei abermals zu Rathe gezogen. Ein glücklicher Tag, vorzugsweise im ersten Monat des Jahres (Februar), wenn „die Pfirsichblüte ihren Kelch öffnet“, ist nothwendig erforderlich, und obwol der kaiserliche Hofkalender genau die guten und schlechten Eigenschaften eines jeden Tags im Jahre für diesen oder jenen Zweck angibt, genügt dies den scrupulösen Verwandten der Brautleute keineswegs. Oft wird die Hochzeit Monate, ja ein Jahr lang hinausgeschoben, weil die günstigen Zeichen

dafür fehlen. Sind diese Zeichen endlich vorhanden, so sendet der Bräutigam der Braut Geschenke, was als officielle Anerkennung der Verlobung von seiner Seite betrachtet wird. Diese Geschenke sind ebenso wie ein Theil der Ceremonien nach den verschiedenen Provinzen verschieden. Im Norden bestehen sie in einer goldenen Haarnadel (es ist hier die mittlere Bürgerklasse angenommen), einem Paar silbernen oder goldenen Armbändern, einem Päckchen Thee, einem Stück rothen und einem Stück grünen Seidenzeugs, nebst vier Stangen Silber im Werthe von 10 Thalern und mehr. Die Braut erwidert dies im allgemeinen nicht, wie sie überhaupt keine Mitgift bringt, bisweilen sendet sie jedoch Stickereien eigener Arbeit, ein Fächerfutteral, das jeder Chinese wie einen Dolch an der Seite hängen hat, einen Tabacksbeutel und eine Geldbörse. Ihre Aeltern schicken dagegen eine rothe Karte, auf der die Ertheilung ihrer Zustimmung geschrieben steht. Von diesem Tage an wird das Haar der Braut anders frisirt; statt der bisherigen jungfräulichen einfachen Flechte wird die Haartracht der Frauen, wie ich sie schon beschrieben, adoptirt. Der Bräutigam wird ebenfalls zum Zeichen der bevorstehenden Verheirathung mit einer kleinen runden Mütze bekleidet, die er fortan im Hause trägt. Am Hochzeitstage selbst schickt der Bräutigam größere Geschenke, die in 8—10 Pfund Thee, Kleidern, Juwelen und einer Summe zwischen 50—4000 Thalern, je nach den Vermögensumständen, des Gebers bestehen. Die Brautältern senden dafür Seidenzeuge und die acht Charaktere des Jahrs, Monats, Tags und der Geburtsstunde der Braut mit Gold auf rother Seide gedruckt zurück. Der Bräutigam empfängt von seinen Freunden, die Braut von ihren Freundinnen ebenfalls Geschenke. Unter den erstern befinden sich stets ein Paar lebende Gänse, die in China als das Symbol eines einträchtigen ehelichen Lebens gelten und deswegen auch der Hochzeitsprocession vorangetragen werden. Die Geschenke der

Brautjungfern bestehen jedoch lediglich in Stickereien und kleinen Andenken. Schwestern und Freundinnen der Braut bleiben bei ihr und weinen mit ihr, bis sie das Haus verläßt. Am Abend kommt der Bräutigam in Begleitung seiner Verwandten mit einer blumengeschmückten und meistens ganz vergoldeten Sänfte, um seine Verlobte abzuholen. Auch bringt er Musik mit und eine Menge phantastisch gekleideter Diener und Knaben, die Laternen tragen. Sänfte und Kleider werden gewöhnlich von den Buddhaklöstern geliehen, welche diese Geräthe zu dergleichen Festlichkeiten vermiethen und reiche Einkünfte davon ziehen.

Den Hochzeitszug eröffnet der allem vorangehende Unterhändler, hinter dem Fahnen, Sonnenschirme, Gedächtnißtafeln und Laternen folgen. Dann folgt die Musikbande, hinter ihr ein Mann mit den unvermeidlichen Schwärmern, die er unausgesetzt zischen und knallen läßt. Dann kommt ein mit rothem Pulver bestreuter weißer Ziegenbock, dann die erwähnten weißen Gänse und einige Schalen mit Früchten. Ihnen folgt die von vier Männern getragene und von vier andern Männern begleitete Brautsänfte, welche ganz geschlossen ist. Ebenso ist die Braut dicht verschleiert, daß ihr Gesicht von niemand gesehen werden kann. Der Sänfte folgen zwei Brautjungfern und die Freunde des Bräutigams, ebenfalls sämmtlich in Sänften.

Der Zug hält vor dem Hause des Bräutigams; jedoch halten die Diener die Thür so lange verschlossen, bis sie ein Geldgeschenk empfangen haben. Dann öffnet der Bräutigam die Sänfte und hebt die Braut über die Thürschwelle, auf der ein Kochtopf steht, in das Haus. Dies soll andeuten, daß jetzt die Haushaltungspflichten der jungen Frau beginnen. Sie wird nun von den Brautjungfern in den erleuchteten Hochzeitssaal geführt, zu dem der Weg mit Teppichen belegt ist, damit sie sich ihre Schuhe von rothem Atlas nicht beschmuzt, und einer Matrone übergeben. Diese führt sie in

die Brautkammer, von wo aus sie in die große Besuchshalle tritt und die dort versammelten Gäste zu dem Genusse von Betel einladet, worin sie selbst mit dem Beispiele vorangeht. Danach wird sie von dem Bräutigam entschleiert, und während die Verwandten sie einer ziemlich lauten und rücksichtslosen Kritik unterwerfen, deren Zweck es ist, ihre Demuth und Bescheidenheit einer Prüfung auszusetzen, trinkt das junge Paar den Vereinigungstrunk, wobei der Wein aus der Tasse des Bräutigams mit dem der Braut und umgekehrt gemischt wird. Danach wird die Ehe als vollzogen und beide werden als Mann und Frau betrachtet. Dies Weintrinken wird mit denselben Ceremonien noch zweimal wiederholt, wobei die Musik den möglichsten Lärm macht. Nun erscheint eine alte von vielen Kindern gesegnete Matrone, hält eine Ansprache an die jungen Leute und verkündet, daß das Brautbett fertig sei. Sämmtliche Freunde begleiten den Bräutigam bis an die Brautkammer und verlassen danach das Haus. Am folgenden Morgen verrichten die Eheleute gemeinschaftlich ihre Andacht vor den Hausgöttern und in der dem Andenken der Vorfahren geweihten Halle, dann werden Gratulationsvisiten entgegengenommen, vom dritten Tage an etwa einen Monat lang allen Verwandten Besuche gemacht und mit einem Festmahl die ganzen Feierlichkeiten geschlossen.

Vielweiberei ist in China erlaubt, in der Praxis jedoch nicht häufig, und gilt in der öffentlichen Meinung nur bedingungsweise für anständig. Der Mann kann nur Eine rechtmäßige Frau besitzen, die übrigen sind Concubinen, stehen als solche zur Frau in dem Verhältnisse von Dienerinnen, und ihre Kinder werden als Eigenthum der Frau betrachtet. Diese Kinder sind zwar legitim, kommen aber hinter den mit der Frau erzeugten. Wenn die wirkliche gesetzmäßige Frau Söhne hat, darf der Mann überhaupt gar keine Concubinen nehmen, nur wenn sie unfruchtbar ist oder ihrem

Mann nur Töchter gebiert, ist er dazu berechtigt. Wie die öffentliche Meinung in solchem Falle urtheilt, geht aus folgendem Passus einer Ermahnung hervor, die einer der populärsten Schriftsteller Chinas an die unfruchtbaren Frauen über dieses Thema hält: „Es gibt in der Welt Frauen", so sagt dieser Weise des Mittelreichs, „die, obwol sie selbst nie einen Knaben geboren oder ein Mädchen genährt haben, ihren Mann verhindern, eine Concubine in das Haus zu bringen oder ein Mädchen zu unterhalten, um seine Nachkommenschaft zu sichern, selbst wenn er bis zum vierzigsten Jahre gewartet hat. Sie sehen auf eine solche mit eifersüchtigem Haß und Uebelwollen. O wißt ihr nicht, wie flüchtig die Zeit ist? Dehnt eure Monate und Jahre so lange aus wie ihr wollt, sie fliegen wie Pfeile, und wenn eures Gatten animalische Lebenskraft und kräftiges Blut erschöpft sein wird, dann wird er nie Kinder bekommen, und ihr, seine Frauen, werdet schuld daran sein, daß die den Ahnen fälligen Opfer nicht gebracht werden; ihr werdet seine Nachkommenschaft zerstört haben. Dann wird die Reue, auf welche Weise ihr sie auch an den Tag legt, zu spät kommen. Sein sterblicher Körper wird sterben; sein Eigenthum, welches ihr und euer Gatte gesucht habt zusammenzuhalten, wird nicht auf seine Kinder übergehen, sondern die Verwandten werden darum kämpfen. Ihr werdet nicht allein eine Person, euren Gatten, sondern euch selbst beleidigt haben; denn wer wird Sorge tragen für euren Sarg und euer Grabmal? Wer wird euch begraben oder Opfer bringen? O! euer verwaister Geist wird die Nächte mit Weinen durchwachen! Es ist traurig daran zu denken! . . . .

„Es gibt Frauen, welche ihre Eifersucht zügeln und ihren Männern gestatten, eine Concubine zu sich zu nehmen; aber sie thun es auf eine Weise, als ob sie Essig tränken und Säuren genössen. Sie schlagen auf die Diener der Concu-

bine, um diese zu treffen, und es ist kein Friede im Hause. Aber ich ermahne euch, wie kluge und tugendhafte Frauen zu handeln. Wenn ihr keine Kinder habt, sorgt mit Offenheit und Wohlwollen für eine Concubine eures Mannes. Wenn sie ihm Kinder gebiert, wird er es euch verdanken, daß die Adern seiner voralterlichen Linie nicht vertrocknen. Seine Kinder werden euch als ihre Mütter ehren; und wird dies nicht ein Trost für euch sein? Ueberlaßt euch nicht der übelwollenden Eifersucht einer bösen Frau. Bereitet nicht eine Bitterkeit, die ihr selbst verschlucken müßt!" ....

Diese Homilie läßt uns zugleich einen Blick in die chinesische Häuslichkeit und die Stellung der Frauen thun. Sie zeigt, daß die Frau in China nicht willenlose Sklavin wie bei den meisten Asiaten, sondern so ziemlich Herrin im Hause ist, gegen deren Willen der Mann nicht ungestraft ankämpfen kann.

Mit jeder Concubine, die der Mann über eine hinaus nimmt, sinkt er jedoch in der öffentlichen Achtung. Chinesen, die auf ihren guten Ruf etwas geben, greifen darum nicht zu diesem Auswege, sondern adoptiren, im Falle auch die erste Concubine kinderlos bleibt (Töchter zählen nicht), die Söhne eines jüngern Bruders oder anderer naher Verwandter. Der Kaiser besitzt Hunderte von Concubinen aus den ersten Familien der Tataren, die sich gewöhnlich zu dieser Ehre drängen, obwol es auch häufig vorkommt, daß ehrbare Väter ihre Töchter dem kaiserlichen Harem verweigern. Nach dem Tode des Kaisers werden diese Unglücklichen alle in einen Palast eingesperrt und dürfen sich weder verheirathen noch denselben bis zu ihrem Tode wieder verlassen.

Heirathen zwischen Personen von gleichen Familiennamen sind verboten, und da es in China kaum 150 verschiedene Familiennamen gibt, so kann man sich denken, welche Schwierigkeiten sich schon deshalb einer Verbindung in den Weg

stellen. Ebenso dürfen sich nahe Blutsverwandte nicht heirathen. Für Beamte bestehen sogar noch besondere Verhinderungsgründe. So z. B. darf ein Mandarin nicht die Tochter eines Schauspielers zur Gattin nehmen. Geschieht es dennoch, so wird die Ehe für ungültig erklärt und jeder der schuldigen Theile mit 60 Hieben bestraft.

Das Verhältniß einer Frau zu ihrem Manne ist durch die Thatsache scharf charakterisirt, daß die Frau kein Verbrechen begehen kann, ohne daß ihr Mann dafür verantwortlich gemacht und als Hauptschuldiger betrachtet wird. Ist sie durch ihren Mann dazu verleitet, so geht sie ganz straflos aus. Rechtlich wird ihr daher eine ganz untergeordnete Stellung angewiesen, und wenn sie, wie aus jener angeführten Ermahnung hervorgeht, sich trotzdem zur Herrin des Mannes macht, so zeugt dies von nicht geringer Energie ihres Charakters. Andererseits räumt man der Frau als Mutter wieder merkwürdige Vorrechte ein. Stirbt z. B. der Mann, so bleibt die Mutter das Haupt der Familie, und die Söhne sind ihr bis zu ihrem Tode unbedingten Gehorsam und Ehrfurcht schuldig. Wie weit dies geht, hatte ich Gelegenheit in Kanton zu sehen. Wir machten dort die Bekanntschaft eines jungen Mannes Kinlin, aus der Familie Hauqua, einer der reichsten in China, und wurden von ihm zum Frühstück eingeladen. Der junge Mann war 22 Jahre alt und selbst verheirathet, wobei ich beiläufig bemerken will, daß seine Frau die hübscheste Chinesin war, die ich je gesehen, und daß ihre Schwiegermutter, obwol 40 Jahre alt, von mir für ihre Schwester gehalten wurde und ihr an Schönheit wenig nachgab. Es wurde uns Wein vorgesetzt, unser Wirth selbst trank aber keinen. Als wir ihn nach dem Grunde fragten, erhielten wir die Antwort, seine Mutter habe es ihm verboten. Dieses naive Geständniß zeigt gewiß, wie unbedingt Kinder ihren Aeltern in China Gehorsam leisten.

Ehescheidungsgründe gibt es sieben in China: Unfruchtbarkeit der Frau, Ehebruch, Ungehorsam der Frau gegen des Mannes Aeltern, Schwatzhaftigkeit, Diebstahl, böse Laune, unheilbare Krankheit. In drei Fällen kann jedoch Scheidung nicht stattfinden: nämlich, wenn die Frau bereits für die Aeltern ihres Mannes getrauert hat, wenn sie nach der Hochzeit Geld bekommen hat, oder wenn sie keine Aeltern mehr besitzt, die sie wieder aufnehmen können.

Für Witwer ist es immer unpassend, wieder zu heirathen, für Witwen von gewissem Range aber ungesetzlich, und solche Heirathen finden daher höchst selten statt. Eheliche Verbindungen zwischen Fremden und Eingeborenen sind gänzlich untersagt, ebenso zwischen Unterthanen des Kaisers und den Mi-au-tse, jenen ununterworfenen Bergvölkern, die ich bei Gelegenheit des chinesischen Militärwesens erwähnte.

„Je mehr Kinder, desto mehr Segen", ist ein chinesisches Sprichwort, unter dem jedoch hauptsächlich nur Söhne verstanden werden. Dies Verlangen nach Söhnen erklärt sich aus dem Umstande, daß der Vater während seines ganzen Lebens absolute Macht über sie behält, einer gegen alle Sorgen gesicherten Zukunft entgegensehen darf, und sie als wahrscheinliche Quelle von Reichthum und Würden betrachtet, wenn sie etwas gelernt haben. Dies sowol als die Thatsache, daß der Vater für alle Handlungen seiner Söhne verantwortlich bleibt, trägt ungemein viel zur Verbreitung der Volksbildung bei. Eine sorgsame Erziehung und Aneignung von Kenntnissen bereitet nicht nur den Weg zu Ehren, die der Vater mitgenießt, sondern schützt auch vor Strafen, die für Vergehen, welche Roheit und Lasterhaftigkeit des Sohnes veranlassen, den Vater zunächst treffen. Wenn die chinesische Regierung diese Verantwortlichkeit in ihren Gesetzbüchern aufgestellt hat, um das Volk geistig zu heben, so hat sie vollständig

ihren Zweck erreicht, und der Scharfblick des Gesetzgebers verdient alle Anerkennung.

Vor allen sehnt sich aber der Vater nach Söhnen, um seinen Namen fortzupflanzen und jemand zu hinterlassen, der an seinem Grabe die jährlichen Andachten verrichtet. Der Gedanke, niemand zu haben, der diese fromme Pflicht erfüllt, ist für einen Chinesen ebenso drückend wie bei uns für den gemeinen Mann die Furcht, einst kein ehrliches Begräbniß zu erhalten. Ein Mann ohne Söhne lebt ohne Ehre und stirbt unglücklich. Die Geburt eines Sohnes ist deshalb in China stets ein freudiges Ereigniß, das von der ganzen Familie lebhaft begrüßt wird. Der kleine Weltbürger erhält gleich nach seiner Geburt einen Milch- oder Zärtlichkeitsnamen beigelegt, den er neben seinem Familiennamen bis zum Eintritt in die Jünglingsjahre behält, um ihn erst dann mit einem andern zu vertauschen. Wenn das Kind einen Monat alt ist, schicken ihm die Verwandten und Freunde eine Silberplatte, auf der die Worte: „Langes Leben, Ehre, Glückseligkeit", eingravirt sind. Von frühester Jugend an wird der Knabe im Benehmen und in gesellschaftlicher Etikette, die im Leben des Chinesen eine so große Rolle spielt und für alle Verhältnisse bemessen ist, unterrichtet, und mit dem vierten und fünften Jahre beginnt er zu lesen. Seit wie langer Zeit schon man in China große Wichtigkeit auf allgemeine Erziehung legt, geht aus einem Werke hervor, das vor unserer Zeitrechnung gedruckt wurde, und das bereits von „dem alten Unterrichtssysteme" spricht, nach dem jede Stadt und jedes noch so kleine Dorf eine gemeinsame Schule haben soll.

Körperliche Züchtigung wird bei der Erziehung der Kinder sowol in Schule als Haus möglichst vermieden. Man erschöpft erst alle andern Mittel, ehe man dazu greift. Ich habe nur einmal während meines elfmonatlichen Aufenthalts in China gesehen, daß ein Kind von den Aeltern geschlagen

wurde, und dies gehörte den untern Ständen an; dagegen fiel es uns stets auf, daß Kinder von 10—12 Jahren stets wie Erwachsene behandelt wurden und ihre ganze Erscheinung auch den Eindruck solcher machte.

Lehrer gibt es in China in großer Zahl. Fast alle Studirende, welche bei dem Staatsexamen durchfallen und mithin von Staatsämtern ausgeschlossen sind, werden Privat- oder öffentliche Lehrer. Man trifft in jedem Dorfe mehrere solcher verdorbener Literaten, die sich freilich oft nicht zu Pädagogen eignen mögen.

Die chinesische Jugend unterscheidet sich von der Jugend anderer Völker durch großen Ernst. Die lärmende, übermüthige Fröhlichkeit, welche sonst überall die Kinderwelt belebt, vermißt man hier gänzlich und, es macht ordentlich einen traurigen Eindruck, diese ernsten und bedächtigen Kindergesichter zu schauen, die so gar nicht mit ihrem Alter harmoniren. Bei dem wohlhabenden Theile der Bevölkerung ist diese Unnatur eine Folge des Formenwesens, in welches man die Kinder von zartester Jugend an hineinzwängt, sowie der Erziehungsmaximen des Confucius, alle Leidenschaften im Keime zu ersticken und Selbstbeherrschung als die höchste Lebensaufgabe des Individuums zu betrachten.

Bei dem ärmern Theile erzeugt die Noth des Lebens den frühen Ernst der Kinder. Nur die angestrengteste Thätigkeit vermag die Existenz des niedern Volks zu fristen, und die Kräfte des Kindes, mögen sie noch so schwach sein, müssen benutzt werden, sei es auch nur, um Baumwolle zu zupfen, oder Unkraut zu jäten, oder aus den Reisgarben die tauben Aehren auszulesen. Zum Spielen aber bleibt den armen Kindern keine Zeit. Frohsinn und Jugendlust lernen sie nicht kennen, und ihr ganzes Leben vom Erwachen des Bewußtseins, bis die kalte Hand des Todes sie berührt, ist ein mühseliger Kampf um ein elendes freudenloses Dasein.

Wenn ein Familienvater stirbt, wird der Tod allen Familienmitgliedern formell angezeigt. Die Thürflügel des Hauses werden weiß angestrichen, und die directen Nachkommen des Verstorbenen sitzen in groben weißen Kleidern, eben solche Tücher um den Kopf gewickelt und die Zöpfe mit weißem Band durchflochten, weinend neben der Leiche auf dem Fußboden, während die Weiber, ähnlich wie in mohammedanischen Ländern, lautes Klagegeschrei erheben. Die Freunde des Todten hüllen den Körper in weiße baumwollene oder seidene Laken. Der älteste Sohn oder directe Nachkomme begibt sich, an beiden Seiten von Verwandten unterstützt, mit einer Porzellanschale, in der zwei Kupfermünzen liegen, zum nächsten Flusse oder Brunnen, um „Wasser zu kaufen", wie diese Ceremonie genannt wird. Sollte der älteste Sohn bereits gestorben sein, so hat dessen Sohn vor dem Bruder seines Vaters den Vorzug, diese Ceremonie zu verrichten, die ihm das Recht auf zwei Theile der Erbschaft gibt, welche sonst gleichmäßig unter die Söhne vertheilt wird. Mit dem Wasser wird Gesicht und Körper des Todten gewaschen, derselbe dann wie im Leben angekleidet und in den aus 5—6 Zoll dicken Bohlen gefertigten Sarg gelegt, der unten mit pulverisirtem und ungelöschtem Kalk angefüllt ist. Nachdem der Sarg verschlossen, wird er mit Cement luftdicht gemacht, überfirnißt und in die Gedächtnißhalle der Verstorbenen, die sich in jedem wohlhabenden Hause befindet, sonst aber in den Raum gestellt, der ihre Stelle vertritt. Eine Tafel mit Namen, Titel, Ehren u. s. w. des Todten, wie sie später auf den Grabstein gesetzt werden, liegt zu Häupten auf dem Sarge, der 21 Tage im Hause bleibt. Nach Ablauf dieser Zeit folgt das Begräbniß. Die Gedächtnißtafel wird in einer vergoldeten Sänfte vorangetragen, rings mit brennenden Räucherstäben umsteckt; der Sänfte folgt Musik, die sich von der Hochzeit- oder sonstigen fröhlichen Musik nur durch das in Pausen stattfindende

dreimalige Anschlagen einer Trommel unterscheidet, in ihrem Charakter aber durchaus keine Trauer verräth; dann folgen die Kinder und Verwandten beiderlei Geschlechts mit Ausnahme der verheiratheten Töchter, die vom Augenblicke der Heirath an als nicht mehr zu der Familie gehörig betrachtet werden. Sie gehen gewöhnlich zu zweien, aber ohne vorgeschriebene Ordnung, in weißen Kleidern, die Söhne mit ungeschorenem Kopfe, die Töchter mit einer weißen Kappe über dem Haar. Am Grabe beginnen die Ceremonien. Buddhapriester lesen Todtenmessen, und damit der Verstorbene in jener Welt auch die nothwendigen Lebensbedürfnisse vorfinde, werden verschiedene Kleidungsstücke und Hausrathsgegenstände auf dem Grabe verbrannt, aus ökonomischen Gründen jedoch nur aus Papier gefertigte. Nach der Beendigung wird die Gedächtnißtafel unter denselben Formalitäten wieder zurückgetragen und in der Halle der Verstorbenen aufgehängt.

Die Gräber sind verschieden geformt. Im Süden, Kanton, Hongkong und Singapore haben fast alle die Gestalt eines Hufeisens oder großen griechischen Ω. In Schang-hae, Tientsin und Chefu habe ich nur sehr wenige von dieser Form gesehen, und diese gehörten allein reichen Familien an. Hier hatten die Hügel fast alle eine regelmäßige Kegelform, und das Mauerwerk, das die Gräber im Süden auszeichnet, fehlte gänzlich. Die Kirchhöfe werden, um kein Culturland zu verlieren, stets an unfruchtbaren Stellen und gewöhnlich an Abhängen von Hügeln und Bergen angelegt. Reiche Leute lassen sich bisweilen allein begraben, kaufen oft den Platz nebst einigen umliegenden Morgen Land für viele Tausende von Thalern und wählen dann einen Punkt, wo das Grab recht weit sichtbar ist, eine Eitelkeit, welche die Chinesen wie auch wir häufig mit Pietät verwechseln. Wenn man Hongkong von Osten durch die Lyemoon-Passage ansegelt, sieht man schon meilenweit ein solches hufeisenförmiges Grab in sehr großen Di-

mensionen. Es ist etwa 800 Fuß hoch über der Meeresfläche gelegen, mit großem Kostenaufwande in die ziemlich steile Felsenwand gearbeitet und zieht mit seinem weißen Anstrich, der sich gegen das umgebende Grün abhebt, sogleich die Blicke auf sich. Aehnliche Gräber liegen auf den Bergen im Innern der Insel zerstreut, und auch in dem Gebirge bei Ninghae, über das die chinesische Mauer steigt, fand ich sie so isolirt und hoch gelegen.

Wo es, wie z. B. in der Umgegend von Schang-hae und Wusung, keine unfruchtbaren Strecken oder Berge gibt, begräbt jeder seine Todten auf dem eigenen Acker. Die ganze Gegend, die eine unabsehbare Alluvialebene bildet, hat daher das Ansehen eines einzigen großen Kirchhofs. Soweit das Auge reicht, erblickt es überall die hohen spitzen Grabhügel, die zu Hunderttausenden sich aus dem Flachlande emporheben. Alle diese Gräber waren am Morgen des 5. April belebt, und am Nachmittage wehten von jedem weiße und rothe Papierstreifen, als Zeugniß, daß die Angehörigen ihrer frommen Pflicht nachgekommen und ihre Andacht verrichtet hatten.

Viele Arme besitzen kein Stückchen Land, um ihre Todten darauf zu begraben. Wenn nicht gutherzige Reiche ihnen die nothwendige Erde schenken, so bleiben die Leichen unbegraben, und die Särge werden an die Seite eines Wegs oder an einen Platz gestellt, der niemandes Eigenthum ist. In China gibt es aber viele Arme, und man sieht daher auch eine Menge solcher Särge auf dem Felde, ja häufig keine drei Schritte von der Thür der ärmlichen Hütte stehen, in die der Todte gehörte. Viele sind mit Matten umwickelt, manche auch nicht, weil die Ueberlebenden nicht das Geld hatten, um die wenigen Matten zu kaufen. Ich werde nicht den rührenden Anblick vergessen, als zwei in armselige Lumpen gehüllte Frauen einen solchen unbekleideten Sarg, der vielleicht den Vater oder die Mutter barg, sorgsam von allem Staube reinigten, in Er-

mangelung von Blumen ein Stückchen Rasen darauflegten und es mit einigen Streifen zerknitterten Papiers schmückten. Es spricht sich in dieser Sitte eine so tiefe Pietät und ein so schöner Zug des Charakters aus, daß man dadurch mit vielem wieder ausgesöhnt wird, was uns bei den Chinesen abstoßend und unmoralisch erscheint.

16.

Gestalt und Körperbeschaffenheit der chinesischen Rasse. Die Mode der Fußverkrüppelung bei den Frauen. Kleidung. Die Hutknöpfe als Zeichen bürgerlicher Rangordnung. Die Schmucksachen der Reichen. Friedfertigkeit des Volkscharakters. Der Nationaldünkel. Die Moral der Chinesen. Der Kindermord. Das häusliche Leben und die Etikette. Die Technik des Opiumrauchens. Die Kochkunst und die Vielseitigkeit der Nahrungsmittel in China.

Ebenso wie die Chinesen in geistiger Beziehung alle andern Völkerschaften des asiatischen Festlandes weit überragen, sind sie ihnen auch in körperlicher Hinsicht überlegen. Im allgemeinen sind die Männer ein kräftiger starker Menschenschlag mit proportionirten und naturgemäß ausgebildeten Gliedmaßen, die bei vielen ein so schönes Ebenmaß besitzen, wie man sie bei Modellen nur wünschen kann. Den kräftigen Gliederbau verdanken sie hauptsächlich dem gesunden Klima und der niedrigen Temperatur ihres Vaterlandes, das, an der Ostseite des Continents gelegen, viel gemäßigter als dessen westlicher Theil ist. Die Frauen sind in den mittlern und höhern Klassen des Südosten im allgemeinen sehr delicat gebaut, was jedoch wol hauptsächlich ihren verkrüppelten Füßen und der dadurch sehr beschränkten Körperbewegung zugeschrieben werden muß. Die Frauen der niedern Klassen und die Tatarinnen, von denen die erstern, weil sie arbeiten müssen,

die Füße nicht verkrüppeln können, während es die letztern überhaupt nie thun, sind jedoch robust, kräftig und untersetzt.

Nach ihrer Schädelbildung halten die Chinesen die Mitte zwischen Kaukasiern und Negern. In der Dicke der Lippen nähern sie sich den Negern; auch die Nase ist dick und ziemlich platt, die Nasenflügel sind ausgedehnt, jedoch nicht so bedeutend wie bei den Negern; die Gestalt ist von Mittelgröße, Füße und Hände klein und feingeformt, namentlich beim weiblichen Geschlechte. In vieler Beziehung ähneln sie den nordamerikanischen Indianern; wir finden hier dasselbe starke glänzend schwarze Kopfhaar, den gleichen schiefen Schnitt der Augen und Augenbrauen und den dünnen Bart. Ebenso hat der Chinese fast auf dem ganzen Körper kein Haar und die Hautfarbe ist der indianischen ähnlich, obwol die dunklere Färbung mehr ein Resultat der Witterung zu sein scheint. Wenigstens ist die vornehmere Klasse, welche sich der Sonne nicht so aussetzt, fast weiß zu nennen.

Unstreitig sind die Chinesen mit der mongolischen Rasse nahe verwandt, jedoch sind deren harte Gesichtszüge in ihnen sehr gemildert, und man sieht oft Jünglinge von wahrhaft überraschender, fast weiblicher Schönheit. Nachdem sie jedoch die Zwanzig passirt, werden die Züge scharf, die Backenknochen treten hervor, und als alte Männer und Frauen sind sie bisweilen über alle Begriffe häßlich. Frauen müssen nach chinesischen Schönheitsbegriffen delicat und zart von Gestalt sein, bei Männern wünscht man jedoch ein behäbiges Embonpoint, und wohlhabende Leute, die nicht körperlich zu arbeiten brauchen, richten ihre ganze Lebensweise so ein, um ein gewichtiges Aeußere zu bekommen. Die Frauen der mittlern und untern Klassen sind im allgemeinen nicht hübsch zu nennen; die platte Nase und der große Mund treten überall störend hervor; der gelbliche Teint ohne Anflug von Roth mildert nichts, und der unbeholfene Gang auf den verkrüppel-

ten Füßen beeinträchtigt die ganze Haltung des Körpers auf das unangenehmste. Diese unglückliche Mode kam zuerst unter der Tang-Dynastie auf, und ihr sowie den langen Fingernägeln liegt die Idee des nicht Arbeitens zu Grunde. Nicht zu arbeiten, ist der Ehrgeiz der Chinesen, und der Mann wird glücklich geschätzt, der durch Wachsen der Nägel seinen Mitmenschen verkündet, daß er es soweit gebracht habe. Um die Nägel zu schonen, werden vielfach Futterale von Bambus darüber getragen, bisweilen aber auch von kostbarerm Material. Bei der Plünderung des kaiserlichen Palastes durch die Franzosen wurden verschiedene solche Futterale von Gold erbeutet, und ich sah in Schang-hae eins derselben, das dem Kaiser selbst angehört haben soll und allerdings kostbar genug war, um diesen Glauben zu rechtfertigen.

Zwischen dem Aeußern der Chinesen im Norden und Süden des Reichs herrscht ein bedeutender Unterschied, und namentlich gibt sich dies beim weiblichen Geschlechte kund. Der Gliederbau und die Gesichtszüge sind im Süden viel feiner, die Hautfarbe aber nicht dunkler, obwol das Klima der südlichen Provinzen fast tropisch ist. Wahrscheinlich ist die Ursache dieser Verschiedenheit die Kreuzung mit den häßlichern Tataren, die hauptsächlich im Norden geblieben sind, während im Süden der chinesische Typus reiner erhalten ist. Die Küstenbevölkerung im Norden zeichnet sich namentlich durch Häßlichkeit aus; sie scheint einer andern Rasse anzugehören. Vielleicht stammt sie von den Eskimos, die bei der Aufsuchung eines mildern Klimas vom Norden herunter gewandert sind und sich hier niedergelassen haben. Daß jene Bevölkerung von der chinesischen Regierung selbst als ein fremder und untergeordneter Stamm betrachtet wird, scheint aus einem Verbote hervorzugehen, nach welchem kein Küstenbewohner sich mit Chinesen oder Tataren verheirathen darf. Ich sah später in Nangasaki sechs bis acht Einwohner Koreas,



Zu I, 255.

Chinesischer Kaufmann mit seiner Tochter.

die aus dem Norden der Halbinsel nach Japan gekommen waren; sie zeigten getreu den Typus der chinesischen Küstenbewohner, nur schienen sie mir noch brauner zu sein, was jedoch eine Folge ihrer weißen Kleidung sein mochte, welche die Hautfarbe mehr hervorhob.

Die Kleidung der Chinesen ist wie alles Uebrige stationär und nicht dem vielfachen Wechsel der Moden unterworfen wie bei uns. Der Schnitt der Kleider wird durch jenes Tribunal in Peking vorgeschrieben, dessen Aufgabe es ist, über die geheiligten Riten und Ceremonien der Staatsreligion zu wachen. Die Trachten unterscheiden sich deshalb bei hoch und niedrig hauptsächlich nur durch die Wahl des Stoffes. Die nebenstehende Abbildung stellt einen chinesischen Kaufmann, dessen Bekanntschaft wir machten, mit seiner kleinen Tochter dar, und bringt zugleich die gewöhnliche Hauskleidung der wohlhabenden Bürgerklasse zu Veranschaulichung.

Der bedeutende Temperaturunterschied zwischen chinesischem Sommer und Winter, der besonders im Norden außerordentlich ist und 50° Reaumur beträgt, hat für diese Jahreszeiten auch abweichende Kleidung geschaffen, zu deren Anlegung der Vicekönig oder Gouverneur der Provinz das Signal gibt. Die Sommerbekleidung besteht aus weiten Beinkleidern, einem ebenso losen Rocke, der bis auf die Knöchel reicht und einer bis auf die Hüften fallenden Jacke. Alle drei sind, wie ich schon früher bemerkte, bei dem ärmern Volke aus Baumwolle, bei den Reichen jedoch aus Seide gefertigt. Wolle wird in China nicht fabrizirt; das Wenige, was bisjetzt davon verbraucht wird, kommt aus Rußland. Baumwollene oder seidene gewebte Strümpfe nebst Schuhen aus demselben Material mit zolldickem zusammengenähten Zeug oder Filzsohlen bilden die Fußbekleidung, und die Strümpfe werden über den Beinkleidern bis an die Knie reichend getragen. Der Kopf wird mit konischen Hüten aus Bambusgeflecht bedeckt, die bei den untern Klassen

zum Schutze gegen die Sonne oft einen Rand von 2 Fuß Durchmesser haben. Strümpfe und Schuhe trägt jeder, der es ermöglichen kann. Der hungernde Kuli natürlich begnügt sich mit bloßen Strohsandalen, wie er bis auf Hut und Beinkleider im Sommer überhaupt nichts trägt. Im Winter werden über die weiten Beinkleider enge Beinlinge gezogen und an den Hüften befestigt. Röcke und Jacken werden mit Watte oder Pelzwerk gefüttert, und statt des konischen Bambushutes erscheint ein pelz- oder sammtverbrämter Filzhut oder eine kleine gestickte cylindrische Mütze. Das Kopftheil des Hutes ist sehr niedrig, schließt sich eng an den Kopf an, und sein Rand ist scharf nach oben gebogen. Von der Spitze desselben fällt bei den Wohlhabenden der schon erwähnte Büschel von rother Seide herab, während die Kopfbedeckung bei Personen von Rang mit dem betreffenden unterscheidenden Knopfe verziert ist. Es gibt neun solcher Rangordnungen, und das entsprechende Aussehen der Knöpfe ist folgendes von oben an gerechnet: 1) Ein platter rother Knopf, 2) ein mit Blumen verzierter rother, 3) ein transparenter blauer, 4) ein undurchsichtiger blauer, 5) ein ungefärbter Glasknopf, 6) ein weißer Glasknopf, 7) ein platter vergoldeter, 8) ein goldener Knopf mit Blumen in Hautrelief, 9) ein dito mit Blumen in Basrelief.

Die Röcke und Jacken werden unveränderlich vorn übereinander geschlagen und an der rechten Seite zugeknöpft. Die Tracht der Frauen ist fast ganz dieselbe, nur ziehen sie mehrere lange Röcke übereinander, und diejenigen, welche verstümmelte Füße haben, tragen diese statt der Strümpfe in Bandagen von buntem Zeuge eingewickelt, was, wie ich glaube, nöthig ist, um dem Fuße Halt zu geben und zugleich die Hacke an die Ferse zu schnüren, da die Chinesinnen eigentlich nur den Ballen als Fuß gebrauchen. Wenn der Fuß die façonmäßige Länge von nur 3 Zoll besitzt, so wird er von

chinesischen Schöngeistern „goldene Lilie" betitelt und in Oden besungen. Schön ist diese Verkrüppelung nach unsern Begriffen nicht; mich hat der Anblick stets mit Ekel erfüllt, und eine solche „goldene Lilie" gleicht auf ein Haar einem Pferde- oder Eselshufe. Die Tatarinnen sind so vernünftig, ihre Füße zu tragen, wie sie ihnen der liebe Gott wachsen ließ, und die Chinesinnen würden wenigstens bei Fremden viel mehr Anerkennung finden, wenn sie es mit ihren von Natur äußerst zierlichen und kleinen Füßen ebenso machten.

Der Werth, den reiche Chinesen im Norden des Landes in Pelze stecken, übersteigt alle Begriffe, und man kann oft Kaufleute sehen, die mindestens für 4–5000 Thaler Pelzwerk am Körper haben. Noch weit kostbarer ist der Anzug ihrer Frauen, der durch Hals- und Armbänder soviel theurer wird. Die Chinesen erhalten aus der Tatarei eine besondere Art von Edelstein, den sie Yu und die Engländer jade stone nennen (Bitterstein, Nephrit). Die geringere Sorte ist blaßgrün und achatähnlich, die feinere Sorte bräunlich und sehr selten. Von Europäern wird dieser Stein wenig geschätzt, in China jedoch ungemein hoch gehalten und theuer bezahlt. Es werden aus der letztern Art Arm- und Halsbänder verfertigt, die unansehnlich, aber bisweilen 1000—1800 Thaler werth sind, und mit denen sich reiche chinesische Damen doppelt und dreifach behängen.

Ein Freund von mir war zu einem chinesischen Kaufmann in Schang-hae eingeladen, der allgemein nur als wohlhabend galt. Nach einem copiösen Mahle, an dem, sobald Europäer zugegen sind, die weiblichen Mitglieder der Familie nicht theilnehmen, stellte der Wirth ihm seine Frau vor, die, soeben von einem Geschäftsgange zurückgekehrt, in ihrer gewöhnlichen Hauskleidung erschien. Dies war ein Zeichen von besonderer Aufmerksamkeit, da chinesische Damen aus bessern Ständen sich selten Fremden zeigen. Trotzdem verrieth die Dame

durchaus keine Verlegenheit und bewegte sich so natürlich, als ob sie lange mit dem Besuche bekannt sei. Sie war hübsch, hatte feine Züge und war sehr vortheilhaft geschmückt. Ihr glänzend schwarzer Haarputz starrte von Goldspangen, und die Stirnbinde von Biber, welcher vielfach getragen wird, zeigte vier der kostbarsten Yusteine in Goldfassung. Um Hals und Hand trug sie doppelte Reihen von Perlen aus demselben Stein, und mindestens fünf bis sechs feine Pelzröcke und Jacken übereinander bildeten den Anzug. Das Gespräch kam auf die Preise dieser Artikel, und mein Freund erfuhr, daß die Dame für ungefähr 8000 Taels oder 16000 Thaler auf ihrem Körper trage, wohlgemerkt, bei einem Hausanzuge. Dagegen erscheinen die Ansprüche unserer europäischen Damen allerdings sehr bescheiden, wenn eine chinesische Kaufmannsfrau solche Summen für häusliche Kleidung verwendet.

Die Kinder werden in China gleichfalls sehr herausgeputzt und ihr Anzug zeichnet sich nicht allein durch Qualität, sondern auch durch Quantität aus. Auf der Straße sehen sie wie kleine unförmliche Ungeheuer aus. Sie werden so in Röcke und Jacken gepackt, daß sie sich kaum bewegen können, die Arme im rechten Winkel zum Körper halten müssen und ebenso breit wie lang sind.

Beim Ausgehen trägt jeder anständige Chinese außerdem noch verschiedene Sachen im Gürtel, die ihm ein kriegerisches Aussehen geben, obwol sie in Wirklichkeit außerordentlich friedlicher Natur sind. Die seidengestickte Scheide, in der wir einen Dolch vermuthen, das Geschenk einer Braut oder Frau, birgt einen harmlosen Fächer, den unzertrennlichen Begleiter des Chinesen vom Kaiser bis zum ärmlichsten Kuli. Die lederne ebenfalls oft gestickte Tasche, welche viel Aehnlichkeit mit einer Patrontasche hat und wie diese an einem Gürtel hängt, enthält bei näherer Besichtigung nur Stahl und Stein zum Anzünden der Pfeife, und der daneben placirte gestickte Beutel den Vorrath an Taback.

Waffen trägt nur der Soldat im Dienst und selbst der Militärmandarin nur bei besondern Gelegenheiten. Der Besitz von Feuerwaffen ist dem Volke streng verboten. Das Verbot ist jedoch kaum nöthig bei einer Nation, die von Natur so friedfertig, und der schon der bloße Gedanke an Anarchie ein Greuel ist. Diesen ruhigen und vorsichtigen Charakter verdanken die Chinesen hauptsächlich dem Einflusse und der Autorität des Alters. Da die Individuen der verschiedenen Generationen stets unter der Aufsicht und Gewalt des ältesten überlebenden Familienhaupts bleiben, so wird die unwissende und unerfahrene Jugend stets von dem reifern Urtheile des Alters geleitet, und alle Ausbrüche von Leidenschaft und Unklugheit werden zurückgehalten. Eine vollkommene Selbstbeherrschung, wie sie schon Confucius als unerlaßlich vorschreibt, ist die Folge dieses Erziehungssystems, und sie erklärt auch die geringe Zahl von Gewaltthätigkeiten im Verhältniß zu andern Ländern. Diebstahl und Raub ist sehr häufig, fast nie aber von Mord begleitet, denn die jetzigen Greuel der Bürgerkriege können nicht mit in Betracht gezogen werden.

So oft Chinesen auch in Streit miteinander gerathen, endigt dieser selten mit einer Schlägerei. Nach ihren Gesten und dem gegenseitigen Anschreien erwartet man jeden Augenblick tödliche Schläge, aber das Schreien dient gewissermaßen als moralisches Sicherheitsventil, und gewöhnlich gehen die Parteien nach einem solchen Zungengefecht, bei dem sie sich höchstens an den Zöpfen reißen und kratzen, beruhigt auseinander, wie die erwähnten Knaben, welche die bestrittene Orange zuletzt friedlich theilten.

Zwei Attribute werden an ihren Mitmenschen von den Chinesen sehr hoch geachtet: eine durch persönliches Verdienst erworbene hohe Stellung und hohes Alter. Bloßer Reichthum wird aber so wenig geehrt als Armuth verachtet, und ein reicher Dummkopf würde vergeblich streben, durch Stel-

lenkauf einen Armen zu verdunkeln, der sich durch Talent und Fleiß einen Rang zu erwerben gewußt hat. Die Selbstüberhebung und der verletzende Nationaldünkel den Europäern gegenüber ist von mir bereits wiederholt berührt worden. Dieser Dünkel muß, theilweise wenigstens, als die Quelle des treulosen und hinterlistigen Betragens angesehen werden, dessen sich die Chinesen bei Conflicten mit Fremden schuldig machen und über das sich namentlich die Engländer in ihren Streitigkeiten mit China heftig beklagt haben. Wenn sich dieser Zug nicht ableugnen läßt, ist er jedoch, was das Volk selbst betrifft, einigermaßen zu entschuldigen. China ist viele Jahrhunderte von dem Verkehr mit Europäern oder, was dasselbe sagen will, von Nationen, die den Chinesen geistig überlegen, ausgeschlossen gewesen. Bis 1840 war Kanton der einzige Berührungspunkt mit Europäern, und in dieser großen Stadt war es wiederum nur eine Corporation von Kaufleuten, die mit den Fremden verkehrte. Dieser Kaufleute gab es zwölf, die Hong-Kaufleute genannt wurden. Sie hatten das alte Privilegium, allein mit Europäern zu handeln und mußten dafür an die Mandarinen enorme Summen bezahlen, die sie natürlich wieder aus den Fremden zu pressen suchten. Diese Fremden waren ihrerseits bestrebt, das Verlorene durch alle möglichen Betrügereien wieder einzubringen. Sie gingen lediglich nach China, um Geld zu machen, und waren darum in der Wahl der Mittel nicht sehr scrupulös. Fast täglich kam es zu Reibereien, sowol mit den Chinesen als besonders zwischen den verschiedenen Nationalitäten der Ausländer, die, aufeinander eifersüchtig, einer den andern zu verdrängen und zu übervortheilen bemüht waren. Wenn auch die wenigen „Hong-Leute" die wahre Ursache dieses Zustandes kannten, sah doch der große Haufe nur den ewigen Streit der Fremden, die schon dadurch sich unbeliebt machten, weil dem friedfertigen Chinesen nichts widerwärtiger ist, als Streit und Hader.

Rohe Gewalt, wie sie von den Fremden oft angewendet wurde, zog ihnen die allgemeine Verachtung zu, und die Abneigung des Volks wurde noch künstlich durch die Mandarinen genährt, deren furchtsame und elende Politik in der gegenseitigen Uneinigkeit ein Interesse zu erblicken glaubte.

Was die Chinesen sonst von den Fremden hörten und sahen, konnte nicht dazu beitragen, ihre Meinung zu ändern. Aus Europa drangen nur dunkle Gerüchte von langen blutigen Kriegen nach China, das sich bis dahin eines zweihundertjährigen Friedens erfreute, und was ihnen die Fremden an Industrie und andern Gegenständen brachten, erschien ihnen im Verhältniß zu den eigenen Erzeugnissen sehr untergeordnet, weil es ihren durch positive Gesetze und geheiligtes Herkommen bestimmten Bedürfnissen nicht entsprach. Selbst nach einem zwanzigjährigen bedeutenden Verkehr sind die Importen an europäischen Producten mit Ausnahme von Shirtings für den Gebrauch des chinesischen Volks außerordentlich gering, während die Exporten dagegen von Jahr zu Jahr so bedeutend wachsen.

Es ist daher sehr natürlich, daß die Chinesen sich uns geistig überlegen denken und uns diese Ueberlegenheit fühlen lassen wo sie können. Wir erscheinen in ihren Augen als die Nationen, welche China als den Mittel- und Glanzpunkt der Erde umgeben, und welche das Volk der Mitte, wie es sich nach dieser Anschauung nennt, an Cultur und geistiger Ausbildung unendlich überflügelt hat. Wir sind nach ihrer Ansicht Barbaren, und der vom Volke gebrauchte Name Fankwei, „ausländische Teufel", bezeichnet genau die Stellung, die wir ihnen gegenüber einnehmen. Teufeln braucht man weder Treue noch Glauben zu halten, kann sie auf jede Weise betrügen, belügen und übervortheilen, ohne damit das geringste Unrecht zu begehen. Das Brechen von Verträgen u. s. w. ist nur eine natürliche Consequenz ihrer Meinung von uns. Wollte man daher den Charakter der Chinesen lediglich danach

beurtheilen, wie sie sich den Fremden gegenüber benehmen, so würde man sich Einseitigkeit zu Schulden kommen lassen. Dem strengen Moralisten erscheint der Charakter immerhin noch schlimm genug, allein man darf an ein Volk, das ohne eigentliche Religion lebt, nicht den Maßstab einer geläuterten christlichen Sittenlehre und Weltanschauung legen. Vieles ist bei ihnen erlaubt und makellos, was unsere Moral als unsittlich und verbrecherisch verurtheilt, und es kann nicht leicht ein Volk geben, das weniger von der Wahrheit hält als das chinesische. Eine Lüge zu sagen, ist dem Chinesen nichts weniger als ehrenrührig. Im allgemeinen kann man annehmen, daß er nie die Wahrheit redet, sobald er den geringsten Nachtheil dadurch befürchtet. Allein jedermann hält dies für sehr natürlich, und wir können uns deshalb nicht wundern, wenn wir von Chinesen nie die Wahrheit hören, mögen unsere Fragen noch so gleichgültiger Natur sein. Alles was wir dabei thun können ist, dem Chinesen zu zeigen, daß wir seine Worte bezweifeln, weil er sich sonst noch auf unsere Kosten lustig macht.

Ebenso ist es mit dem berüchtigten Kindermorde, von dem manche Reisende mit Uebertreibung erzählen. Wenn sich die Thatsache auch nicht wegleugnen läßt, ja sogar zugegeben werden muß, daß die Regierung das abscheuliche Verfahren duldet, so geschieht es doch nur aus absoluter Noth und in dem Falle, wenn Aeltern ihre Kinder durchaus nicht mehr zu ernähren vermögen. Auf andere Weise ist das Verbrechen auch gar nicht erklärlich. Wenn man sich nur kurze Zeit in China aufgehalten und sich die Mühe genommen hat, mit dem Volke sich etwas genauer bekannt zu machen, muß man wahrnehmen, daß nicht nur die Kinder mit größter Ehrfurcht und Liebe zu den Aeltern aufblicken, sondern daß auch umgekehrt die Anhänglichkeit der Aeltern an die Kinder sehr groß ist, und, was man sonst anch an den Chinesen auszusetzen haben mag,

ihr Familienleben bildet gewiß eine der schönsten Seiten ihres Charakters. Kinderlosigkeit ist, wie ich schon bemerkt habe, das größte Unglück von Eheleuten. Diese berechtigt sogar den Mann, seine Frau zu verstoßen und eine andere zu nehmen oder neben ihr Kebsweiber zu halten. Zahlreiche Nachkommenschaft, namentlich männliche, zu erzielen, ist der sehnlichste Wunsch eines jeden Chinesen, und die ganze innere Politik der Regierung ist darauf berechnet, diesem Streben Vorschub zu leisten. Wer keine Nachkommen hat, die an seinem Grabe ihre Andacht verrichten, wird als der beklagenswertheste Mensch angesehen. Wie reimt sich also diese Thatsache mit dem Bestehen eines Gebrauchs, der jener geradezu widerspricht? Nur Noth, die schrecklichste Noth kann Aeltern bewegen, ihre Kinder zu tödten; und in einem so übervölkerten Lande, wo die Bewohner lediglich auf die Producte des Ackerbaues bezüglich ihrer Existenz angewiesen sind, wie leicht kann da eine solche Noth eintreten!

Ich selbst habe in der Nähe Kantons Kinderleichen den Fluß hinabtreiben sehen, bin aber weit entfernt, deswegen den Kindermord als eine regelmäßige und häufige Erscheinung in China zu betrachten. Fast alle Reisende, welche über diese Sache berichtet, besuchten nur Kanton und hielten das Verbrechen für eine Gewohnheit, weil sie häufig Kinderleichen in dem vor ihren Thüren vorbeifließenden und schmalen Flusse schwimmen sahen. Sie scheinen jedoch gänzlich vergessen zu haben, daß in und um Kanton circa 500,000 arme Menschen auf dem Wasser leben, daß in einem kleinen Boote von 14 Fuß Länge und 4 Fuß Breite oft Familien mit 4—6 kleinen Kindern hausen; wie leicht ist es daher möglich, daß diese Kinder durch Zufall über Bord fallen und gerade die Kalebasse, der ausgetrocknete Flaschenkürbis, der fast bei allen diesen Leichen sich vorfindet, beweist die Zufälligkeit des Todes. Wo in einem Boote Kinder fahren, die noch nicht verständig

genug sind, die sie umgebende Wassergefahr zu beurtheilen, sieht man sie regelmäßig mit dieser Kalebasse, die ihnen von den Aeltern als Rettungsmittel gegen das Ertrinken umgebunden wird.

Im allgemeinen leben die verheiratheten Chinesen sehr häuslich. Oeffentliche Vergnügungsörter gibt es außer den Theatern und Theehäusern nicht. Letztere besucht aber ein Mann aus der höhern Klasse nicht. Bälle und Tanz sind schon aus Rücksicht auf die Füße der Damen unzulässig und daher unbekannt. Die Frauen erscheinen selten in Gegenwart von Fremden und essen auch nur bei Tische mit der eigenen Familie oder den nächsten Verwandten. Frauen der höhern Klasse sieht man daher äußerst selten und auf den Straßen nie, da sie stets ihre Besuche in dicht verschlossenen Sänften machen. Dagegen spielen Visiten und Zweckessen im gesellschaftlichen Leben eine Hauptrolle. Der Besucher kommt in der Sänfte und läßt durch einen Bedienten seine Karte abgeben, auf der sein Name und Titel gedruckt ist. Diese Karten sind roth mit Goldrand, wenn der Betreffende trauert, weiß mit blau, aber nicht etwa in Form unserer Karten, sondern lange gefaltete Streifen, die man ebenso gut als Tapeten verwenden könnte. Die Anstands- und Höflichkeitsformen unter gebildeten Chinesen sind streng nach dem Range der Betreffenden bemessen und einem ganz bestimmten Ceremoniengesetz unterworfen, von dem nie abgewichen wird. Die Etikette des frühern spanischen Hofes ist nichts dagegen. Bei den Besuchen schreibt dieses Gesetz vor, die Freunde stets einzuladen, diese müssen aber ebenso standhaft ausschlagen, und lächerlich ist es, das Complimentiren und die Versuche der beiden Parteien, es gegenseitig zu verhindern, mit anzusehen.

Nach dem Range des Gastes kommt der Hausherr ihm bis zur Sänfte oder zur Haus- oder Zimmerthür entgegen und ebenso sind die Verbeugungen und Hinderungsversuche

genau danach regulirt. Die gewöhnliche Begrüßung unter Gleichgestellten besteht darin, die geschlossenen Hände zusammenzulegen und sie einigemale mit den Worten „Hau-tsing-tsing“ bis an die Stirn zu erheben. Hau heißt: Befinden sie sich wohl? und tsing, tsing: Heil, Heil! In den Worten tsing, tsing, tschop, tschop (schnell), maski (es macht nichts) und tschau, tschau (essen) besteht gewöhnlich die gesammte Kenntniß der chinesischen Sprache bei Fremden, mit der sie sich den Landeseinwohnern verständlich zu machen suchen, wenn diese nicht bereits einige Fortschritte in dem berühmten Pitschen-Englisch gemacht haben, das die gewöhnliche Conversation zwischen Europäern und Chinesen ermöglicht und auf das ich später zurückkommen werde.

Zunächst wird der Besuch in das Wohnzimmer geführt, wo sich der für den Hausherrn und dessen vornehmsten Gast bestimmte Ehrenplatz befindet. Dies ist bald eine Nische, bald eine Art Bett mit Matten belegt, mit einem Porzellankissen für den Kopf und zwei Fußschemeln ausgerüstet, auf denen beim Liegen die Füße ruhen, während sich in der Mitte ein kleiner Tisch erhebt, um Theetassen oder den Apparat zum Opiumrauchen daraufzustellen. Dieser besteht zunächst aus Pfeifen von Bambusrohr mit Messingkopf, die nach dem Stande des Besitzers mehr oder minder kostbar verziert sind. Das Rohr hat keine Spitze, sondern ist einfach stumpf abgeschnitten, einen Zoll dick und etwa 18 Zoll lang. Der Kopf ist klein, gleicht einer kreisförmigen Schale und hat im Boden nur eine ganz kleine Oeffnung von der Größe eines Stecknadelkopfes. Nebst der Pfeife sieht man eine Lampe, eine Büchse mit dem Opium, eine kleine Schale und zwei stricknadelähnliche Drahtstücke, deren eins an einem Ende mit einem kleinen Knopf, am andern mit einer Schaufel ausgestattet ist. Beim Gebrauch taucht man die Nadel mit dem Knopf in das Opium, das die Consistenz von dickem Syrup

hat, nimmt eine Erbsengröße davon auf und hält es über die Lampe. Hier wird es unter beständigem Drehen gekocht, wobei es blasenförmig auftreibt und zuletzt sich wieder zu einer festen Kugel zusammenzieht. Dann ist aller Schmuz entfernt und nur das Narkoticum zurückgeblieben. Dieses wird über die kleine Oeffnung des Pfeifenkopfes geschmiert, die Pfeife angesteckt und geraucht. In vier bis fünf Zügen ist das Narkoticum verzehrt, worauf das Residuum mit der kleinen Schaufel entfernt und auf die erwähnte Schale gelegt wird. Die Operation wiederholt sich nun, bis die Wirkung des Stoffes den gewünschten Einfluß auf das Nervensystem des Rauchers äußert und diesen in den erschlaffenden und trunkenen Zustand versetzt, der so viele Annehmlichkeiten besitzen soll, welche wir Europäer nicht zu würdigen wissen, der jedoch auch Körper und Geist ruinirt. An das Fußende des Ehrenplatzes schließen sich in rechten Winkeln zwei Reihen schwerer massiver Armsessel für die übrigen Gäste an, die je nach ihrem Range dem erstern näher oder ferner placirt werden. Kurz nach dem Niedersetzen wird den Gästen Thee präsentirt. Bei längerm Bleiben werden auch eingemachte Früchte herumgereicht. Beim Fortgehen beobachtet man dieselben Formen wie bei der Ankunft.

Die Gastmähler der Chinesen zeichnen sich durch ihre Kostbarkeit und die unendliche Varietät ihrer Speisen aus, die oft aus den wunderbarsten Ingredienzien bestehen, sehr gut bereitet, sauber servirt und auf den Schüsseln und der Tafel außerordentlich geschmackvoll arrangirt sind. Trotzdem munden sie uns vielfach nicht, weil sie Dinge enthalten, die uns durchaus nicht auf den Tisch zu gehören scheinen. Dahin rechne ich verschiedene Arten von Seeigeln, Tintenfische, Haifischflossen, bebrütete Taubeneier und mehrere gallertartige Erzeugnisse des Oceans, deren Anblick unserer Natur Ekel einflößt. Ich nahm mehrere male theil an chinesischen Gastmählern, und nahm mir dabei vor, alles durchzukosten, ein

Vorsatz, den ich heroisch durchführte. Daß irgendetwas geradezu schlecht geschmeckt hätte oder ungenießbar gewesen wäre, kann ich durchaus nicht behaupten; nur der Gedanke: es ist das und das, schnürte bisweilen unwillkürlich die Kehle zusammen.

Die Chinesen haben eine besondere Vorliebe für alle gelatinösen Substanzen, denen sie gewisse stärkende Kräfte zuschreiben und an denen ihr Speisezettel daher sehr reich ist. Dahin gehören auch die indischen Vogelnester, die auf keiner anständigen Tafel fehlen und sehr theuer bezahlt werden. Ich theile bezüglich ihres Geschmacks die Ansicht aller übrigen Europäer, die sie gekostet. Sie schmecken nach gar nichts, und wenn man mir es nicht gesagt hätte, würde ich sie für Nudeln gehalten haben. Ihre Substanz ist knorpliger Natur und wird im Magen der Schwalben, von denen die Nester stammen, bereitet. Sie kommen vom Indischen Archipel, namentlich von Java und Sumatra, wo die Vögel in oft unzugänglichen Höhlen nisten, aber keineswegs, wie früher die Ansicht war, ihre Nester aus den Ueberresten von Fischen fertigen. Die Schwalben sind Landvögel und fressen nie Fische. Nachdem die Nester sehr fleißig gereinigt, gekocht und wieder gewaschen sind, wonach sie, wenn sie gut sein sollen, eine fast transparente weißliche Farbe annehmen müssen, schneidet man sie in nudelähnliche feine Streifen und kocht sie abermals mit starker Fleischbrühe. Das Pfund von den schönsten Nestern kostet durchschnittlich 20 Thaler, die Suppen sind daher ziemlich theuer.

Die chinesische Mahlzeit beginnt mit dem unumgänglichen Thee, der auch ebenso regelmäßig den Schluß bildet. Vierzig bis funfzig Gerichte sind das Minimum bei einem anständigen chinesischen Diner, was jedoch nicht zu viel ist, da jede Schüssel nur sehr klein und lediglich für jeden Gast zwei bis drei Bissen enthält. Mit fünf oder sechs Schüsseln wird gewöhnlich angefangen. Sie werden in die Mitte des

Tisches gestellt, der stets nur so groß ist, daß die Gäste ohne weitere Unbequemlichkeiten die Speisen erreichen können. Um jene ersten Schüsseln gruppiren sich allmählich die folgenden Gerichte. Alles schwimmt in einer reichen und gewöhnlich mit Knoblauch gewürzten Sauce. Sämmtliche Fleischspeisen sind in mundgerechte Stücke zerschnitten, um sie ohne Hülfe von Messer und Gabel, die der Chinese bei Tische nicht gebraucht, mit den Eßstäbchen fassen und sie in den Mund bringen zu können. Die Stäbchen sind von Elfenbein oder Ebenholz, rund, so dick wie ein Bleistift und etwa 6 Zoll lang. Auf den anständigen Tischen stehen immer einige Becher damit angefüllt zum Wechseln für die Gäste. Natürlich sind diese ganz neu und ungebraucht. So prächtig die Chinesen damit umzugehen wissen, so unbequem sind sie für den nicht daran gewöhnten Europäer. Ihre ungeschickte Handhabung verursacht regelmäßig große Heiterkeit bei den übrigen Tischgenossen. Wenn nicht der Hausherr den Gästen mitleidig zu Hülfe käme und ihnen mit großer Geduld stets etwas auf ihren Teller legte, würden diese häufig hungrig von der Tafel aufstehen müssen. Die Suppe wird aus Porzellanschalen mit kleinen Porzellanlöffeln gegessen. Neben jedem Couvert steht eine kleine geschmackvoll verzierte Theekanne mit Samtschu, dem aus Reis bereiteten chinesischen Branntwein, der aus kleinen Porzellannäpfen, nicht viel größer als ein Fingerhut, getrunken wird, da er sehr stark ist und namentlich auf europäische Naturen eine sehr nachtheilige Wirkung äußert. Es kommt häufig vor, daß europäische Matrosen, welche sich darin betrinken, in vollständige Tollwuth verfallen und sich die Schädel gegen Mauern einrennen. Die Chinesen sind jedoch daran gewöhnt, sie trinken sehr viel davon, und man kann sie durchaus nicht mäßig nennen. In den Küstenstädten gibt es auch schon europäische Weine. Bei einem Gastmahle erhielten wir Rothwein, Sherry und Champagner, obwol

unsere Wirthe nur davon nippten. Es ist Sitte, einander zuzutrinken, und zwar fast genau auf englische Weise. Der Hausherr beginnt damit, indem er sein Glas erhebt, dem vorher durch einen Bedienten aufmerksam gemachten Gaste zunickt und darauf sein Trinkschälchen leert. Dies geht dem Range nach herum, und bei großen Gastmählern sind schon deshalb unsere Gläser unzulässig. Trotzdem ist es fast regelmäßig der Fall, daß die meisten Gäste von ihren Dienern Abends im Schutze der Dunkelheit und unter dem schirmenden Dache einer verschlossenen Sänfte bewußtlos zu Haus gebracht werden müssen. Ein Trinkspiel, ähnlich dem italienischen Morra, bei dem ein Gast Finger in die Höhe hält, deren Zahl ein zweiter gleichzeitig sagen muß, trägt hierbei hauptsächlich die Schuld, da jeder Fehler mit dem Trinken eines Schälchens bestraft wird.

Ist der Tisch von Speisen zu sehr angefüllt, so tritt eine Pause ein, alles wird abgenommen, jedem Gaste ein in heißes Wasser getauchtes und ausgerungenes Handtuch zum Abwischen der Hände und des Mundes dargereicht, und ein Gang ist beendigt. Bald darauf beginnt die Arbeit von neuem, und gewöhnlich dauert eine solche Tafel 4—5 Stunden. Den Schluß bildet regelmäßig eine Schüssel mit Reis, und nach ihr kommt das Desert, aus Früchten, Eingemachtem und Backwerk aller Art bestehend. Große Diners werden gewöhnlich von musikalischen und theatralischen Darstellungen begleitet, die jedoch die unangenehmste Zugabe von allem sind und die Europäer nervenkrank machen können. Sie werden weniger häufig im eigenen Hause als in Restaurationen gegeben, wahrscheinlich, um die damit verbundene Unruhe zu vermeiden. Für das niedere Volk bestehen dergleichen Restaurationen in großer Zahl, und zu ihnen gesellen sich noch unzählige ambulante Küchen, in denen für wenige Kupfermünzen warme und kalte Speisen verabreicht werden.

So wählerisch die Reichern in ihren Speisen, so liberal sind die Aermern. Wenn es nur den Hunger stillt, kommt es ihnen gar nicht darauf an, was sie genießen. Die Noth zwingt sie dazu, und die Noth macht die Chinesen sowol zu Kochkünstlern, als sie auch die unendlichsten Varietäten von Speisen schafft. Was in China irgend Nahrungsstoff hat, wird hervorgesucht, um mit Hülfe der Kochkunst schmackhaft oder wenigstens genießbar gemacht zu werden. Ich habe schon früher der vielen Arten von Salaten erwähnt; ich glaube, es gibt in China keine Pflanze, deren Blätter nicht dazu verwandt würden. Reis bildet den Hauptnahrungsstoff des gesammten Volkes, und wie man bei uns Morgen- Mittag- und Abendbrot sagt, so heißen die Mahlzeiten in China Morgen- und Abendreis, da man nur zwei derselben hält. Zu den Fleischspeisen, die jedoch nur auf den Tisch der Wohlhabenden kommen, liefern Schweine das größte Contingent, deren Fleisch, namentlich wenn es recht fett ist, der Chinese außerordentlich liebt. Schafe gibt es im Süden des Landes gar nicht, und Rindvieh im ganzen Lande so wenig, daß es selten auf den Markt kommt. Von zahmem Geflügel sind Enten sehr bevorzugt, und man sieht sie zu Hunderten in den Läden gekocht, gebraten, geräuchert, frisch geschlachtet und lebendig. Hunde, Katzen und Ratten werden jedoch ebenso wenig verschont und namentlich sieht man die Ratten, fein weiß rasirt und sehr appetitlich ausschauend, in den Schlächterläden hängen. Die mittlere und ärmere Klasse sieht jedoch sehr selten Fleisch auf ihrem Tische, sondern lebt statt dessen von Fischen, an denen die von einem Kaltwasserstrome bespülten Küsten des Landes und auch die Flüsse außerordentlich reich sind. Fischerei wird deshalb auch in ganz China in großartigster Weise betrieben, und man hat berechnet, daß fast ein Zehntel der Bevölkerung damit beschäftigt ist. Nach dem, was ich an den

Küsten selbst gesehen, wo wir täglich von Tausenden von Dschonken umgeben waren, ist dies auch kaum zu bezweifeln. Es gibt kein Instrument, um Fische zu berücken, das hier nicht mit Erfolg angewendet würde. Alle möglichen Arten Netze und Hamen, Angeln, Harpunen u. s. w. sind in Gebrauch; bei Tag und Nacht wird gefischt, bei Mond- und Fackelschein und in tiefster Dunkelheit mit abgerichteten Seeraben und Tauchern, mit Körben, Reusen und Pfahlwerk. Jeder Fluß, jeder See, jeder Pfuhl ist mit Fischern bedeckt, ein Stückchen Wasser ist ebenso viel werth wie fruchtbares Land, und wo keine Fische darin sind, bevölkert man es bald durch Laich, mit dem über das ganze Reich ein lebhafter Handel getrieben wird. Ein chinesischer Fischmarkt ist der frequenteste, geräuschvollste, interessanteste, aber auch zugleich schmuzigste und übelriechendste Punkt der ganzen Stadt; denn obschon die Flußfische von ihren Verkäufern sorgsam in frischem Wasser gehalten und die unverkauften abends wieder in Teiche zurückgesetzt werden, so äußert sich doch bei den Seefischen bald der Einfluß der Wärme, und wenn man sie auch einsalzt, geschieht dies gewöhnlich nicht eher, als bis es die höchste Zeit ist. Die Seen und Teiche liefern indeß auch noch andere eßbare Sachen, Krebse, Krabben, mit einem Worte alle fischbaren Crustaceen, Holothurien, Seeigel kommen zu Markte, ebenso auch Wasserkastanien (scirpus tuberosus), Lotus (nelumbium) und Segras. Letzteres wird in enormen Quantitäten von der ärmern Klasse gegessen. Es kommt von Japan, Korea und der Lieukieu-Gruppe, an deren Küsten es wächst und in vielen Hunderten von Schiffsladungen nach China ausgeführt wird. Dieses Gras ist schilfartig, die Blätter sind aber dicker und schwammig. Es soll Nahrungsstoffe enthalten, schmeckt aber nur salzig und wird zum Reis genossen, den es würzt.

17.

Die Landwirthschaft der Chinesen. Werth des Düngers. Der Reisbau. Die Baumwollencultur. Die Seidenproduction. Weberei und Stickerei in China. Die Porzellanfabrikation. Die Metallbereitung. Holz- und Elfenbeinschnitzerei. Die Kunstfertigkeit und der Mangel an Kunstsinn. Die chinesische Heilkunde.

Die Hauptbeschäftigung des Volkes ist der Ackerbau, und die große Uebervölkerung des Landes hat seine Bewohner gezwungen, diesen Zweig der Volkswirthschaft auf eine Weise zu vervollkommnen, die schon die Bewunderung der frühesten Besucher Chinas erregte und noch immer Beachtung verdient, obwol sie, wie vieles andere im Reich der Mitte, oft überschätzt ist. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Chinesen uns überlegen sind, wo es sich darum handelt, aus tragbarem Boden den möglichst großen Gewinn zu ziehen; sie bleiben jedoch hinter uns zurück, wenn die Melioration sterilen Bodens in Betracht kommt. Das erstere haben sie theilweise der bessern Bearbeitung des Ackers, theils der Düngung und Behandlung des Saatkorns vor der Saat zu danken.

Der Ackerbau in China wird viel richtiger als Gartenbau bezeichnet; die Felder machen alle den Eindruck von Gartenbeeten, und nicht einmal der Reis, der die Stelle unsers Korns vertritt, wird gesäet, sondern Halm für Halm mit der

Hand gepflanzt. Eine solche Methode kann jedoch nur eben in einem Lande wie China zur Anwendung kommen, wo die Arbeit so ungemein wohlfeil ist und es keinen großen Grundbesitz gibt. Landwirthschaft im großen kennt man nicht; jede Familie besitzt, und gewöhnlich in unmittelbarer Nähe ihres Hauses, so viel Land, um von dessen Ertrage zu leben und vielleicht von dem Ueberschusse ihre sonstigen Bedürfnisse zu bestreiten. Diesem Stückchen Land wird dann die gesammte Thätigkeit seiner Eigenthümer zugewandt, und es ist in einer Weise bearbeitet, die bei uns unmöglich erscheint, weil die Arbeit soviel theurer kommt. Die Dörfer sind meistens sehr weitläufig gebaut, da, wie bemerkt, jeder Bauerhof gewöhnlich unmittelbar von dem ihm zugehörenden Ackerlande umgeben ist. In den großen Ebenen trifft man auch überall eine Menge Wirthschaften über das Land zerstreut. Meist sind die ländlichen Gebäude besser und reinlicher gehalten als die Gebäude in der Stadt, und gewähren mit den sie umgebenden Obstbäumen und üppig grünenden Feldern einen freundlichen Anblick. Die nebenstehende Zeichnung gibt das Bild eines solchen Bauernhofs in der Nähe von Schang-hae.

Die Düngung ist von der unsern verschieden. Fester Dünger vor der Saat wird nicht auf den Acker gebracht, sondern nach deren Aufschießen jede einzelne Pflanze mit flüssigem Dünger wiederholt begossen. Es gibt in China außerordentlich wenig Vieh. Pferde werden für die Landwirthschaft gar nicht gezüchtet und Rindvieh nur in sehr geringer Zahl, damit es hier und da den Pflug auf den Reisfeldern ziehe. Schafe und Esel gibt es nur im Norden. Nur Schweine und Enten werden überall gezogen, weil sie, unabhängig von der Landwirthschaft, von dem Abfalle eines jeden Hausstandes bestehen und gedeihen können. Milch, Butter und Käse sind unbekannte Dinge; Leder gebraucht der Chinese außerordentlich wenig, da seine Fußbekleidung aus Stroh,

Baumwolle oder Seide und Filz gefertigt wird. Außer Schweinfleisch und Geflügel wird fast kein Fleisch gegessen. Viehzucht findet daher nur in sehr geringem Maßstabe statt. Das Culturland steht nicht im Verhältniß zu der ungeheuern Bevölkerungszahl, sodaß man auf Weideland verzichten muß. Ich habe Dörfer von 1500—2000 Einwohnern gesehen, deren ganzer Viehbestand drei bis vier Ochsen waren, die sich außerdem in keinem besondern Zustande befanden. Das Vieh wird nur auf Strecken getrieben, die keine Frucht hervorzubringen vermögen. Heu ist ein so unbekannter Artikel, daß die Fremden, welche sich in China Pferde halten, dasselbe aus Europa beziehen.

Schon aus diesem Grunde fehlt es an festem Dünger, und das Volk ist gezwungen, seine Zuflucht zu den menschlichen Auswürfen zu nehmen, die dann auch im ganzen Lande auf die sorgsamste Weise gesammelt werden. Da dieser Dünger aber nicht ausreicht, so werden alle Substanzen, die nur irgend Düngkraft besitzen, hinzugefügt. Als ein Beispiel der Sorgsamkeit in dieser Beziehung will ich nur anführen, daß eine Menge Menschen allein mit dem Sammeln der abrasirten Haare in den Barbierläden ihren Unterhalt erwerben, die sie als Dünger verkaufen. Im ersten Augenblick mag dies belächelt werden; wenn man aber bedenkt, daß in China durchschnittlich täglich 100 Millionen Menschen der Kopf rasirt wird, erscheint die Sache rationeller.

Der Werth des Düngers wird den Europäern hier so deutlich vor Augen geführt wie nirgends fast, und dabei freilich auf Auge und Nase wenig Rücksicht genommen. Die Latrinen für das Publikum sind stets an den belebtesten Plätzen angelegt, und je ängstlicher man bestrebt gewesen ist, durch sauber gemauerte Reservoirs unter der Erde dafür zu sorgen, daß auch nicht das kleinste Quantum des kostbaren Stoffes vergeudet werde, desto sorgloser ist die Einrichtung über der

Erde getroffen. Derartige Plätze liegen offen vor den Blicken der Vorübergehenden da. Ebenso wenig werden, wie bemerkt, die Nasen verschont, da man in allen Straßen und zu allen Tageszeiten Kulis begegnet, die mit zwei mächtigen Eimern solchen Düngers sich durch die dicht gedrängten Menschenmassen winden und sich dem Fremden durch einen beleidigenden Geruch bemerklich machen, auch wol ganz harmlos im Vorübergehen dessen Kleider streifen. Auf chinesische Nasen scheint dieser Duft keinen unangenehmen Eindruck zu machen; überhaupt scheint ihr Geruchsorgan nicht so zart construirt wie das unsere, da sie sonst unmöglich den schrecklichen Gestank in ihren engen Häusern und Straßen zu ertragen vermöchten.

Die Reisfelder werden gar nicht gedüngt, sondern das Saatkorn wird einige Tage vor der Saat in flüssigem gegorenen Dünger geweicht. Dieses geschieht übrigens mit aller Saat, nnd dies befördert nicht nur das Keimen, sondern schützt das Korn auch in der Erde gegen Insektenfraß, sodaß das Verfahren in beider Hinsicht die Beachtung unserer Landwirthe verdient.

Unser Korn wird in China fast gar nicht gebaut, dagegen, wo es irgend angeht, Reis, das hauptsächlichste Nahrungsmittel des Volks. Die Alluvialebenen, an denen das Land so reich ist und die sich mit geringer Mühe bewässern lassen, eignen sich besonders dazu, und namentlich sind die südlichen Provinzen die Kornkammern des Reichs, obwol sie immer noch nicht den Bedarf decken und jährlich noch Millionen von Centnern aus Siam, Cochinchina und Java eingeführt werden.

Sind im Frühjahr die Felder durch den reichlich im März fallenden Regen bewässert, so werden sie noch naß gepflügt oder gehackt und für die Aufnahme der jungen Reispflanzen vorbereitet, die vorher in andern dazu geigneten kleinen Feldern gesäet und gezogen werden. Sobald diese Pflänzchen 5—6 Zoll erlangt haben, werden sie auf die eigentlichen Fel-

der verpflanzt, und zwar stets in Büscheln, die zu 6 und 8 Zoll nach allen Richtungen voneinander abstehen. Danach wird der Acker wieder einige Zoll unter Wasser gesetzt und so gehalten, bis sich die Pflanzen gelb färben und die Zeit der Reife naht. Nun läßt man das Wasser allmählich ab, sodaß mit dem Eintritt der Ernte Ende Juli das Feld trocken liegt. Die Büschel werden mit einem sichelförmigen Messer nahe über der Erde abgeschnitten und die Garben sofort geheimst. Unmittelbar danach beginnen die Vorbereitungen für die zweite Saat. Die Aecker werden gereinigt, bewässert und gepflügt, und die zweite Ernte findet dann im November statt. Der Reis wird, ganz wie bei uns das Getreide, auf Tennen von festgestampfter Erde mit Flegeln gedroschen und das Reiskorn durch Stampfen enthülst. Bisweilen sind diese Stampfen förmliche Mühlen, die von Ochsen getrieben werden; meistens geschieht das Enthülsen jedoch in Handstampfen, halbkugelförmigen Steinmörsern, in die das Korn geschüttet und in denen es mit einem schweren Holzstampfer in Form eines abgestumpften Kegels bearbeitet wird. Der Stiel des Stampfers ist an einer sich in Zapfen drehenden Welle befestigt, an der sich längere Hebel befinden, die abwechselnd mit den Füßen wieder getreten und losgelassen werden.

Für die Bewässerung ihrer Felder besitzen die Chinesen eine Menge einfacher aber sehr sinnreicher und wirksamer Vorrichtungen, die wahrscheinlich ebenso alt wie die Geschichte ihres Ackerbaues sind. Außer einer Maschinerie, die nach dem Princip unserer Flußbaggermaschinen construirt ist und als eine Art Kettenpumpe wirkt, verdient eine andere einfache Vorrichtung Erwähnung, vermittelst deren das Wasser an hohen Ufern 40—50 Fuß hoch emporgehoben wird. Dies geschieht mit Hülfe eines Rades von großem Durchmesser, das ganz ähnlich wie ein Unterwasserrad, aber aus Bambus gebaut ist und dadurch, neben bedeutender Festigkeit, große Leich-

tigkeit und Beweglichkeit erhält, wie bei uns gebräuchliches Material sie nicht zu geben vermag. Statt der Schaufeln sind an der Peripherie des Rades etwas schräg gestellte und am untern Ende verschlossene Bambusröhren von 3—4 Zoll Durchmesser angebracht. Der Strom setzt das Rad ohne weitere Hülfe in Bewegung, und eine Röhre steigt nach der andern empor, um nachdem sie oben angekommen, ihren Inhalt in eine neben das Rad gelegte Rinne und durch diese auf das Feld zu ergießen.

Unter andern Feldfrüchten werden Bohnen und Erbsen gewonnen. Letztere läßt man vielfach nicht reifen, sondern nur keimen, und bringt sie so zu Markt, wo sie als eine beliebte Speise viel gekauft werden. Im Norden wird eine Art Bohne gebaut, aus der man Oel preßt, das allgemein im Lande zum Fetten der Speisen sowie zum Brennen verwandt wird. Die ausgepreßten Bohnenkuchen bilden einen ungemein bedeutenden Handelsartikel nach dem Süden, wo sie sowol als Viehfutter wie als Dünger verwandt werden. Sehr viele deutsche Schiffe sind bei diesem Handel betheiligt.

Unser europäisches Obst ist sämmtlich im Norden Chinas zu Hause, während sich der Süden reich an tropischen Früchten zeigt. Fast alle Flußufer sind in ununterbrochener Reihe mit Obstbäumen bepflanzt, die in dem schönen Alluvium üppig gedeihen und jedenfalls nutzbringender als unsere Anpflanzungen von Weiden und Erlen sind. So schön jedoch die tropischen Früchte, so geschmacklos ist das übrige Obst. Birnen, Aepfel und Pflaumen haben ein prachtvolles Aussehen, schmecken aber sämmtlich wie Kohlrüben. Nur Pfirsichen und Weintrauben sind kostbar. Man ißt das Stein- und Kernobst deshalb auch nie roh, sondern stets geschmort oder in Zucker eingemacht. Im Einmachen von Früchten sind die Chinesen Meister, und die Fabrik des Tschailung in Kanton erfreut sich in dieser Beziehung eines in der

ganzen Welt verbreiteten und wohlverdienten Rufes; namentlich liefert sie prachtvollen Ingwer.

Merkwürdig ist es, daß in China keine Kartoffeln gebaut werden, obwol sich im Norden guter Boden dafür findet und sie ein vortreffliches Mittel sein würden, den oft wiederkehrenden Hungersnöthen zu begegnen, die infolge von Ueberschwemmungen der niedrig gelegenen Reisdistricte eintreten. Seit einem Jahrhundert wird die Kartoffel in Macao für die Fremden mit gutem Erfolge gebaut. In ihrer unmotivirten Abneigung gegen alle Neueruugen, überhaupt gegen die von außen kommenden, haben die Chinesen jedoch bisjetzt nicht bewogen werden können, dem Beispiele zu folgen. Der Bedarf der Europäer in den Häfen Chinas wird aus Japan und Californien bezogen und der Scheffel mit 6—7 Thalern bezahlt.

Zu den Hauptzweigen des chinesischen Landbaues gehört die Baumwollencultur. Ihr Ertrag reicht jedoch kaum für das eigene Bedürfniß aus. Der Anzug des niedern Volkes besteht, wie ich schon anführte, lediglich aus Baumwolle, und zwar aus jenem festen dauerhaften Gewebe, welches bei uns unter dem Namen Nanking bekannt ist und seine gelbliche Farbe dem Umstande verdankt, daß es aus ungebleichter Baumwolle gefertigt wird. Dieser Stoff ist sämmtlich Handgespinst und Hausweberei. Fabriken gibt es in China ebenso wenig wie Dampfmaschinen. Auf dem Lande hat jedes Haus seinen Webstuhl, auf dem die Hausfrau das selbstgesponnene Garn zu dem für den Familienbedarf nothwendigen Stoffe verarbeitet. Die Spinnräder sind den unsern ähnlich, jedoch werden von einer Person immer drei Fäden zu gleicher Zeit gesponnen, was ich noch nie gesehen hatte. Die Baumwolle wurde von einem Kinde auf 6 Zoll lange Bambusröhrchen gewunden, welche die Mutter nebeneinander mit den Fingern der linken Hand hielt, während die rechte drei sehr feine und

egale Fäden auszog. Allmählich beginnt das englische Maschinengespinst sich in China einzubürgern, namentlich im Norden, wo der Bedarf bedeutend größer ist als die Production, auch die Baumwolle vom Süden auf dem Landwege bezogen und dadurch vertheuert wird. Im Süden ist dagegen der Import von Shirtings noch sehr beschränkt. Das chinesische Gewebe ist zwar theuer, aber doppelt und dreifach so stark und haltbar als das englische, und auch deshalb schon läßt es sich bei den praktischen Chinesen nicht so leicht durch das Fabrikat der rothhaarigen Barbaren verdrängen, solange im Süden dem Bedarf im Lande genügt werden kann.

Ein weiteres, auch für Europa in den letzten Jahrhunderten sehr wichtig gewordenes Erzeugniß chinesischer Agricultur ist der Thee. Für China selbst ist er indessen noch bei weitem wichtiger, da er das einzige Getränk der Bevölkerung bildet, wenn ich den aus Reis bereiteten und jedenfalls nur beschränkt genossenen Samtschu-Branntwein abrechne. Rohes Wasser wird fast nie von den Chinesen getrunken, und ich mußte jedesmal über die erstaunten uud fragenden Blicke lächeln, wenn ich mir in einem chinesischen Hause eine Schale Wasser ausbat. Der Theekessel steht vom frühen Morgen bis spät in die Nacht singend und brodelnd am Feuer, und sobald man ein Haus betritt, wird man, wie im Orient mit Kaffee, so hier mit Thee regalirt, der außerdem auch zu jeder Mahlzeit verabreicht wird. Man bereitet den Thee nicht in einer Kanne, sondern in der Tasse selbst, deren jede einen Deckel, aber keinen Henkel hat. Beim Trinken schiebt man den Deckel ein wenig zur Seite, faßt mit Daumen und Zeigefinger die Tasse oben und unten und schlürft den Thee zwischen Tassenrand und Deckel heraus, welcher letztere die Blätter zurückhält. Zu jeder neuen Tasse wird frischer Thee genommen. Ueberhaupt lernt man Thee bereiten nur in China, und man wird stets das eigentliche Aroma des Getränks

verlieren, wenn man es anders macht als die dort ansässigen Europäer. Für 4—6 Personen wird ein gehäufter Eßlöffel voll Thee genommen, kochendes Wasser darauf gegossen und die Mischung eine Minute nur stehen gelassen, ehe sie in die Tassen geschenkt wird. Das sogenannte Ziehen verdirbt das Getränk, es verliert seinen angenehmen Geschmack und wird herbe. Will man also guten Thee trinken, so bereite man ihn auf die angegebene Art.

Wie bekannt gibt es hauptsächlich zwei Sorten Thee, den schwarzen und den grünen, von denen der erstere gewöhnlich als der billigere und gesündere vorgezogen wird, während man dem feinern und theurern grünen eine aufregende und für die Gesundheit schädliche Wirkung zuschreibt. Obwol der schwarze Thee hauptsächlich in der Provinz Fokien und der grüne in Tschekiang gebaut wird, stammen doch beide von derselben Pflanze her und unterscheiden sich nur durch Farbe und Zubereitung. Der schwarze Thee wird beim Rösten länger dem Feuer ausgesetzt als der grüne; davon stammt der Unterschied in der Färbung. Außerdem enthält der schwarze Thee mehr holzige Theile des Blattes, während bei dem grünen die Fibern entfernt sind. Dieser Umstand sowie daß der grüne Thee, weil er weniger geröstet wird, viel eher durch Feuchtigkeit leidet und verdirbt, ist die Ursache, daß er höher im Preise steht. Daß er jedoch seine grüne Farbe durch Rösten auf Kupferplatten erhalte, ist eine Fabel, wenngleich es chemisch feststeht, daß ein Farbestoff bei der Bereitung benutzt wird, dem vielleicht auch die aufregende Wirkung zugeschrieben werden muß.

Die Theepflanze wächst innerhalb eines Gürtels, der sich zwischen dem 27. und 33. Breitengrade von Osten nach Westen durch ganz China erstreckt. Die Pflanze liebt die Bergabhänge, woder Humus nicht zu hoch liegt, und wird an solchen Stellen hauptsächlich gezogen. Sobald die Staude Blätter

treibt, beginnt die Ernte. Die ersten Blütenknospen sind mit einem weißen seidenartigen Flaum bedeckt; sie geben den Pekkothee, eine Corruption des chinesischen Wortes Pakho, das „weißer Duft" bedeutet. Ein längeres Wachsthum der Blätter von einigen Tagen gibt den „schwarzblätterigen Pekko". Die fleischigen und ausgebildeten Blätter liefern den Suchong, die noch gröbern den Congo und die letzte Ernte endlich den Bohea. Der Bohea ist nach dem Districte genannt, aus dem er vorzugsweise kommt. Congo ist eine Verstümmelung des chinesischen Wortes Kungfu, „Arbeit oder Beharrlichkeit", und Suchong ist auf dieselbe Weise aus Seautschung, „kleine oder seltene Sorte", gebildet.

Die feinern Arten Suchong werden im südlichen China oft mit wohlriechenden jasminartigen Blüten parfümirt. Im Norden wird er jedoch ohne Versatz und ganz rein getrunken, weshalb er uns weniger schmeckt, da wir in Europa selten reinen Thee bekommen. Die grünen Theesorten zerfallen in Twankai-Heison (Ausschuß), Heison (Geschützpulver) und Jung-Heison, von unten auf gerechnet. Heison bedeutet im chinesischen „blühender Frühling", und der so benannte Thee ist der kostbarste, den es gibt. Jedes Blatt wird einzeln zusammengerollt, und von seiner körnerähnlichen Gestalt hat dieser Thee wol auch den Namen Geschützpulver oder Kugelthee erhalten.

Das Rösten des Thees geschieht in eingemauerten eisernen Pfannen von Halbkugelform. Wenn dieselben gehörig erhitzt sind, wird eine Portion frischer Blätter hineingeschüttet und fortwährend mit der Hand umgerührt, um sie sowol einer gleichmäßigen Hitze auszusetzen als vor dem Verbrennen zu bewahren. Haben sie sich durch diesen Proceß etwas zusammengekrümmt, so werden sie herausgenommen, und es wird ihnen mit der Hand längere oder kürzere Zeit nachgeholfen, je nachdem die Qualität feiner oder geringer ist. Der Hauptunterschied zwischen schwarzem und grünem Thee beruht also darauf,

daß bei ersterm das Feuer und bei letzterm die Hand am meisten thut. Der Thee wird dann in Kisten verpackt, der schwarze mit Füßen hineingetreten, der grüne dagegen nur hineingeschüttet, da er durch das Treten brechen und zu sehr leiden würde.

Ein in botanischer Beziehung der Theepflanze sehr ähnliches und von den Chinesen auch gleichnamig bezeichnetes Gewächs verdient wegen seiner Wichtigkeit für die Volkswirthschaft gleichfalls Erwähnung. Dies ist die Camellia oleifera, die sich von der Theepflanze hauptsächlich nur durch die Form ihrer Samenkapseln unterscheidet, und aus deren Samen jenes feine Oel bereitet wird, das in China die Stelle der Butter vertritt. Es wird auf ähnliche Weise wie die Fettsubstanz gewonnen, welche der Purgir-Kroton, Croton sebiferum, gibt, und die dort allgemein zur Fabrikation von Lichtern dient. Der Same dieser Pflanze ist von einer talgähnlichen weißen Masse umgeben. Dieselbe wird mit den Kapseln in einem eisernen Kessel durch ein schweres Rad zerdrückt, in Säcke gethan, über dem Feuer erwärmt und unter die Presse gebracht. Da das Oel jedoch schwer erstarrt, werden die daraus bereiteten Lichter mit einem Wachsüberzuge versehen. Sie geben jedoch kein gutes Licht, brennen schnell fort und machen viel Qualm. Talg oder thierische Fette werden zu Lichtern in China nicht gebraucht.

Es bleibt mir nur noch übrig, einige Worte über die Seide zu sagen, die allmählich für Europa eine ebenso große Wichtigkeit wie für China selbst erlangt hat und neben dem Thee einen von Jahr zu Jahr mächtiger wachsenden Exportartikel des Landes bildet.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß ein fast nur Ackerbau treibendes Volk wie die Chinesen, die doch wahrscheinlich als Hirten aus dem Innern Asiens südostwärts zogen, seine ursprünglichen Gewohnheiten so gänzlich abgestreift

und von den Thieren, auf die seine Vorältern in Bezug auf Nahrung und Kleidung allein angewiesen waren, jetzt für beide Zwecke fast nichts mehr verwendet, sondern den Ersatz dafür in dem Reiche der Vegetabilien sucht. Ebenso wie der Reis das Hauptnahrungsmittel ausmacht, theilt sich die Kleidung in Baumwolle und Seide, welche letztere wenigstens zur Hälfte als Product des Pflanzenreichs betrachtet werden kann, insofern die Cultur eines bestimmten Baumes ihre Production allein bedingt. Eine Erklärung für diese Anomalie läßt sich wol nur in dem Umstande suchen, daß China schon in den ältesten Zeiten ungemein übervölkert war, daß das Vieh dem Menschen weichen mußte und der Nahrungsmangel nicht gestattete, dem Culturlande die für das Vieh nöthige Weide zu entziehen.

Die Erfindung der Seidenbereitung ist unstreitig in China einheimisch. Sie wanderte von hier über Persien und Griechenland nach Rom, und wird in den Annalen ihres Vaterlandes ebenso wie der Ackerbau in die mythologischen Zeiten versetzt. Beide Beschäftigungen bilden den Gegenstand einer der Belehrungen, die zweimal monatlich dem Volke öffentlich vorgelesen werden, und in Bezug auf sie heißt es unter andern: „Seit den ältesten Zeiten führte der Sohn des Himmels den Pflug und pflanzte die Kaiserin den Maulbeerbaum. Indem diese erlauchten Personen selbst der Arbeit sich nicht schämten, wollten sie zugleich den Millionen ihrer Unterthanen ein edles Beispiel der Nacheiferung geben und sie anspornen, ihre wesentlichsten Interessen nicht zu vernachlässigen.“ Der erste Passus dieser Sentenz bezieht sich nämlich auf die Thatsache, daß der Kaiser alljährlich im Frühjahr unter Begleitung seines Hofstaates dem Ackerbau durch eigenhändiges Ziehen einer Furche die Weihe gibt, während die Kaiserin als Beschützerin des Seidenbaues einen Maulbeerbaum pflanzt.

Gute Seide wird nur in den vier Provinzen Tschekiang,

Kiangnan, Hoope und Szetschuen producirt. Tschekiang liefert die weiße und beste, und Schang-hae ist der Hauptstapelort, von wo aus im Jahre 1861 allein 78,000 Ballen ausgeführt wurden. Alle 4 Provinzen werden vom 30. Breitengrade parallel durchschnitten und haben ungefähr das Klima des nördlichen Italien. Tschekiang ist reich an Alluvialebenen und wird von einer Menge Flüsse und Kanäle durchschnitten.

Nach chinesischen Ansichten ist das Haupterforderniß für Production von guter Seide die sorgfältige Cultur des Maulbeerbaums, um die größtmögliche Menge junger und gesunder Blätter ohne Frucht zu erzielen. Zu diesem Zwecke läßt man die Bäume nur bestimmte Höhe und Jahre erreichen. Sie werden in passender Entfernung voneinander gepflanzt, und der Boden wird gewöhnlich mit Flußschlamm und Asche gedüngt. Zu Anfang des Jahres werden sie beschnitten, an jedem Zweige nur etwa vier Knospen gelassen, und man trägt Sorge, daß sie überall gutes Licht haben. Die Blätter werden mit einer freistehenden Leiter vom Baume gepflückt, damit letzterer nicht leidet. Nach dem Pflücken werden die Zweige noch mehr abgestutzt, damit der Trieb nicht ausgeht, und nach drei Monaten kann schon die zweite Lese gehalten werden. Sind die Bäume zu alt, d. h. die Blätter zu grob, so ersetzt man sie durch junge. Die Häuser für Züchtung der Raupen liegen gewöhnlich ganz einsam in der Mitte der Maulbeerpflanzungen, um möglichst gegen jede Art von Geräusch geschützt zu sein, da die Erfahrung gelehrt hat, daß ein plötzlicher Schrei, ein Hundegebell oder dergleichen für die jungen Raupen sehr gefährlich ist; ja man hat Beispiele, daß durch Donner eine ganze Brut zerstört wurde. Die Brutzimmer sind so eingerichtet, daß sie bei kalter Witterung auch künstlich erwärmt werden können. Besondere Sorgfalt wird auf die Papierstreifen verwendet, auf welche die Seidenmotten ihre Eier legen. Die Ausbrütung der

Eier wird durch Application von Wärme oder Kälte, je nach Umständen geregelt, sodaß die jungen Raupen gerade um dieselbe Zeit auskriechen, wenn die zarten Frühjahrsblätter der Maulbeere für ihre Ernährung tauglich sind. Die Blätter werden den jungen Thieren genau zugewogen, zuerst geschnitten, später aber, wenn die Raupen stärker werden, im ganzen gegeben. Große Aufmerksamkeit wird auf die gleichmäßige Temperatur der Brutzimmer verwendet, und ebenso werden sie reinlich, ruhig und frei von allen Gerüchen gehalten. Die Raupen werden auf Matten gefüttert und diese der Reinlichkeit wegen oft gewechselt. Je mehr die Thiere wachsen, desto mehr Futtermatten erhalten sie, damit sie genug Raum zur Bewegung haben. Wenn sie ihre verschiedenen Häutungen vorgenommen haben und ausgewachsen sind, was sich an der gelblich transparenten Farbe zeigt, die sie dann annehmen, werden sie in die für das Einpuppen vorbereiteten Fachwerke gelegt. Acht Tage nach Beginn des Puppens sind die Cocons fertig und es wird Zeit, sie zu verwenden, da die Seide sonst durch das Auskriechen der Motten zerstört wird. Ein Theil der Cocons wird für spätere Zucht verwahrt, die Puppe in den übrigen dadurch getödtet, daß man sie schichtenweise in irdenen Töpfen mit Salz und Blättern überdeckt und die Töpfe luftdicht verschließt. Später werden sie in lauwarmes Wasser geworfen, das die schleimige Substanz auflöst, welche die einzelnen Fäden zusammenhält, und danach die Seide abgehaspelt. Diese wird dann entweder in Bündel von bestimmter Größe und Form geschlungen und kommt als Rohseide in den Handel, oder wird gesponnen und auf den Webstuhl gebracht und zu verschiedenen Stoffen verarbeitet.

Trotz der großen Einfachheit ihrer Webstühle fertigen die Chinesen nicht allein die schönsten Zeuge, sondern auch die elegantesten und neuesten englischen und französischen Muster zum Export. Namentlich excelliren sie in Damast und Satin

nnd ihrem Crêpe kann sich nur der japanesische an die Seite stellen. Ebenso berühmt sind die chinesischen Stickereien, die theilweise an den nach Europa versandten Crêpe-Shawls auch bei uns bewundert werden können. Das Schönste in dieser Art bleibt jedoch im Lande und dem Auge des Fremden für gewöhnlich verborgen, da es für den kaiserlichen Palast gemacht wird. Bei Gelegenheit der Plünderung desselben durch die Franzosen sind dergleichen Meisterstücke in großer Zahl nach Schang-hae und in die Hände von Europäern gelangt, die sie anfänglich von den Soldaten für ein Spottgeld kauften. Jeder behielt was er hatte, und wir konnten nur die Pracht der Sachen anstaunen und ihre Eigenthümer beneiden. Einen solchen Reichthum von Stoff, Farben und Stickerei hatte von uns noch niemand gesehen, und solche Arbeit würde auch bei uns weder Verfertiger noch Käufer finden.

Die ganze chinesische Industrie ist originell und dem Volke eigenthümlich. Dies beweist die Form ihres Handwerkszeugs, von dem auch nicht ein einziges Stück mit dem unsern übereinstimmt. Man mag ansehen was man will, ein Beil, eine Säge, Ambos, Bohrer, Blasebalg, alles ist anders wie bei uns, ohne deshalb weniger praktisch zu sein. Im Gegentheil ist praktische Einfachheit und möglichste Wirksamkeit bei billigster Construction ein hervortretender Zug an den Werkzeugen chinesischer Technik.

Ebenso wie wir von den Chinesen die Seidenbereitung erlernt, wie ihre Erfindung des Pulvers, der Buchdruckerkunst und des Kompasses der unsern viele Jahrhunderte voranging, wenn wir diese Dinge nicht gar von ihnen annahmen, sind sie auch unsere Lehrmeister in der Porzellanmanufactur gewesen und darin bisjetzt noch unerreicht geblieben.

Der frühesten Porzellanfabrik wird in den Annalen des Landes zu Anfang des 7. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung Erwähnung gethan. Sie befand sich in der Provinz Kiangsi,

die noch gegenwärtig das meiste Porzellan liefert. Die berühmten Oefen von King-ta-tschin, welche das schönste Fabrikat erzeugen, wurden jedoch erst drei Jahrhunderte später angelegt. Die Vorzüge des chinesischen Porzellans vor dem unsern bestehen in seiner Härte, der Feinheit seines Bruchs, in seiner Transparenz und in dem Widerstande, den es der Hitze entgegensetzt, ohne zu springen oder Risse zu bekommen. In diesen Punkten haben wir vergebens versucht, das chinesische Porzellan zu übertreffen. Was dagegen Form und Malerei betrifft, so sind die Fabrikate von Sèvres, Meißen und Berlin bei weitem schöner als die kostbarsten chinesischen Sachen. Es ist bisjetzt nicht aufgeklärt, wie die Bereitung des Porzellans in China stattfindet. Nach allem, was man darüber erfahren, scheint zunächst die Porzellanerde feiner gemahlen zu werden als bei uns; außerdem soll sie aber auch einen Zusatz einer uns unbekannten Quarzart erhalten.

Das schönste chinesische Porzellan ist mehrere Hunderte von Jahren alt, sehr selten und sehr theuer. Es wird von den reichen Chinesen zu enormen Preisen gekauft und ihren Sammlungen von Antiquitäten einverleibt, die sich in jedem wohlhabenden Hause befinden. Was sich, aus frühern Zeiten stammend, in Europa befindet und verkäuflich ist, wird von speculativen Kaufleuten aufgekauft und nach China zurückgeführt. Ich habe einzelne dieser Sachen hier auf Auctionen versteigern und von Chinesen zu ganz unerhörten Preisen erstehen sehen. Namentlich ist eine unter dem englischen Namen cracker ware bekannte Porzellanart sehr gesucht. Dies sind gewöhnlich Vasen von 12—16 Zoll Höhe und gelblich weißer Farbe, ohne alle Verzierungen und gefällige Formen. Ihre ganze Kostbarkeit besteht darin, daß die Glasur überall in kleine unregelmäßige Quadrate oder rechtwinklige Figuren zersprungen ist. Dies wurde früher bei der Bereitung künstlich hervorgebracht. Das Geheimniß ist aber in China verloren gegangen

und die Waare deshalb so gesucht. Einzelne dieser Vasen, die sehr alt aussahen, gingen zu 50 — 60 Taels das Stück fort. Ich bin indessen überzeugt, daß die englischen Porzellanmanufacturen das Geheimniß entdeckt haben und anwenden, sodaß alle diese theuern Stücke wahrscheinlich erst frisch fabrizirt und kaum ein Jahr alt sind. Im Fälschen und Nachmachen erweisen sich die Chinesen selbst als große Meister. Doch erlaubt ihnen ihr Eigendünkel nicht, die Meinung zu fassen, daß sie von den Barbaren betrogen werden könnten, und dieser Umstand begünstigt die Durchführung jenes Betrugs. Die Ausfuhr des Porzellans ist jetzt fast auf Null reducirt. Das europäische ist sowol billiger als geschmackvoller und höchstens kauft ein Curiositätensammler hier und da ein paar chinesische Vasen.

Ebenso geht es mit den Lackwaaren der Chinesen, die früher bei uns sehr geschätzt waren, durch die neuern europäischen Erfindungen aber sehr verdrängt werden, obwol sich nicht leugnen läßt, daß wir den Glanz der feinern Sachen nicht erreichen. Diese sind aber auch in China sehr theuer. Der gröbere Lack wird aus dem Samen der Dryandra cordata, der feinere aus einer Species des Rhus bereitet, und seine größere Kostbarkeit entsteht hauptsächlich aus der großen Sorgfalt, die beim Auftragen der verschiedenen dünnen Lacklagen angewendet werden muß.

In der Verarbeitung des Eisens sind die Chinesen ziemlich weit, obwol sie theurer arbeiten als wir. Ihr weißes Kupfer sieht Silber sehr ähnlich, ist sehr feinkörnig und nimmt schöne Politur an. Es besteht aus einer Legirung von Kupfer, Zink, Eisen und etwas Silber mit einer Beimischung von Nickel. Die Erze werden fein gepulvert, mit Holzkohlenstaub vermischt, in Schmelztiegeln über langsamem Feuer geglüht und die aufsteigenden Metalldämpfe niedergeschlagen. Es werden aus diesem Metall alle möglichen Hausrathsgegenstände ge-

fertigt. Seine merkwürdigste Verwendung ist jedoch die Ueberziehung von irdenen Theetöpfen damit, eine Arbeit, die man wol auch nur in China antrifft. Die Glasfabrikation ist unbekannt. Was von Glaswaaren sich im Lande befindet, hat alles europäischen Ursprung. Spiegel werden aus Metall, einer Mischung von Kupfer und Zinn mit etwas Silberzusatz, gefertigt, Laternen, wie ich schon bemerkt, aus Papier, Horn oder Seide. Die Fenster bestehen im Süden aus Papier, im Norden aus Horn oder transparenten Muscheln, gewöhnlich aus den dünngeschliffenen Perlmutterschalen. Bisweilen versuchen die Chinesen gebrochenes europäisches Glas umzuschmelzen; die Resultate ergeben sich jedoch als sehr mangelhafte. Trinkgläser kennt man nur in den Küstenstädten; unser gläsernes Tafelgeschirr wird fast überall durch Porzellan ersetzt.

In Holz- und Elfenbeinschnitzereien sind die Chinesen allen andern Nationen weit überlegen. Ihre berühmten Elfenbeinbälle, von denen oft sechs bis acht verschiedene ineinander ruhen, haben von jeher die Bewunderung der Europäer erregt, und man wollte nicht glauben, daß sie aus Einem Stück geschnitten seien. Ich habe ihre Verfertigung jedoch selbst gesehen und über den schnellen Fortgang der Arbeit gestaunt. Die massive Kugel wird zunächst in sechs bis acht Richtungen regelmäßig durchbohrt; dann wird mit einem hakenförmigen Messer die Substanz zwischen den Oeffnungen innen herausgeschnitten und die äußere Halbkugel abgetrennt. Ist die bestimmte Zahl der Kugeln auf diese Weise herausgeschnitten, so beginnt die Bearbeitung der äußern Fläche und man kann schon recht hübsche Kunstwerke der Art für 2—3 Thaler haben. Ihre Möbelschnitzereien sind sehr gesucht, und ich habe schon erwähnt, daß die gutfaçonnirten Möbel von den Fremden sehr theuer bezahlt und nach Europa ausgeführt werden. In Kanton gibt es in dieser Art das Beste. Ebenso liefert China sehr viel

Schnitzereien aus Stein, Perlmutter und Bergkrystall. Die Figuren aus dem Yustein sind sehr gesucht, aber ungemein theuer, ohne daß wir ihnen Geschmack abzugewinnen wußten. Die Riechfläschchen aus Achat und Bergkrystall sind merkwürdig, kaum 2 Zoll lang und durch eiue nicht über einen Viertel Zoll weite Halsöffnung nicht nur inwendig vollkommen ausgearbeitet, sondern an der innern Fläche mit kleinen eingravirten Charakteren beschrieben, die man durch die transparenten Wände lesen kann.

Es existirt in China eine Art weißlich grauer mit schwarzen oder dunkeln Adern durchzogener Marmor. Diese Adern nehmen oft merkwürdige Gestalten an und ähneln bisweilen Landschaften, bisweilen Bäumen oder Thieren. Derartige Platten werden in größere oder kleinere Quadrate geschnitten und vielfach in den Zimmern wie Bilder als Zierrath aufgehängt. Oft sind die Figuren sehr täuschend, aber man muß sich wohl hüten, sie für Natur zu halten. Der Chinese ist ein geborener Fälscher und hat es sehr bald bewerkstelligt, die Figuren auf den Stein zu ätzen. Man thut daher wohl, in Kanton, wo hauptsächlich solche Platten feilgeboten werden, diese nicht mit den geforderten horrenden Preisen zu bezahlen. Trotz ihrer Geschicklichkeit in Stein- und Holzschnitzereien sind die Chinesen in der Bildhauerei weit zurück. Alles was sie in diesem Genre liefern, ist ungeschickt, plump und ohne Verhältnisse. Es ist kaum denkbar, daß einem so frühcivilisirten und geistig vorgeschrittenen Volke der Sinn für Kunst ganz und gar abgehen sollte. Man behauptet zwar, daß die Chinesen z. B. die disharmonischen Laute ihrer schrecklichen musikalischen Instrumente als die höchste Kunst bewundern, und dies mag bei den untern Volksklassen auch der Fall sein. Ich habe aber Gelegenheit gehabt, bei gebildeten Leuten das Gegentheil wahrzunehmen. In Schang-hae spielte die Musik der Arkona zweimal in der Woche öffentlich. Während das niedere

Volk gleichgültig vorüberging, sammelten sich alle anständigern Chinesen, die sich in der Nähe befanden, lauschten mit offenbarem Entzücken dem ungewohnten Concert und blieben bis zu Ende. In Kanton war der von mir früher erwähnte junge Kinlin gar nicht vom Fortepiano fortzubringen, wenn einer von uns spielte, und sein Gesicht strahlte stets vor Freude und Aufregung. Dies ist der Beweis, daß der Sinn für Kunst im Volke nicht gänzlich fehlt, sondern nur schlummert. Der Mangel an fremdem Beispiel bei der langen Abgeschlossenheit des Reichs, sowie die fehlende Aufmunterung im eigenen Lande ist wol die Hauptursache, daß es mit den schönen Künsten in China so traurig bestellt ist. Diese seltsame Vernachlässigung in der Entwickelung des künstlerischen Geistes hat aber ihren Grund in der Regierungspolitik, die allen Luxus zu unterdrücken und nur diejenige Arbeit zu schützen und zu heben bestrebt ist, welche Nahrung für das Volk producirt. Sollte die jetzige Umwälzung, wie voraussichtlich, eine unbeschränkte Oeffnung des Reichs für die Fremden nach sich ziehen und in dem Wachsthum des Handels sich eine neue mächtige Nahrungsquelle für das Volk aufthun, so wird die Regierung nicht mehr so starr an ihren bisherigen Principien festhalten, und mit dem zunehmenden Wohlstande wird gewiß auch die Liebe zur Kunst erwachen.

Zu den freien Künsten in China, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, gehört auch noch die medicinische Wissenschaft, da jeder Beliebige sie betreiben und ohne irgendwelche Staatscontrole als Arzt prakticiren kann. Die Heilkunde steht daher natürlich noch auf einer sehr niedrigen Stufe, sie entbehrt jeder wissenschaftlichen Begründung und ist nichts weiter als Quacksalberei. Sie hat namentlich viel mit der Zahl fünf zu thun. Die chinesischen Aerzte unterscheiden fünf auf das Körpersystem Einfluß habende Planeten: Saturn, Jupiter, Mars, Venus und Mercur; fünf Eingeweide: Ma-

gen, Leber, Herz, Lunge, Nieren; fünf Elemente oder Grundstoffe des Körpers: Erde, Feuer, Holz, Metall und Wasser; fünf Farben: gelb, grün, roth, weiß und schwarz, und endlich fünf Arten von Geschmack: süß, sauer, bitter, stechend und salzig. Die Ansichten dieser Aerzte über die Wirkung von Arzneien sind ebenso seltsam. So sagen sie z. B., die obere Hälfte des Körpers gehöre zum Himmel und die für diesen Theil bestimmten Arzneien müßten aus den Köpfen der Pflanzen bereitet werden. Die Mitte der Pflanzen ist für die Leiden des Bauches und die Wurzel für die Krankheiten der Füße bestimmt. Die Apotheken in China enthalten eine Masse von einfachen Mitteln, an deren Spitze der Ginseng, die getrocknete und gekochte Wurzel von Panax quinquefolia steht. Die Wurzel kommt aus der Tatarei, ist gelblich und fast transparent, ein Monopol des Kaisers und sehr theuer. Man hat sie auch vielfach aus Amerika eingeführt, doch steht diese in keinem hohen Werthe. Eine Arznei, in der nicht Ginseng ist, betrachtet ein Chinese stets als unwirksam.

Zur Vertreibung örtlichen Schmerzes wird allgemein die Moxa angewandt, die aus den feinsten Fibern einer Art Artemisia bereitet wird. Diese Moxa, in Kugelform auf die schmerzende Stelle gesetzt und angezündet, soll schnell fortbrennen und wenig Schmerz verursachen. Die Basis des Kegels hat ungefähr den Umfang eines Pfennigs. Wie häufig das Mittel gebraucht wird, habe ich sowol in China wie in Japan beobachten können. Oft wiesen bei Leuten Stirn, Arm, Hals und andere Körpertheile wol zwanzig und mehr Narben von den Brandwunden der Moxa auf. Von Anatomie und Physiologie haben die chinesischen Aerzte fast gar keinen Begriff. Sie amputiren und operiren nie, und die einzige in China stattfindende Amputation ist die officielle des Kopfes auf dem Richtplatze.

Nur in Bezug auf den Knochenbau des Menschen verra-

then nicht nur die Aerzte, sondern auch die gemeinen Chinesen eine gewisse Kenntniß. Sie wissen die Zahl der Knochen, ihre Stellung u. s. w. und belegen sie auch mit Namen. Es hängt diese Kenntniß mit der großen Rücksicht zusammen, die sie den Gebeinen ihrer Vorfahren widmen. Wechselt z. B. ein Chinese seinen Wohnort, so nimmt er auch pietätsvoll die Ueberreste seiner Vorfahren mit fort. Ich hatte selbst Gelegenheit, mich von den osteologischen Kenntnissen der Chinesen zu überzeugen. Die Jesuitenmission in Schang-hae hatte während unsers dortigen Aufenthaltes ein Stück Land erworben, das früher ein chinesischer Begräbnißplatz war. Es sollten darauf Gebäude errichtet werden, und es ward öffentlich bekannt gemacht, daß man mit der Planirung des Grundstückes an einem bestimmten Tage vorgehen werde. Sämmtliche Familien, welche Verwandte unter den auf dem Platze Begrabenen hatten, trafen nun eiligst Vorkehrungen, die theuern Gebeine zu entfernen, und jeden Tag konnte man 30—40 Gräber öffnen und mit größter Sorgfalt alle Knochen und Knöchelchen sammeln sehen. Ein Mann hatte ein geschriebenes Verzeichniß derselben, und nach der Reihenfolge wurden sie in 2 Fuß lange Kistchen vorsichtig in Watte gepackt, der Schädel regelmäßig oben aufgelegt, und dann alles seiner neuen Ruhestätte geschafft.

Die chinesischen Aerzte, die als äußerliches Kennzeichen, wie die Buddhapriester, einen kahlgeschorenen Kopf haben, unterscheiden am Körper verschiedene Arten des Pulses und bekunden dadurch ihre gänzliche Unwissenheit über den Blutumlauf. Wenn der Arzt zu einem Kranken gerufen wird, fühlt er zuerst nach dem Pulse, aber an beiden Armen und an drei verschiedenen Stellen, am Handgelenk und an zwei Punkten in der Gegend des Elnbogens. Ebenso wenig kennen sie einen Unterschied zwischen Arterien und Venen. Gemäß ihren Anschauungen in Bezug auf die Elemente, aus denen der Körper

zusammengesetzt ist, nehmen sie an, daß bei jeder innern Krankheit das Verhältniß des einen zum andern gestört ist. Ihre Diagnose besteht demnach darin, daß sie zu bestimmen suchen, wie viel der Körper von einem Elemente mehr oder weniger hat, als er besitzen soll. Danach richten sie dann auch ihre Medicamente ein und verordnen z. B. Holz, Erde, Wasser u. s. w. Medicinische Schulen bestehen in China nicht. Die Aerzte bilden eine Gilde, die ihre Kunst und Geheimnisse sorgsam bewahrt und nur zuverlässigen Schülern anvertraut. Uebrigens läßt sich nicht leugnen, daß sie neben allen Quacksalbereien in gewissen Krankheiten überraschend glückliche Curen machen, und sie werden deshalb in solchen Fällen selbst von Europäern vielfach zu Rathe gezogen.

Das Honorar für einen Besuch beträgt 1½—2 Groschen, exclusive des Sänftenträgerlohnes, und es muß schon ein sehr berühmter Arzt sein, der 5 Groschen fordert und erhält. In Kanton wohnt jetzt ein nach europäischer Art gebildeter chinesischer Arzt, der erste und einzige seiner Art. Er hat seine Studien in England auf der Universität Oxford gemacht, ist ein sehr aufgeklärter Mann und erfreut sich des Zuspruchs seiner wohlhabenden Landsleute. Kürzlich hat er ein kleines medicinisches Werk für seine Collegen herausgegeben und es steht zu hoffen, daß sein Beispiel zur Nacheiferung ermuntert.

18.

Das Pitschen-Englisch. Der Comprador als Mittelsmann in Geschäften. Die chinesische Dienerschaft in europäischen Familien. Münz- und Geldwesen in China.

Ich habe weiter oben das sogenannte Pitschen-Englisch erwähnt, oder das Kauderwelsch, das die allgemeine Vermittelung zwischen Fremden und Chinesen bildet. Die chinesische Sprache ist so schwer, daß ein Europäer mindestens drei Jahre unausgesetzt studiren müßte, um sie zu lernen. Die Leute, welche nach China gehen, um dort zu handeln oder Industrie zu treiben, haben aber weder Lust noch Zeit, so viel Mühe auf ein Studium zu verwenden, das ihnen außerdem nicht einmal reelle Vortheile sichert, und von dem sie später nach ihrer Rückkehr in Europa nicht den mindesten Gebrauch machen können. Sie haben es daher von vornherein gar nicht versucht, und unter den vielen Tausenden von Europäern, die China jetzt bevölkern, gibt es kaum zehn, die der Sprache wirklich mächtig sind. Da jedoch irgendein Idiom zur geschäftlichen Verständigung nöthig war, so hat sich das Pitschen-Englisch gebildet, ein Englisch, das aber auch von den Engländern erst erlernt werden muß, weil es vollständig corrumpirt, mit chinesischen Worten gemischt und mit chinesischer Satzconstruction gesprochen wird. Das beste Beispiel dieses

Jargons gibt das Wort Pitschen, die chinesische Aussprache des englischen Wortes business (Geschäft), sodaß Pitschen-Englisch in der Uebersetzung Geschäfts-Englisch heißt. Geschäft ist bei den Chinesen das Wichtigste in ihrem socialen Leben, und auf wie viele andere Beziehungen das Wort übertragen wird, ist ebenso merkwürdig, als es zur Charakteristik des Volkes einen Beitrag liefert. Wollen sie z. B. sagen: „Du sprichst eine Unwahrheit", so drücken sie dies aus: „you makee ly pitchen", „Du machst ein Lügengeschäft." Ebenso sprechen sie von „love pitchen, chin chin joss pitchen", „Liebesgeschäften, Götteranbetungsgeschäften" u. s. w. Noch unverständlicher wird diese Sprache durch verschiedene Eigenthümlichkeiten in den Sprachorganen der Chinesen, die z. B. kein r haben, sondern stets l dafür setzen, und an die meisten Worte ein i oder o hängen. „My talkeeplopple" ist ein Beispiel dieser Art, das schwerlich jemand verstehen wird, wenn er auch noch so gut englisch spricht, da es heißen soll: „I talk propre", „ich rede, wie es sich gehört, oder die Wahrheit." Oder man kommt in ein europäisches Haus und fragt, ob der Herr zu Hause ist. Das richtige „Is Mr. N. at home?" würde kein chinesischer Bedienter verstehen. Man muß fragen „Mr. N. hab got?" und der Diener wird dann antworten: „Hab got topside, down side oder inside", „Ja, der Herr ist oben, unten oder drinnen". Number one, Nummer eins, spielt im Pitschen-Englisch ebenfalls eine große Rolle und wird auf alle moralischen Eigenschaften übertragen; alles, was als besonders gut und ausgezeichnet hervorgehoben werden soll, ist number one. Der Chinese spricht von number one Thee, number one Geld, womit die unbeschnittenen spanischen Thaler bezeichnet werden, ebenso wie von numbel one mastel (r), einem guten Herrn, oder numbel one lial (r), einem pfiffigen Lügner. Ja und nein wird sehr selten gebraucht, statt dessen can und no can, kann und kann nicht. Ebenso dient das aus dem Spa-

nischen übernommene Wort sabee (von saber) für alle Formen der Zeitwörter wissen und verstehen. Die häufige Anwendung des Wortes piece, Stück, ist aus dem chinesischen Sprachgebrauche übertragen. Der Chinese setzt nicht die einfache Cardinalzahl vor das Hauptwort, sondern fügt stets Stück dazwischen. Er spricht daher stets von einem Stück Frau, vier Stück Männern. Unsere preußische Flagge bezeichneten sie mit „one piecee white flag, with one largee-piecee black fowlo inside", d. h. ein Stück weiße Flagge mit einem großen Stück schwarzen Huhn darin, und als wir nach längerer Anwesenheit ihnen näher bekannt wurden, machten sie aus dem englischen Prussian für Preußen Blussum.

Seit den letzten Jahren, wo die Franzosen im Süden und Norden Posto gefaßt, hat sich auch ein Pitschen-Französisch gebildet, da der Franzose im Auslande ebenso wie der Engländer seine Muttersprache selbst zur Geltung zu bringen sucht; jedoch ist es sehr lokal und wird bisjetzt nur in der Umgegend der französischen Quartiere verstanden. Nur die Deutschen, die womöglich mit den eigenen Landsleuten im Auslande eine fremde Sprache reden, bleiben hier, wie überall, trotz ihrer großen Zahl nicht deutsch, und ungeachtet des Namens Germania, wie sie ihren Club getauft haben, hört man in demselben mehr englische wie germanische Laute. Wenn nun auch dieses Geschäfts-Englisch genügt, um sich mit dem Dienerpersonal und den Kaufleuten in den Küstenstädten zu verständigen, so reicht es für den Europäer doch durchaus nicht aus, um mit jedermann auszukommen oder mit Leuten aus dem Innern kaufmännische Transactionen abzuschließen. Es hat sich daher, seitdem Fremdenverkehr in China gestattet ist, eine Art einheimischer Zwischenhändler herausgebildet, die unter dem Namen Comprador (vom spanischen comprar, kaufen) bekannt sind, und entweder als Angestellte in den europäischen Kaufmannshäusern oder unabhängig zwischen Ausländern und Chinesen alle Geld-

geschäfte geringerer oder größerer Art vermitteln. Durch Procente, die sie sich entweder nehmen, oder die man ihnen stillschweigend zuerkennt, wird diese Klasse von Leuten, die von Jugend auf dazu erzogen werden, bewogen, das Interesse ihrer augenblicklichen Herren den Betrügereien ihrer Landsleute gegenüber wahrzunehmen. Der Europäer ist unter den Chinesen mehr oder minder gänzlich von ihnen abhängig, und indem er seine Geschäfte durch den Comprador abschließen läßt, kommt er immer noch am besten weg. Dem Comprador opfert er eine bestimmte Zahl Procente, von den übrigen Chinesen wird er aber doppelt und dreifach betrogen. Jener nimmt 10 Procent von allen Ankäufen, das ist so Stil. Der Europäer weiß es, sanctionirt den Betrug durch Stillschweigen, und der bei diesem Satze stehen bleibende Comprador gilt bei seinen Landsleuten für einen anständigen, ehrenwerthen Mann, während er bei ihnen als Betrüger dastehen und der allgemeinen Verachtung anheimfallen würde, wenn er mehr nähme.

Das Gehalt dieser Compradoren, die übrigens meistens sehr gewandte Leute sind, fertig englisch lesen und sprechen und nicht selten einen literarischen Grad erworben haben, richtet sich nach der Bedeutung des Handelshauses, dem sie angehören, aber in umgekehrtem Verhältnisse. Je größer der Geschäftskreis des Hauses, desto kleiner das Gehalt, weil eben die Procente dabei in Betracht gezogen werden. Im Verhältniß zu den Summen, die in ihrer Eigenschaft als Kassirer durch ihre Hände gehen, müssen sie Caution stellen, und in einigen der ersten Häuser beläuft sich deren Summe auf 100000 Dollars. Solche Compradoren fangen gewöhnlich ohne alle Mittel an. Söhne chinesischer unbemittelter Kaufleute beginnen sie die Carrière als Diener in den Häusern der Europäer, machen sich als solche mit deren Sprache, Sitten und Gewohnheiten bekannt, avanciren allmählich zum Haushof-

meister, und werden, wenn sie sich die nöthigen Kenntnisse angeeignet und eine kleine Caution gespart haben, Compradoren, um dann gewöhnlich als reiche oder wenigstens wohlhabende Männer zu enden.

In China darf man jedoch nicht Diener mit Bedienten verwechseln. Ein chinesischer Diener oder Boy (Junge), wie er von den Europäern genannt wird, läßt sich nie herab, Zeug zu reinigen, Stiefel zu putzen oder dergleichen niedere Dienste zu verrichten, dafür sind die Bedienten oder Kuli. Der Boy ist der Kammerdiener, er macht Gänge, steht bei Tische hinter dem Stuhle seines Herrn und begleitet diesen, wenn er eingeladen ist, um ihm aufzuwarten, da man in China stets seinen eigenen Diener mitbringen muß, wenn man in einem fremden Hause etwas zu essen haben will. Er erscheint vom frühen Morgen bis zum späten Abend rein und adrett angezogen, und darf allein die Zimmer betreten, während der Kuli draußen bleibt.

Da es Europäern bei ihrer Unkenntniß der Sprache und in großen Städten unmöglich sein würde, ihre zahlreiche Dienerschaft zu controliren und sich gegen deren Spitzbübereien zu sichern, so wird nie ein Domestik ohne Garantie in das Haus genommen. Selbst der Comprador findet trotz seiner Caution nur eine Anstellung, wenn er zwei sichere und zahlungsfähige Männer als Bürgen für seine Sicherheit stellt, und er ist wieder seinem Herrn Bürge für das gesammte Dienerpersonal für das Silberzeug verantwortlich, und hat es zu ersetzen, wenn etwas im Hause fortkommt. Daher sind fast alle Bedienten eines Hauses Verwandte oder nahe Bekannte des Comprador, der sie so gut als stellvertretender Vater zu schulen weiß, daß es selten bessere, reinlichere, aufmerksamere, ruhigere Bedienten gibt als die chinesischen Boys in europäischen Häusern.

Zum Schlusse mögen noch einige Bemerkungen über die Geldverhältnisse in China hier Platz finden. Courante Münze gibt es in dem großen Lande nur eine Art, die Scheng oder, wie sie von den Fremden genannt werden, Cash. Sie sind aus einer Mischung von Kupfer und Zinn gefertigt, von der Form eines Zweigroschenstücks, und in der Mitte mit einem viereckigen Loche versehen, um auf Schnüre gezogen zu werden. 100 Scheng machten ursprünglich ein Mäs, 10 Mäs einen Tael aus; jetzt jedoch ist der Werth des letztern auf 1500 Scheng gestiegen. Mäs und Taels existiren in Wirklichkeit nicht mehr. Sie wurden so viel gefälscht, daß die Regierung alles Kupfer- und Silbergeld einzog, und selbst die Composition der Scheng allmählich so verschlechterte, daß diese Scheidemünze jetzt 50 Procent unter ihrem ursprünglichen Werthe steht. Trotzdem wird selbst dies schlechte Geld noch gefälscht und wer für einen Tael Scheng einwechselt, ist als Europäer sicher, mindestens 200 eiserne oder bleierne Stücke unter der Schnur von 1500 zu finden, wenn er sie beim Empfang nicht genau revidirt.

Es ist klar, daß bei der mangelhaften Communication in dem mächtigen Reiche und seinem bedeutenden in- und ausländischen Handel eine Münze wie die Scheng unmöglich dem Bedürfnisse entsprechen kann, da eine Summe von 100 Thalern über einen Centner wiegt, und daß nothwendigerweise ein Surrogat geschaffen werden mußte, um nicht allen Verkehr ins Stocken zu bringen. Edles Metall war dazu durchaus nothwendig; da aber keins aus der Landesmünze hervorging, wurden ausländische Silbermünzen die gangbaren Verkehrsmittel. China bezieht aus den übrigen Welttheilen im Verhältniß zu seinen Exporten fast nur Opium. Die 500 Millionen Pfund Thee und 200,000 Ballen Seide, welche es jährlich an das Ausland abgibt, müssen zur Hälfte baar und in klingendem Silber bezahlt werden. Dies bleibt alles

im Lande und wird größtentheils in Saisis umgeschmolzen, die dann als Silbergeld cursiren. Aus diesem Umstande erklärt sich auch wol mit die Abnahme des Silbers in Europa, die schon öfter die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und bei den Staatsökonomen Bedenken erregt hat.

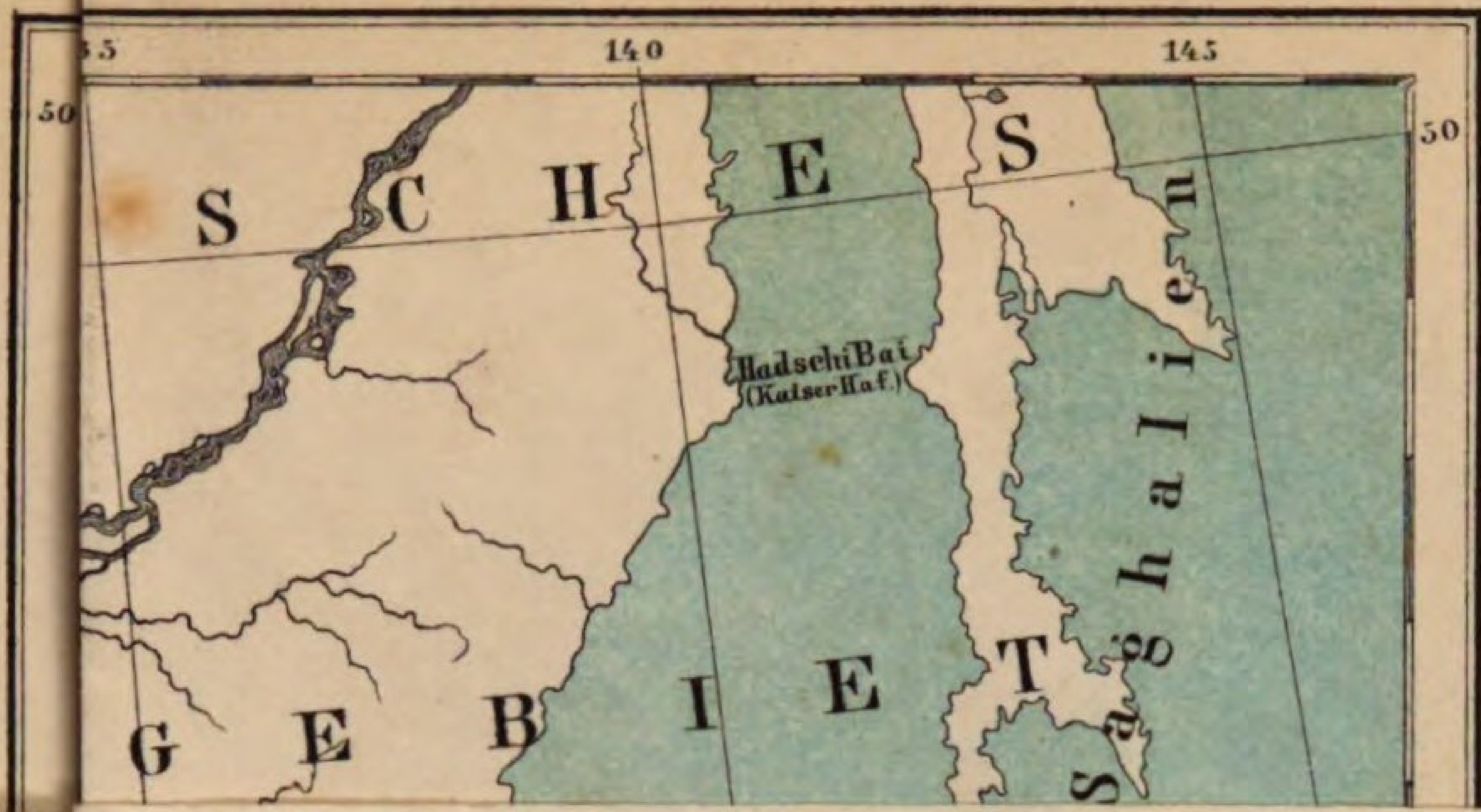
Die von mir schon bei Schilderung der Neujahrsfestlichkeiten erwähnten Saisis sind kleine schuh- oder kahnförmige Barren von 10—50 Taels (20—100 Thaler) Werth, die jeder große Kaufmann selbst gießen läßt und als Garantie für die Richtigkeit ihres Nominalwerthes mit seinem Namenszuge stempelt. Ihr Silbergehalt wird dadurch von der Regierung indirect festgestellt, daß alle fiskalischen Abgaben in diesen Barren bezahlt werden und ihr Gehalt aus 28 Theilen reinen Silbers und 1 Theil Kupfer bestehen muß. An der Küste sind überall mexicanische Thaler die gangbare Münze, und sämmtliche Zahlungen werden in ihnen geleistet, obwol man nominell im Norden nach Taels und im Süden nach Dollars rechnet. Das Eigenthümliche und Merkwürdige dabei ist aber, daß sich dies Nominelle auch allmählich auf das Reelle übertragen hat. Wenn es sich auch aus der größern Entfernung von Europa erklären läßt, daß daher bezogene Gegenstände in Schang-hae 1 Tael kosten, die in Hongkong nur mit 1 Dollar bezahlt werden, so bleibt es immer höchst merkwürdig, daß man z. B. für die Hinfahrt von Hongkong nach Schang-hae mit der Post 60 Dollars gibt, dagegen auf der Rückfahrt von Schang-hae nach Hongkong auf demselben Schiffe 60 Taels, also 25 Procent mehr bezahlen muß. Solche Anomalien sind aber auch nur in einem Lande wie China möglich, und können nur von einem Publikum geduldet werden, das den Geldunterschied von 30 Thalern als eine nicht nennenswerthe Bagatelle betrachtet. Im Süden schlägt jeder Geschäftsmann, durch dessen Hände Dollars gehen, ebenfalls seinen Stempel darauf, und man sieht fast nie eine solche Münze ohne

20—50 Stempel, sodaß oft die beiden Seiten gar nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind. Dieses Stempeln soll ursprünglich eine Garantie gegen Fälschung sein; es wird jedoch häufig geradezu das Gegentheil. Theils werden mit dem Stempeln kleine Stückchen Silber herausgeschlagen, theils die Ränder beschnitten. Oder man nimmt etwas Metall aus der Mitte, das durch Blei ersetzt wird, und sucht die Stelle durch einige Stempel unkenntlich zu machen. Chinesen gegenüber gelingt dieser Betrug weniger, weil ein Geschäftsmann einen falschen Dollar entweder sofort am Gefühl oder am Klange oder auch am Gewicht erkennt, da er jede Silbermünze wiegt, aber Europäer müssen sehr häufig darunter leiden. Neben den mexicanischen Thalern wird in China jedoch alles übrige Geld genommen, wenn es nur Silber ist, und wir haben für unsere preußischen Thaler stets den vollen Werth von 3 Shilling Sterling nach ihrem Gewichte erhalten. Im Norden wird kein Dollar angenommen, der einen Stempel hat, wenn man nicht Agio zahlen will. Hier ist die Bedingung bei allen Zahlungen: clean mexican dollars, reine mexicanische Thaler; jedoch schützt dies ebenso wenig vor der Fälschung, und man muß jedes Stück sorgfältig untersuchen, das man von einem Chinesen erhält. Wie ich schon früher bemerkte, gilt es in China durchaus nicht für unmoralisch, einen Fankwei zu belügen oder zu betrügen, und eine beherzigenswerthe Regel für Europäer ist es, in dieser Beziehung keinem Chinesen zu trauen, er mag so hoch oder niedrig stehen wie er wolle. Wir haben während unsers Aufenthaltes dies schwer empfunden, und ich spreche aus Erfahrung. Man braucht sich durchaus nicht zu scheuen, überall offenes Mistrauen zu zeigen. Läßt man sich täuschen, so wird man für dumm gehalten, steigt jedoch sofort in der Achtung, wenn man sich nicht überlisten läßt.

Ich glaube hiermit dasjenige berührt zu haben, was

mir in China sowol in Betreff der Landesart wie des Volkes als charakteristisch erschienen ist und meiner Ansicht nach für deutsche Leser von Interesse sein kann. Ich bin weit entfernt, meine Wahrnehmungen als maßgebend hinstellen zu wollen. Um China und die Chinesen richtig zu beurtheilen und sie wahr zu schildern, dazu gehört ein vieljähriger Aufenthalt im Lande und vor allen Dingen die Kenntniß der Sprache. Ich war nicht ein volles Jahr dort, und von der Sprache verstand ich nichts. Manches mag ich daher einseitig und unrichtig aufgefaßt haben, jedoch war meine Absicht auch nur, die Eindrücke wiederzugeben, die Land und Leute auf mich gemacht, nicht aber eine kritische Abhandlung zu schreiben, zu der mir die erwähnten Vorbedingungen fehlten. Was ich in meiner Schilderung nicht aus eigener Anschauung habe, verdanke ich der Mittheilung von Leuten, die lange Jahre im Lande waren und denen ich ein competentes Urtheil zutrauen durfte; aber was den Charakter des Volkes angeht, so tappen sie ebenso im Finstern wie fast jeder Europäer. Dem Europäer gegenüber zeigt sich der Chinese nun einmal nicht, wie er wirklich ist, und in diesem Umstande allein haben wir die Erklärung der Gegensätze zu suchen, die im Volkscharakter uns so schroff entgegentreten, und die wir sonst nicht begreifen können. Die historischen, statistischen und politischen Notizen endlich habe ich Davis entnommen, der in China nicht nur für einen der besten Sinologen, sondern auch für einen der gediegensten Kenner chinesischer Zustände gilt, und in seiner langjährigen Stellung als Regierungsdolmetscher und Gouverneur von Hongkong Gelegenheit hatte, die zuverlässigsten Nachrichten zu sammeln.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


35
140
145
50
50
S C H E S
S
Saghalien
Hadschi Bai
(Kaiser Haf.)
G E B I E T